

**Proletarier aller Länder, vereinigt euch!**

Nach der deutschen Erstausgabe von 1926,  
in der vom Verfasser autorisierten Übersetzung  
von Maria Eisenstein

VKS GmbH  
Postfach 102051  
63020 Offenbach  
1. Auflage 1997  
ISBN 3-932636-29-5

A. Schapowalow

# **Auf dem Weg zum Marxismus**

Verlag Olga Benario und Herbert Baum



# S t a t t e i n e r V o r r e d e

Nach der russischen Revolution 1905, lange bevor er zu den Feinden der Arbeiterklasse überging, schrieb K. Kautsky, nirgends in der Welt gäbe es eine sozialistische Partei, die eine (relativ und absolut) so große Zahl wissenschaftlich gebildeter sozialistischer Propagandisten besäße, wie die russische. Wenn das auf die Zeit um 1905 zutrifft, so um so mehr auf die neunziger Jahre, wo die Zirkel, die später den Grundstock unserer Partei bildeten, sich hauptsächlich aus der Intelligenz rekrutierten. Man kann wohl sagen, daß in den neunziger Jahren auf je zehn Intellektuelle ein einziger Arbeiter kam.

Der Weg, der die Intelligenz zum Sozialismus führte, unterschied sich wesentlich von dem Weg, auf dem die Arbeiter zu ihm gelangten. Vor allem war es das theoretische Studium, das gewisse Kreise der Gebildeten zu Freunden der Arbeiter und aller Unterdrückten machte und sie die Leiden der Millionen Menschen mitempfinden ließ.

In jenen weit zurückliegenden Zeiten, wo der russische Arbeiter, ganz auf sich selbst angewiesen, sich meistens ohne Hilfe einer Partei in allen Grundproblemen des Lebens allein zurechtfinden mußte, wurde er hauptsächlich von der Verzweiflung über seine elende Lage und die Ungerechtigkeit der Besitzenden und vom Haß gegen die Unterdrücker geleitet.

Autobiographien und Memoiren werden gewöhnlich von Intellektuellen geschrieben. Wenn es aber schon unter ihnen heute nur ganz wenige mehr gibt, die bereits in den neunziger Jahren mitarbeiteten, wie gering an der Zahl sind da die proletarischen Genossen, die schon damals der Partei angehörten.

Die Memoiren eines einfachen Parteimitglieds, eines gewöhnlichen Arbeiters, der zur Zeit der schlimmsten zaristischen Willkür die Wahrheit zu suchen begann und die revolutionäre Bahn betrat, damals, als den Arbeitern noch alle Wege versperrt waren, als es weder Parteien noch Organisa-

tionen, noch Gewerkschaften gab, als der einzelne Arbeiter noch ganz auf sich selber angewiesen war, müssen für die heutige junge Generation, die unter dem unmittelbaren Einfluß der Partei herangewachsen ist, von Interesse sein.

Ich war in dieser Lage eines ganz vereinzelt, geistig isolierten Arbeiters. Unter dem Druck der unerträglichen Lebensbedingungen begann ich über den Sinn des Lebens nachzudenken; anfangs verfiel ich dem schädlichen und verwirrenden Einfluß der Religion; als ich dieses Narkotikum überwunden hatte, kam ich auf den Gedanken, Sozialisten zu suchen, um mich ihnen anzuschließen. Ich gründete einen Arbeiterzirkel und suchte zwei Jahre lang. In der Fortbildungsschule stieß ich auf Arbeiter, die Narodowolzen-Terroristen waren, und nun träumte ich davon, an dem Zaren und an den Reichen Rache zu nehmen und mit einer Bombe in der Hand zu sterben.

1894 lernte ich die Theorie des Marxismus kennen, und das gab meinen Gedanken eine ganz neue Richtung. Von nun ab leitete und beherrschte mich nicht mehr düstere Verzweiflung, sondern Hoffnung und Zuversicht. Ich schloß mich 1895 dem „Kampfverband“ an und nahm regen Anteil an dem ersten berühmten Massenstreik der Weber 1896. Die plötzliche Verhaftung machte dieser Periode meiner revolutionären Tätigkeit ein jähes Ende.

Den 4. Januar 1922

A. Schapowalow

## V o r r e d e z u r z w e i t e n A u f l a g e

Der erste Teil dieses Buches erschien 1922 im Staatsverlag unter Redaktion des „Istpart“<sup>1</sup> und wurde 1923 mit Ausnahme einzelner Kapitel in der „Jungen Garde“ unter dem Titel „Der Weg eines jungen Arbeiters“ zum zweiten Male veröffentlicht. Beide Ausgaben sind seit langem vergriffen.

<sup>1</sup> „Istpart“ = Kommission zum Studium der Geschichte der Revolution und der KP der USSR.

Die drückenden Erlebnisse eines jungen Arbeiters, sein langes Suchen nach der Wahrheit, die bitteren Enttäuschungen seiner anfänglichen Illusionen, das ist das Hauptthema des Werkes. Der geschilderte Weg zum Marxismus war lang und mühselig. Doch war dies kaum eine Ausnahme; die meisten Arbeiter, die zu unserer Partei kamen, mußten ihn gehen. Lange Zeit hindurch war dieser schwere Weg die Regel. Der Weg zum revolutionären Marxismus, dieser mächtigen Waffe des Proletariats in seinem Kampf gegen den Kapitalismus, mit deren Hilfe die fortschrittlichen Arbeiter die historischen Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft erkennen und den die Zukunft geheimnisvoll verhüllenden Schleier herunterreißen, dieser Weg war für Rußland sehr schwierig, wie das auch Genosse Lenin in seinem Buch: „Der „Radikalismus“, die Kinderkrankheit im Kommunismus“ bezeugt. „Im Laufe eines halben Jahrhunderts“, sagt Lenin, „ungefähr seit den vierziger bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, suchte der vorgeschrittene Gedanke in Rußland, unter dem Joche eines unerhörten, wilden und reaktionären Zarismus, gierig nach der richtigen revolutionären Theorie und verfolgte mit erstaunenswertem Eifer und großer Sorgfalt jedes „letzte Wort“ Europas und Amerikas auf diesem Gebiete. Den Marxismus als die einzig richtige revolutionäre Theorie hat Rußland sich durch eine ein halbes Jahrhundert währende Geschichte unerhörter Leiden und Opfer, unerhörten revolutionären Heldentums, unglaublicher Energie und Hingabe des Suchens, des Studiums, des praktischen Forschens, der Enttäuschungen, der Prüfung, des Vergleichs mit der Erfahrung Europas, in Wahrheit durch Leiden erstritten.“

Diese Worte Lenins erlauben die Schlußfolgerung, daß der Weg Lenins und seiner Schüler nicht leicht, sondern sehr schwierig war und schwer erkämpft werden mußte.

Nicht bloß in den neunziger Jahren, auch in der Folgezeit war dieser Weg kein leichter. Man vergegenwärtige sich nur die ungeheure Gedankenarbeit eines Proletariers, der aus der religiösen Narkose erwacht und vom Haß gegen den Zarismus und die Bourgeoisie getrieben, sich erst dann unserer Partei anschließen konnte, als er Klarheit über die Sozialrevolu-

tionäre, den Oekonomismus, den Menschewismus gewonnen hatte.

Gegenwärtig sind wir Zeugen davon, welche Schwankungen und welche Enttäuschungen ihrer alten Illusionen die westeuropäischen Arbeiter durchmachen müssen, um zum Leninismus zu gelangen. Schwierig und lang ist der Weg, der sie dazu führt, der Verlockung der nebelhaften, formlosen Theorien des Anarchismus zu entsagen, den Gedanken an eine Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie fallen zu lassen, die kleinbürgerliche Passivität und die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Arbeiterklasse abzuschütteln, auf die irrige Ansicht zu verzichten, daß es einen friedlichen, unrevolutionären, unblutigen Übergang zur sozialistischen Ordnung mit Hilfe parlamentarischer Kombinationen gebe, und die Notwendigkeit des unversöhnlichen, erbarmungslosen, revolutionären Kampfes gegen den Kapitalismus klar zu erkennen. Ihr Weg zum revolutionären Marxismus ist schwer, aber er wird sie zum Siege führen, wie er die russischen Arbeiter zum Siege geführt hat.

Die russischen Arbeiter, die die ganze Welt durch ihre proletarische Revolution, ihre Standhaftigkeit, ihren Opfermut, ihren Heroismus in Erstaunen setzten, waren für die Führer der westeuropäischen Arbeiterparteien schon in den neunziger Jahren ein Gegenstand der Bewunderung, weil die fortschrittlichsten von ihnen an die Urquelle der marxistischen Theorie gingen und selbständig „Das Kapital“ von Marx studierten. Die genaue Kenntnis des revolutionären Marxismus, dieser unüberwindlichen Waffe im Kampfe gegen die Selbstherrschaft und die Bourgeoisie, hat zweifellos ihre Aufgabe erleichtert und ihnen den Weg zur Oktoberrevolution geebnet. Die Schilderung dieses Weges, der trotz aller unumgänglichen Niederlagen zum herrlichen Siege geführt hat, bleibt einem wahrhaften, großen Schriftsteller vorbehalten.

Moskau, den 5. Mai 1924

A. Schapowalow



## V o r w o r t z u r d r i t t e n A u f l a g e

Mein Büchlein „Auf dem Wege zum Marxismus“ hat bereits eine ziemlich bewegte Geschichte hinter sich. Schon 1900, also vor 25 Jahren, während meiner Verbannung in Sibirien, im Kreise Minussinsk, schrieb ich auf Drängen des Genossen Lengnik den ersten Teil des Buches nieder. Und zwar mußte ich dies, in Anpassung an die illegale Ausgabe, in etwas gekürzter Form tun, unter Weglassung der zwei ersten Kapitel. Beendet habe ich diesen Teil Ende 1900, kurz bevor ich, nach Ablauf der Verbannungsfrist, Sibirien verließ.

Da auch Genosse Lengnik den Minussinsker Kreis bereits verlassen hatte, übergab ich das Manuskript zur Beurteilung dem Genossen E. W. Baramsin, als dem einzigen damals in Minussinsk lebenden Marxisten. Da er eine Haussuchung befürchtete, versteckte er, wie es zu jener Zeit geboten war, das Manuskript auf dem Hofe des von ihm bewohnten Hauses.

Als er das Manuskript am Morgen wieder holen wollte, fand er es nicht mehr vor. Was mit der Handschrift geschehen war — ob sie Hunde weggeschleppt, ob Kinder sie zerrissen oder ob Erwachsene sie zu irgend etwas benutzt hatten, ob sie den Gendarmen in die Hände gefallen war — blieb unbekannt.

Ich konnte aus den verworrenen Erklärungen des Genossen Baramsin nicht klug werden. Das geheimnisvolle Verschwinden des Manuskripts hatte ihn konfus gemacht und er befürchtete, daß die Gendarmen, falls ihnen das Manuskript in die Hände gefallen war, auf Grund der Handschrift den Verfasser unter den wenigen Verbannten mit Leichtigkeit herausfinden könnten. Manchmal tauchte in mir der Verdacht auf, daß der gutmütige Baramsin die ganze Geschichte mit dem Verschwinden des Manuskripts einfach erfunden hatte, um mich in meiner Verfasserlehre nicht durch die Mitteilung kränken zu müssen, das Manuskript taue nicht zur Veröffentlichung.

Übrigens erfährt diese Annahme eine ziemlich beredte Widerlegung in den zahlreichen Besprechungen meines Büch-

leins in der Presse, sowie in der Beurteilung, die mir Maxim Gorki in einem Brief zukommen ließ.

Wie dem auch sei, das Fehlen eines zweiten Exemplars, der Ablauf meiner Verbannungsfrist anfangs 1901 und das darauf folgende schwere Leben eines Arbeiterrevolutionärs hinderten mich, den ersten Teil des Buches wiederherzustellen.

Erst Ende 1921 gelang es mir, ohne allerdings die Möglichkeit einer Nachprüfung an Hand von Archivmaterialien zu haben, den ersten Teil „Auf dem Wege zum Marxismus“ niederzuschreiben. Der zweite Teil entstand 1923, während meiner Kommandierung nach Deutschland. Der dritte Teil war 1924 druckfertig und wurde 1925 einer sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen. Der vierte Teil ist noch in Vorbereitung. Bei der zweiten Auflage 1924 wurde das Buch auf Grund von Archivmaterial teilweise überprüft. Erst die vorliegende dritte Auflage ist eingehender nachgeprüft worden, an Hand von Materialien aus den Revolutionsarchiven in Leningrad und Moskau, nachdem ich erst 1925 die Möglichkeit bekam, an diesen Archiven drei Wochen lang zu arbeiten.

Moskau, 24. Juli 1925

A. Schapowalow

I

AUF DEM WEGE ZUM MARXISMUS



# E i n l e i t u n g

Das charakteristische Merkmal des alten zaristischen Rußland waren die außerordentlich schwierigen Lebensbedingungen der Bauern und Arbeiter und die unglaubliche Unterwürfigkeit, mit der die Arbeiter und besonders die Bauern das Joch des Zarismus, der Gutsherren ertrugen. Der kühne Versuch der russischen Narodniki-Revolutionäre, eine Bauernbewegung gegen den Zaren, gegen die Gutsherren zu entfachen, hatte bekanntlich keinen Erfolg.

Dieser mißlungene Versuch, den Turgenjew in seinem Roman „Neuland“ meisterhaft schildert, stürzte die fortschrittlichen Menschen von damals in große Verzweiflung. „Eine Wodkaflasche in der groben Faust, an den eisigen Nordpol mit der Stirne stoßend und an den Kaukasus mit ihren Füßen, schläft einen Totenschlaf die heilige Mutter Rußland.“ (Aus dem Gedicht „Der Schlaf“ in Turgenjews „Neuland“.)

Njekrassow, der Dichter des Volksschmerzes, drückt diese Verzweiflung in folgenden Worten aus:

„Wirst du je neu in Kraft einst erwachen?  
Oder ist schon dein Schicksal vollbracht.  
Singst ein Lied, das wie Stöhnen der Schwachen,  
Lebst dahin wie in geistiger Nacht.“

Dieser Unglaube an die Fähigkeit des russischen Arbeiters und Bauern, sich gegen den Zarismus zu erheben, griff in Rußland und im Auslande ganz besonders dann um sich, als die Partei „Narodnaja Wolja“ anfangs der achtziger Jahre von der Regierung Alexanders III. zertrümmert wurde. Damals schien es fast allen, als sei die Revolution in Rußland endgültig gescheitert, als müßten alle kühnen, revolutionären Versuche an der Jahrhunderte alten Unterwürfigkeit des russischen Bauern scheitern.

Doch das schien nur so. Mit der Entwicklung des Kapitalismus, mit dem Auftreten einer Arbeiterklasse in Rußland

fand der Ruf jener stolzen und wagemutigen Revolutionäre, die in den zaristischen Kasematten zugrunde gegangen waren, endlich einen Widerhall. Zuerst allerdings nur bei den fortschrittlichsten Arbeitern.

Trotz all der ungeheuren Rückständigkeit und demütigen Unterwürfigkeit des Volkes fing die Arbeiterklasse doch allmählich an, zu denken. Einzelne Persönlichkeiten unter den Arbeitern erwachten aus ihrem Schlaf. Das waren die ersten Schwalben des heranziehenden Frühlings, die ersten Funken des Brandes, der eines Tages zum Weltbrand werden sollte. Ich bin glücklich, einer jener wenigen russischen Arbeiter zu sein, die zu neuem Leben erwachten, als ringsum noch alles in tiefem Schlafe lag, einer jener wenigen Arbeiter, die in dunkelster, schwärzester Nacht den Weg zum Lichte bahnten.

# M e i n e K i n d h e i t

Ich bin zwar in der Ukraine geboren (1871), betrachte aber unser heißgeliebtes Leningrad als meine eigentliche Heimat. Meine Kindheit, meine Jugend, all meine Erinnerungen sind mit der großen Stadt verknüpft, von der die große russische Revolution ihren Ausgang nahm und in der gleichsam der freiheitliche Geist „Groß-Nowgorods“<sup>1</sup> zu neuem Leben erwachte.

Meine frühesten Erinnerungen verbinden sich mit der Fabrik. Das monoton traurige Pfeifen der Sirenen zu Beginn und am Schluß der Arbeit, die Hammerschläge auf das Metall, der Lärm, das Rattern der Maschinen, die ungeheuren Arbeitermassen, deren lebendiger Strom sich morgens in die Fabrik und abends aus der Fabrik ergoß und alle Straßen verspernte, das war das Element, in dem ich aufwuchs und das mir seinen Stempel aufdrückte.

So wuchs ich auf dem gewaltigen Hof der Hauptwerkstätten der Petersburg-Warschauer Eisenbahn heran, sah stets immer nur Arbeiter um mich und verwurzelte in dem Gedanken, daß ich dereinst Metallarbeiter werden würde.

In allem die Meister nachahmend, eignete ich mir die damals unter den Arbeitern herrschende kritisch-verächtliche Einstellung zu dem sogenannten „Bauernpack“ an.

Die Bauern, die Erwerbsarbeit in Petersburg, dem „Fenster nach Europa“ suchten, waren in den Augen der Metallarbeiter gedrückte und rückständige Wesen. Diese kritische Einstellung übertrug ich später auch auf meinen Vater, der als Nachwächter bei den Eisenbahnwerkstätten diente und sich von den rückständigen Bauern wenig unterschied.

Mein Vater war ein ehrlicher, gradliniger Mann und hatte große Vorliebe für Blumen. Bis an sein Lebensende blieb er ein gedrückter und unwissender Mensch und glaubte, wie

---

<sup>1</sup> Ein nordrussisches republikanisches Gemeinwesen im Mittelalter, das zwar von einer Aristokratie regiert wurde, doch rechtlich von dem Willen des Volkes abhängig war. Anmerkung des Übersetzters.

übrigens sehr viele damals, den niederträchtigen Verleumdungen, die gegen die Revolutionäre ausgestreut wurden. Die Sozialisten, die das Volk zum Aufstand aufforderten und Attentate auf den Zaren und seine Minister vorbereiteten, waren in seinen Augen nicht nur nicht Freunde des Volkes, sondern, im Gegenteil, dessen gefährlichste Feinde, die, von Gutsbesitzern bestochen, sich für die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft rächten.

Von den Werkmeistern hatte mein Vater keine hohe Meinung, weil sie die üble Neigung besaßen, alles, was nicht nagelfest war, aus der Fabrik zu entwenden. Ueberdies hielt er sie für sehr leichtsinnig.

Mein Vater hing noch immer an dem Glauben, unsere Erde sei ein gewaltiges, flaches Viereck und ruhe auf drei Walfischen. Beginnen sich die Walfische zu bewegen, dann entstehen Erdbeben. Der Donner kommt davon, daß der Prophet Elias in seinem Wagen über den Himmel fährt.

Die Mutter, eine kluge Frau, hatte zwar keine Schule besucht, konnte aber lesen und schreiben. Sie erzählte viel von der Leibeigenschaft, von jener Zeit, in der sie zum „Hofgesinde“ d. h. zu den entrechteten unter den leibeigenen Bauern gehörte, als die „Herren“ ihre Leibeigenen im Pferdestall zu Tode peitschten, Hunde gegen Menschen eintauschten, sich Harems voll schöner Bäuerinnen hielten usw.

Manchmal erzählte sie auch, welch unmenschlichen Mißhandlungen mein Vater ausgesetzt war, als er während seiner Militärzeit als Bursche bei einem aristokratischen Offizier eines Garderegiments diente.

„Komme ich einmal mit einem Brief von meinem Fräulein an diesen selben Offizier. Die Tür ist nicht verschlossen. Ich trete ein und sehe, wie der Offizier aus Leibeskräften auf den Vater einschlägt. Isidor Semjonowitsch aber steht stramm vor ihm, die Hände an der Hosennaht, mit blutendem Gesicht, und wiederholt nur das eine:

„Eure Hochwohlgeboren, verzeihen Sie mir dieses letzte Mal. Ich werde mich nie mehr verschlafen und Machorka werde ich auch nie mehr rauchen.“



Der Offizier aber wurde ganz wie ein Tier, warf den Vater zu Boden und begann ihn mit Stiefelabsätzen zu bearbeiten. Drei Monate lang lag der Vater krank da. Mehrere Rippen waren ihm gebrochen.“

Der Vater hörte dieser Erzählung zu, zeigte aber keine Empörung über die Bestialitäten des „Herrn“. Im Gegenteil, er schwieg oder beschränkte sich darauf, zu sagen:

„Gott der Barmherzige möge ihm verzeihen“.

Nach ihrer Verheiratung zogen meine Eltern nach der Ukraine, der Heimat meines Vaters. Doch die vielen Hexen, die es nach der Meinung meiner Mutter dort gab, die sich in Katzen verwandelten, und auf einem Besenstiel durch die Luft ritten — sie glaubte fest daran — dann aber auch die Erinnerungen an das Petersburger Leben, an die Wälder, Wiesen, Seen und wasserreichen Flüsse des Nordens ließen meiner Mutter keine Ruhe; sie bewog meinen Vater, nach Petersburg zurückzukehren.

Mein Vater träumte zwar von einer eigenen Wirtschaft, hatte aber nicht die Kraft, sich dem Wunsche meiner Mutter zu widersetzen; bald nach meiner Geburt verkaufte er alles, legte mich in einen Korb und kehrte in die Newastadt zurück.

Ich war acht Jahre alt, als 1879 meine Eltern das Quai des Obwodny-Kanals zwischen dem Warschauer und dem Baltischen Bahnhof verließen und eine Wohnung an dem anderen Ende des riesigen Terrains der Eisenbahnwerkstätten, in den sogenannten „Flügelgebäuden“ bezogen. Das waren drei lange zweistöckige Gebäude, ganz am Rande der Stadt, in denen Eisenbahnangestellte wohnten. Auf der einen Seite waren die Eisenbahnwerkstätten, auf der anderen lag der Mitrofanjew-Friedhof. Links dehnten sich ungeheure Holzlager, rechts war ein faulender Teich und ein stinkender Misthaufen. Hier mündete die Stadt ins Freie. Hier begannen Gemüseärten und das ungeheure „Heiße Feld“.

Ein anderes Dasein als das Arbeiterleben kannte ich nicht. Seit meinem achten Lebensjahr hütete ich vom frühesten Frühling bis in den Spätherbst hinein Kühe auf den freien Grundstücken des Fabrikterrains. Mein Arbeitstag dauerte von 4 Uhr morgens bis 10, 11 Uhr abends. Im Winter war die

Arbeit bei den Kühen noch schwieriger. Ich mußte Wasser in Eimern heranschleppen, die Kühe füttern, den Kuhstall mit dem Spaten ausmisten und Milch in die Stadt tragen.

Der Vater, der es schwer hatte, unsere große Familie mit seinem Monatsgehalt von 15 Rubeln zu ernähren, hielt zwei Kühe. Da der dunkle, schmutzige Kuhstall weder Luft noch Licht hatte, waren die Kühe alle Augenblicke krank und kreperten. Meine Eltern führten beide dieses Pech auf den „bösen Blick“ neidischer Nachbarn zurück. Die neuangeschafften Kühe kamen in den gleichen schmutzigen und dunklen Stall, steckten sich an und kreperten ebenfalls. Wir hatten wenig Nutzen von diesen Kühen. Bei schwerster Arbeit nährten wir uns von Schwarzbrot und Kartoffeln. „Der Bauch ist kein Spiegel“, pflegte der Vater zu sagen, „man kann ihn auch mit Heu stopfen, ist alles ganz gleich“.

Das Gefühl körperlicher Übermüdung lernte ich mit acht Jahren kennen. Beladen mit Milchkrügen mußte ich täglich eine fünf Kilometer lange Strecke zurücklegen; täglich verging ich vor Müdigkeit und kam aus dem Schweiß nicht heraus. Die schweren Krüge lähmten meine Arme. Der „Misthaufen“ stank entsetzlich. Wenn ich in die Schule kam, war ich kaputt zum Umfallen.

In die Schule bekam ich Schwarzbrot mit, das zwischen den Zähnen knirschte, da es mit Sand vermischt war. Früh lernte ich das Gefühl des Neides kennen; es überwältigte mich jedesmal, wenn andere, glücklichere Kinder, wie z. B. mein Nachbar Fridjka, Weißbrot, Butterbrot oder Kuchen aßen. „Laß mich mal probieren“, bat manchmal ein armer Junge einen reichen Mitschüler, der Weißbrot aß. „Da hast du“, antwortete der gewöhnlich und machte ihm eine „lange Nase“.

Als ich lesen lernte, kam eine maßlose Lesewut über mich. Ganze Nächte blieb ich manchmal auf und quälte meine Mutter nicht wenig; ich hetzte sie zu allen Nachbarn, um mir Bücher zu verschaffen. „Mama! Geh doch, verschaff mir ein Buch“, quälte ich sie. „Du läßt mir ja gar keine Ruh, du Sünder!“ schrie sie mich an. „Gestern hab ich dir erst ein Buch gebracht!“ — „Ich hab es aber ausgelesen, Mama“. Da es damals keine Bibliothek gab und da an ein Kaufen von Büchern nicht

zu denken war, setzte ich meiner Mutter so lange zu, bis sie zu irgendeinem Maschinenmeister ging, um bei ihm ein Buch zu leihen.

Das war natürlich eine Lektüre ohne Ordnung und System. Ich las alles, was mir unter die Finger kam: die Jahrmarktliteratur, Märchen von Bowa, dem Königssohn und Jeruslan Lasarewitsch, Lebensbeschreibungen der Heiligen, Romane, die aus fremden Sprachen übersetzt waren, Traumbücher, Reisebeschreibungen usw.; Ritterromane, Reisebeschreibungen und Gogols Erzählung „Taras Bulba“ gefielen mir sehr. Das Lesen weckte in mir die Neigung zu Träumereien. Wenn ich, vollbeladen mit Milchkrügen, morgens loszog, bildete ich mir ein, je nachdem, was für ein Buch ich eben gelesen hatte, einmal ein Ritter, ein Beschützer der Unschuldigen zu werden, oder ein Reisender, der die ungeheuerlichsten Abenteuer erlebt, ein Märtyrer, der für die Ideale des Christentums stirbt oder ein russischer Sagenheld, ein toller Bursche, der den Drachen Gorinytsch tötet.

Wenn ich die lange Strecke zwischen dem Mitrofanjew-Friedhof und dem Obwodny-Kanal zurücklegte, sah ich dem Warschauer Bahnhof gegenüber die deprimierenden Bilder eines großen Obdachlosenasyls. Vom Frühling bis in den späten Herbst waren der Quai und die flachen Ufer des Kanals fast bis an das trübe Wasser heran mit Asylgästen besät. Die Alten wie die Jungen waren zerlumpt und machten einen furchtbaren Eindruck. Ihre infolge des ewigen Trinkens zitternden Arme und Beine, der schamlose und traurige Ausdruck ihrer Gesichter, die vom Schnaps blauroten Nasen, das unflätige Schimpfen und die Schlägereien, das alles erregte Schrecken, Widerwillen und Mitleid. Ein Ausländer, der in Petersburg auf dem Warschauer Bahnhof ankam, ohne einen Vertreter der „großen russischen Nation“ aus der Nähe gesehen zu haben, und jetzt auf diese Bilder menschlicher Verkommenheit und Armut stieß, mußte gleich beim Betreten unserer Hauptstadt den ungünstigsten Eindruck von Rußland bekommen.

Damals gab es in Petersburg besonders viel Landstreicher und Bettler. Die räuberische Wirtschaftspolitik der zaristisch-

gutsherrlichen Regierung zwang die verelendeten Bauern, in der Stadt Verdienst zu suchen. Aus den ländlichen Lebensbedingungen heraus in das ungewohnte Milieu der Großstadt verstoßen, ganz sich selbst überlassen, fanden die meisten keine Arbeitsgelegenheit, kamen immer tiefer herunter und landeten in „Wjasemski“ und anderen „Klöstern“, wie man damals manche Obdachlosenasyale bezeichnete. Besonders deprimierend war es, wenn man sah, wie sie bei zwanzig Grad Kälte in zerrissenen Röcken oder mit einem Hemd bekleidet, die nackten Füße mit Fetzen umwickelt, zitternd und starr vor Kälte aus einer Schenke in die andere rannten. Kneipen und allerlei Schenken gab es in Hülle und Fülle. „Geld gibt es in Petersburg, nur bekommt mans nicht umsonst; Kneipen, Teehäuser genug, kannst mit Tee den Kopf dir waschen,“ hieß es in einem Gassenhauer jener Zeit.

So schwer auch mein damaliges Leben war, am meisten fürchtete ich mich davor, in so einem „Wjasemski“ oder anderen „Kloster“ zu landen; denn diese Asyale waren eine Art Dantescher Hölle, aus der es keine Rückkehr gibt und in der man jede Hoffnung lassen muß.

Ohne eine Schule besucht zu haben, hatte meine Mutter doch lesen gelernt; mein Vater aber blieb bis zu seinem Tode Analphabet. Da er fromm war, zwang er mich, zu beten und nahm mich in die Kirche mit. Ich verstand nichts von all dem, was in der mir fremden und toten kirchenslawischen Sprache gelesen und gesungen wurde. Der Kirchenbesuch und der lange Gottesdienst waren für mich anfangs eine unbegreifliche, peinliche Pflicht. Während die Diakone ihren Gesang nälerten, sah ich zerstreut nach rechts und links oder drängte meinen Vater, nach Hause zu gehen. Erst, wenn ich von ihm eine Ohrfeige bekam oder tüchtig an den Haaren gezerrt wurde, hielt ich den langweiligen Gottesdienst aus. Vor den Popen hatte ich keinen Respekt. Von frühester Kindheit an bekam ich unanständige Geschichten zu hören, die die Popen, Diakone, Bischöfe, Archimandriten verspotteten und herabsetzten und diese ganze Kaste in das ungünstigste Licht stellten. An großen Feiertagen, wenn die Popen mit Kreuzen in unsere

Flügelgebäude kamen, bei Begräbnissen, Taufen und Hochzeiten betranken sie sich dermaßen, daß sie ihre Kopfbedeckung und ihre Kreuze verloren.

Besonders streng achtete mein Vater auf die Einhaltung der Fasten. In der letzten Woche der großen Fasten bereiteten wir uns zum Abendmahl vor. Zwei, drei Tage nach der Beichte gingen wir zur Kommunion in das Nowodjewitschij-Kloster. Auf dem Heimweg konnten die Rechtgläubigen der Versuchung nicht widerstehen und kehrten in den Schenken ein. Die Türen der Schenken gingen fortwährend auf und zu. Graue, nach Fusel riechende Dampfwolken drangen jedesmal auf die Straße, wenn ein Rechtgläubiger, der eben kommuniziert hatte, in die Schenke trat. Auch mein Vater hielt es nicht aus. „Sag ja der Mutter nichts!“ meinte er und verschwand in irgend-einer schmutzigen, stinkigen Kneipe...

Da der Weg nach Hause lang war und es viele Kneipen gab, und da mein Vater in jeder ein Gläschen zu sich nahm, war er, wenn er mit einer halben Flasche unterm Arm zu Hause anlangte, in einem solchen Zustand, daß ich vor meiner Mutter nichts mehr zu verheimlichen hatte.

„Du Viech du, du dreckiges Schwein!“ schrie ihn dann meine Mutter an. „Hast dich wieder vollgepumpt, du alter Säufer!“ So wurde jedesmal die fromme Stimmung der letzten Fastentage vor großen Feiertagen getrübt. Mein Vater prügelte die Mutter niemals. Stumm ließ er sich auf einen Holzschemel fallen und lehnte sich an den Tisch. Sein Kopf fiel kraftlos vornüber. Er erbrach sich auf den Fußboden oder über dem schmutzigen Eimer, und zusammen mit dem Schnaps gab der Magen auch die „heilige Oblate“, den „Leib Christi“ von sich. (Merkwürdigerweise war das keine Gotteslästerung!) Eine große Rolle spielte in meiner Kindheit der nahe Mitrofanjewfriedhof. Im Herbst hörten wir zusammen mit dem Geheul des Windes die monotonen, traurigen Begräbnisgesänge von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Im Frühling und im Sommer hörten wir die Nachtigallen schlagen. Der Friedhof war voller Grün; er sah wie ein kleines Wäldchen aus; an Feiertagen promenierten hier Bürger aus der Stadt, um Luft zu schnappen. Am 7. August, dem Patronstag der Friedhofs-

kirche, gab es nach alter slawischer Sitte eine Totenfeier. Vom frühen Morgen an waren die zum Friedhof führenden Straßen voller Händler, genau wie bei Jahrmärkten. Eine ungeheure Volksmenge füllte den Friedhof. Treu dem Gebote des heiligen Fürsten Wladimir, wonach „des Russen Freude das Trinken“ sein soll, verstanden es die an diesem Tag auf den Friedhof kommenden Rechtgläubigen, trotz des ungeheuren Polizeiaufgebots, das den Besuchern die Schnaps- und Bierflaschen wegnahm, große Mengen alkoholischer Getränke durchzuschmuggeln.

Die Schnapsschenken, Bierkneipen und Weinhandlungen in der Nähe hatten an diesem Tage tüchtigen Absatz; die vielen Rechtgläubigen betranken sich bis zur Bewußtlosigkeit und sangen Lieder auf den Gräbern; man tanzte, spielte und begab sich abends wankend nach Hause. Es gab so viele Betrunkene, daß die ganze Menge hin und her zu schwanken schien. Die Liegegebliebenen, denen die Beine den Dienst versagten, las die Polizei auf. Gegen Abend waren alle Polizeireviere der Umgegend vollgestopft mit Betrunkenen. Manche, die rechts und links von der gänzlich menschenleeren Straße oder auf dem Friedhof zwischen den Gräbern liegen blieben, wurden nachts ausgeraubt; nach Mitternacht konnte man vom Friedhof und von der Straße her dumpfe, einsame Schreie hören: „Hilfe! Räuber!“

Kaum fing der nächste Tag zu dämmern an, da ging ich zusammen mit anderen Jungen auf den Friedhof. Nach der Totenfeier hatten viele Rechtgläubige auf den Gräbern leere Flaschen liegen lassen; wir schlugen sie los, um uns für das Geld Weißbrot, Kuchen, Bonbons, ja sogar Bücher zu kaufen. Wir begannen mit den Flaschen, endeten aber damit, die kleinen Kreuze und Heiligenbilder aus Bronze von den Grabdenkmälern abzulösen. Wenn wir mehrere Pfund solcher Heiligenbilder und Kreuze beisammen hatten, legten wir sie auf eine Schiene und hämmerten so lange auf das Gesicht Christi und anderer Heiliger, bis die Reliefdarstellungen ganz flach wurden. Dann zerstückelten wir alles mit einem Meißel und verkauften es als Fabrikabfälle, zu 15 Kopeken das Pfund, an die vielen Eisenhandlungen in der Nähe der Fabrik.

Wir kletterten immer wie Affen über die Friedhofszaune und wühlten unter den Abfällen des stinkigen Misthaufens, so daß ich stets zerlumpt und schmutzig war und wie ein kleiner Bettler aussah.

Es gab Zeiten, wo der Friedhof, der mir die Möglichkeit gab, Schokolade, Bonbons und andere Süßigkeiten zu kaufen, mir Schrecken einjagte. Dies war der Fall, wenn man auf seinem Terrain die Leiche eines Selbstmörders gefunden hatte, oder wenn mein Vater an einem Herbst- oder Winterabend kommandierte: „Saschka, geh, hol schnell ein Viertel!“ Die Straße zur Weinhandlung lag hinter dem Friedhof. Ich glaubte damals fest, daß die Selbstmörder und überhaupt alle Toten nachts aus den Gräbern kommen, um Jagd auf Kinder zu machen und ihr Blut zu trinken. Nur die Angst vor Schlägen und die Gewohnheit, den Erwachsenen zu gehorchen, konnten mich dazu zwingen, den gefährlichen Weg zu machen. Mit klopfendem Herzen und starr vor Entsetzen betrat ich die furchtbare Stätte, wo ich hinter jedem Kreuz lauende, aus ihren Gräbern aufgestandene Totengerippe in weißen Totenhemden vermutete. Der Weg ging zwischen Gräbern und Kreuzen, die Gefahren drohten von allen Seiten. Das Heulen des Herbstwindes, das Knarren der Bäume, die Schreie der Nachtvögel, die nächtlichen Geräusche, all das verarbeitete meine Phantasie zu Bildern, eins schrecklicher als das andere. Ich schloß die Augen, stolperte über Gräber, fiel hin, rannte, mit kaltem Schweiß bedeckt, was ich konnte, durch diese von Gespenstern aus dem Jenseits, von Teufeln und Dämonen bevölkerte Gegend. Da ich solche Expeditionen nach Schnaps ziemlich oft machen mußte, gewöhnte ich mich daran, der Gefahr zu trotzen und meine Willenskraft zu üben.

Später stieß ich auf dem Friedhof des Nowodjewitschij-Klosters beim Entziffern der Grabinschriften auf das Denkmal des Dichters Njkrassow und las da auf seinem Grabstein jene Gedichtzeilen, die auf mich einen so erschütternden, unauslöschlichen Eindruck machten:

„Säet Vernünftiges, Gütiges, Ewiges!

Danken wird einst euch das russische Volk!“

So wuchs ich am Rande der Stadt auf. Ich war schlecht gekleidet, zerlumpt. Ueberall begegnete ich tiefer Verachtung. Ich empfand mich als Ausgestoßenen. Ich rechnete mich freiwillig zu den Tiefen der menschlichen Gesellschaft, zu dem „schwarzen Blut“ und hatte große Achtung vor den Gutgekleideten, vor denen, die wie richtige Herren aussahen. Sie schienen mir die Vertreter einer höheren, glücklicheren, glanzvollen und mir unzugänglichen Welt zu sein.



## Eintritt in die Eisenbahnwerkstatt für mittlere Reparaturen - Lehrlingszeit

Ich war dreizehn Jahre alt (1884), als die Eisenbahnwerkstatt mich als Lehrling in ihren Schoß aufnahm. Obwohl es stets mein Wunsch war, Schlosser zu werden, obwohl ich vom Schicksal nicht verwöhnt war und eine strenge Lebensschule hinter mir hatte, wollte ich doch gleich davonlaufen, gleich nach dem ersten Tag, den ich in der Werkstatt unter der Anleitung des alten Kupferschmiedes Alexej Ignatjewitsch Sokolow zugebracht hatte. Statt mir die Möglichkeit zu geben, das Handwerk zu lernen, hetzte man mich den ganzen Tag von früh bis spät nach Wodka. Zu meinem Unglück war der alte, graubärtige Sokolow der schlimmste Säufer der ganzen Werkstatt. In seiner Kupferschmiede kamen alle Schlosser zusammen, um zu beratschlagen, wo man das Geld auftreiben könnte, um wieder eins zu trinken; man legte zusammen, und sobald Geld genug da war, schrie der Kupferschmied: „Saschka, lauf, hol einen Halben!“

Die Kneipe war einen Kilometer weit von der Werkstatt. Da ich die Wachsamkeit der Fabrikwächter täuschen mußte, die aufpaßten, daß kein Schnaps in die Fabrik kam, war ich gezwungen, bei härtestem Frost, mit den Flaschen unter dem Hemd, nur mit der Arbeitsbluse bekleidet, diese Strecke zurückzulegen. Natürlich erkältete ich mich in einem fort und war oft krank. Besonders oft mußte ich nach der Lohnauszahlung Schnaps herbeischaffen, wenn Sokolow und die anderen Säufer jeden Tag von den Saufabenden vorher Kopfschmerzen hatten und unbedingt wieder einen kippen mußten. Getrunken wurde bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit. Geburten, Taufen, Begräbnisse, Hochzeiten, all das wurde durch Trinken gefeiert. Trat ein Arbeiter in die Fabrik ein, mußte er eine Lage schmeißen. Verließ einer die Fabrik, mußte er wieder eine Lage schmeißen. Viele Male am Tage bei

allen solchen Gelegenheiten bekam ich den Befehl: „Saschka, hol einen Halben!“

Besonders stark wurde an dem Tage gesoffen, wo vor den Heiligenbildern, die in jeder Werkstatt hingen, Gottesdienst stattfand. An diesem Tag betrank man sich nach dem Gottesdienst bis zur Bewußtlosigkeit.

Wenn alles Geld für den Schnaps ausgegeben war und die Taschen ganz leer waren, beschloß der Rat der Säufer, eine List anzuwenden. Der Kupferschmied schrie: „Saschka, lauf, hol Stockfisch!“ Während ich unterwegs war, um diesen gesalzenen Fisch zu holen, machten die Säufer Jagd auf eine Maus oder Ratte. Die gefangene Maus oder Ratte wurde getötet, platt gedrückt und zwischen zwei Schichten des inzwischen von mir gebrachten Fisches gelegt. Wenn nach Meinung des Säuferrates das Tier den Saft des Stockfisches genügend in sich aufgenommen hatte, ging einer aus der Schlosserei zusammen mit mir zu dem Händler, von dem der Fisch stammte. „Hat Sascha den Stockfisch bei Ihnen gekauft?“ fragte der Schlosser drohend. — „Ja“, antwortete der Händler, „der Fisch ist prima Qualität, erste Sorte!“ — „Das soll erste Sorte sein?“ schrie der Schlosser. „Der Fisch ist faul, und außerdem haben wir eine Ratte drin gefunden!“ „Eine Ratte? Ausgeschlossen!“ — „Wenn ich dir aber sage, daß eine Ratte drin war! Nimm dich in acht, du Schieber! Wir gehen gleich zur Polizei und zeigen dich an!“ Das Ganze endete gewöhnlich damit, daß der Händler, trotzdem er den Betrug witterte, einen Skandal zu vermeiden und Frieden zu schließen suchte; als Entschädigung bezahlte er dann ein Viertel Schnaps und gab dazu noch zwei Pfund guten Stockfisch „ohne Ratte“.

Manche Arbeiter waren derart vom Alkohol vergiftet, daß sie schon nach einem Glas Halluzinationen bekamen. Sie sahen Teufel und bellende Hunde. Manche von ihnen sagten resigniert: „Hätte man mir doch ein ganzes Faß Schnaps gegeben, ich hätte es gesoffen und wäre dann tot!“

Die alten Meister von damals hatten alle eine strenge fünfjährige Lehrlingszeit in kleinen Heimarbeitswerkstätten durchgemacht. Sie sprachen oft von ihrer Lehrzeit, in der sie während des ganzen ersten Jahres vom Gesellen nach Schnaps

gehetzt wurden, in der der Meister sie hungern ließ, ohne ihnen etwas zu zahlen, und sie mit dem Knieriemen traktierte; deshalb betrachteten sie die Lehrlinge der großen Betriebe, die ein Handwerk lernten und noch obendrein bezahlt wurden, als besondere Glückspilze.

„Du hast noch keine richtigen Prügel kennen gelernt, Saschka!“ sagten sie oft und erzählten, wie der Meister sie am Ohr gepackt und mit den Riemen traktiert hatte... Da man mich nicht mehr am Ohr packte und nicht mit dem Riemen schlug, war ich in ihren Augen ein Glückspilz.

Erst nach einem Jahr, als ich mich wegen des Herumlaufens bei stärkstem Frost ohne warme Kleidung sehr stark erkältet hatte, gelang es mir, dem Machtbereich des Kupferschmiedes Sokolow zu entrinnen und in eine Schlosserwerkstatt zu kommen.

Da ich von den erwachsenen Schlossern ewig zu hören bekam, ich müßte froh und glücklich sein, daß man mich nicht prügelte und mir dreißig Kopeken täglich zahlte, söhnte ich mich ganz und gar mit der Lage eines Schlosserlehrlings aus. Ich bekam ein grobes Wesen, vernachlässigte mich, las keine Bücher mehr, lernte rauchen, trinken und in den ausgesuchtesten, unflätigsten, echt russischen Ausdrücken schimpfen. Wüstes Schimpfen hörte in der Werkstatt den ganzen Tag nicht auf.

Der Arbeitstag dauerte, den „Abend“ (d. h. die Überstunden) mitgerechnet, von 7 Uhr morgens bis 10,30 Uhr abends. An allen Sonntagen, auch an den hohen Feiertagen, wie Weihnachten, Ostern usw., wurde gearbeitet. Von der ständigen schweren Arbeit wurde mein Gehirn immer stumpfer. Abends ging ich zusammen mit meinem Kameraden Wolodjka Wagner in die Bierkneipen. Auf dem Rückweg warf der stark angeheiterte, körperlich sehr kräftige Wolodjka Laternenpfähle um und versperrte mit ihnen die menschenleere Straße, die zum Friedhof führte. Ich half ihm natürlich dabei.

Im Herbst und Winter wurden oft Faustkämpfe veranstaltet. Zwei feindliche Parteien schlossen sich wie Mauern zusammen und gingen aufeinander los. Wenn erwachsene Arbeiter mit-

machten, wurde der Kampf manchmal sehr grausam. Nach einer solchen Schlacht ging man gewöhnlich mit blauen Augen, blutigen Gesichtern, ausgeschlagenen Zähnen und gebrochenen Rippen auseinander. Einmal, als ich durch einen Schlag zu Boden geworfen war, bekam ich noch einen zweiten, so unmenschlichen Schlag auf den Rücken, daß ich besinnungslos liegen blieb.

Die Meister in unseren Werkstätten gehörten den verschiedensten Nationen an. Etwas mehr als die Hälfte waren Russen. Die übrigen waren Finnen, Deutsche, Letten und Polen. Der deutsche Einfluß war sehr stark. Der ältere Gehilfe des Betriebsleiters bei der Eisenbahn St. Petersburg-Warschau, Iwan Iwanowitsch Wagner, der älteste Monteur, namens Jannicke, waren Deutsche. Sogar die Eintragungen in das Buch der Lokomotivreparaturen geschahen in deutscher Sprache; echt russische Arbeiter sagten, wenn sie morgens in die Werkstatt kamen, in deutscher Sprache: „Morgen!“

Die Deutschen, Finnen usw. unterschieden sich sehr stark von den russischen Arbeitern. Nach den Lohnauszahlungen hatten die letzteren nicht die Kraft, den Versuchungen des Alkohols zu widerstehen; sie wurden davon krank und machten drei Tage lang blau. Die Deutschen und Finnen tranken jeden Tag regelmäßig ihren Schnaps; das hielt sie aber nicht von der Arbeit ab. Außerdem galten sie als tüchtige Arbeiter, die ihre Sache viel besser verstanden. Sie hielten mehr auf sich, kleideten sich nach westeuropäischer Art und stahlen seltener als die Russen Messing, Werkzeuge usw. in der Fabrik. Da sie alle lesen konnten, mehr Kultur und mehr Kenntnisse besaßen, hatten sie nicht viel übrig für die Russen; da sie bei den Russen nur die negativen Seiten kennen lernten, brachten sie allem Russischen Kritik und Verachtung entgegen.

Wenn man in ein fremdes Land kommt, merkt man schneller als die Einheimischen die Mängel des Landes. Erst wenn man lange, mehrere Jahre in dem fremden Lande gelebt hat, lernt man die guten Eigenschaften, die Vorzüge des Volkes kennen, bei dem man lebt.

Ein Ausländer, der unter Alexander III. nach Rußland kam und überall auf Barbarei, asiatische Sitten, Grobheit und er-

schreckende Kulturlosigkeit stieß, konnte keinen guten Eindruck von Rußland bekommen. Besonders intensiv haßten manche Polen und Finnen Rußland. Wenn ich mit ihnen zu tun hatte, fragte ich mich: Warum hassen sie uns so? Warum verachten sie uns so? Diese Frage weckte mein Gehirn, zwang mich zum Nachdenken und machte mich kritischer gegenüber unserer russischen Wirklichkeit.

Am rückständigsten unter den Eisenbahnern waren die Heizer und die ungelerten Arbeiter. Sie lebten in einer geradezu erstaunlich schmutzigen Kaserne. Es waren Bauern, die direkt vom Pflug weg nach Petersburg kamen, um ein wenig Geld zu verdienen und dann aufs Land zurückzukehren. Es waren äußerst widerstandsfähige Menschen mit minimalen Bedürfnissen. Wenn er eine Zeitlang gearbeitet und etwas Geld zusammengespart hatte, kaufte sich so ein Heizer einen städtischen Anzug, Lackstiefel mit hohen, glänzenden und bestickten Schäften, ein knallrotes Hemd mit Gürtel, eine „talienische“ Harmonika und kehrte in sein Dorf zurück. In ihrer freien Zeit gingen sie haufenweise durch die Straßen, spielten russische Lieder auf der talienischen Harmonika und sangen Gassenhauer.

Schlosser, Maschinisten und ihre Gehilfen bildeten die Arbeiteraristokratie. Nach ihrer Kleidung und nach ihren Gewohnheiten unterschieden sie sich wenig von den Deutschen und Finnen. Unwillkürlich ahmten sie diese nach... Eine Taschenuhr war ein Luxus, den sich nur die wenigsten leisten konnten. Da sie keine Uhren hatten, mußten sich die allermeisten Arbeiter, um ja nicht zu spät zu kommen, 20 bis 25 Minuten vor Arbeitsbeginn am Fabriktor einstellen. Bis zum Beginn saß man im Sommer auf Bänken oder stand einfach herum; im Winter versammelte man sich in dem Häuschen des Wächters Schestakow. Unter den Vertretern der alten Generation gab es welche, die in Erinnerung an die „gute alte Zeit“ es fast bedauerten, daß die Leibeigenschaft aufgehoben war. Der alte Schestakow war noch einer von den alten Soldaten, die unter Nikolaus I. gedient hatten und jetzt im Tschesmener Altersheim auf den Tod warteten.

Unter jeder Verkleidung hätte man in diesen sechzigjährigen Alten auf den ersten Blick Soldaten von Nikolaus I. erkannt,

die einen fünfundzwanzigjährigen Militärdienst durchgemacht hatten und deren ganzes Wesen der Devise jenes Zaren entsprach: „Schlag zehne tot, dann wird der elfte tüchtig sein!“

Der Schlosser Asser, ein alter Lette, zeterte gegen die russische Rückständigkeit und Barbarei. Er war Anhänger der deutschen Kultur und wies stets auf die Überlegenheit der Europäer gegenüber den Russen hin; trotzdem aber achtete er Russen von der Art des alten Kopyl. Obwohl man in dessen langem, filzigen Bart Spuren von Kuhmist und Stroh entdecken konnte, vollbrachte er Wunder mit seiner Axt; dieser russische Zimmermann konnte bloß mit Axt und Meißel ein Haus, einen Wagen, allerlei Möbelstücke zurechtzimmern, für die ein Deutscher einen ganzen Werkzeugkasten gebraucht hätte. Asser, der viel gesehen hatte, meinte: „Ihr Russen seid ein begabtes Volk, aber die Popen, die sind euer Verderb!“

Unter der Jugend, gegen die die Alten zeterten, zeichneten sich manche aus; unbewußt hatten sie etwas von unserer freihheitlichen Intelligenz an sich. Der Schmied Kussow spottete oft über die alte Ordnung und die Religion.

Einmal — ich dürfte 14 bis 15 Jahre alt gewesen sein — als ich morgens das Feuer in der Messingschmiede anfachte und der alte Sokolow über das elende Leben klagte, seufzte der Kesselschmied Semjonow und sagte: „Wär doch endlich die Revolution da!“ Bei diesen mir unverständlichen Worten wandte ich mich um und merkte, wie der Messingschmied Sokolow blaß wurde, Semjonow am Ärmel zupfte und flüsterte: „Bist du verrückt? Sei still!“ Mir war dieses Wort Revolution noch ganz fremd. Viele kannten es aber damals, als der Explosionsdonner der von den Narodowolzen geworfenen Bomben noch nicht ganz verklungen war. Ich erinnerte mich plötzlich, daß auch mein Vater trotz seiner ängstlichen Gedrücktheit dieses Wort kannte.

Im Jahre 1878 stand ich mit meinen Eltern an der Moskauer Zollbarriere und sah dem feierlichen Einzug der Petersburger Garderegimenter zu, die nach dem türkischen Siege durch das Moskauer Siegestor in Petersburg feierlich einmarschierten. Während die Truppen vorbeizogen, wurde hinter dem Zaun, der uns von einem Gemüsegarten trennte,

jemand verhaftet. Es entstand eine Unruhe. Auf dem Heimweg zitterten meinem Vater die Hände, und er sagte zu der Mutter etwas von Studenten und Revolution. Um diese Zeit erzählte mein Vater oft, wenn er von der Nachtwache zurückkehrte, von Bombenexplosionen; nach seiner Meinung schmissen gottlose Schuffe, Studenten, Nihilisten diese Bomben.

Der 1. März blieb mir lebhaft in Erinnerung, der Tag, an dem Alexander II. durch die Hand des Narodowolzen Grinjewizki getötet wurde. Ich besuchte damals die städtische Elementarschule in Petersburg. Sehr aufgeregt schloß der Lehrer ohne ersichtlichen Grund die Schule früher als sonst und befahl uns, nach Hause zu gehen. In den Straßen ordneten Polizisten mit erschrockenen Gesichtern die Schließung der Läden an. In ungewöhnlicher Hast wurden diese geschlossen, und die Menschen verkrochen sich mit einer mir unbegreiflichen Angst. Als ich unser Haus erreichte, war die ganze Stadt wie ausgestorben.

„Mutter!“ fragte ich. „Warum hat man uns so früh nach Haus geschickt? Und warum sind alle Läden in der Stadt geschlossen?“

„Man hat den Zaren ermordet!“ antwortete meine Mutter voller Entsetzen. „Die verdammten, gottlosen „Sizilisten“ haben unser Väterchen, den Zaren ermordet!“

Es war ein warmer Tag. Der weiche Schnee schmolz. Raben und Elstern schrieten laut. Es roch nach Frühling. In meiner Erinnerung bleibt dieser Tag umweht von einer greifbaren Ahnung nahenden Frühlings.

Noch als sechszehnjähriger Bursche war ich so wenig ernst, daß ich die Bedeutung des Wortes „Revolution“ mir gar nicht erklären konnte. Ich nahm das Leben hin, wie es sich mir gerade bot. Ich ließ mich gleichsam von der Strömung tragen, ohne viel danach zu fragen, wohin mich der schnelle Lebensstrom bringen werde. Ich hörte zu, was Kudimytsch, Schestakow, Kussow sprachen, wußte aber nicht, wer von ihnen recht hatte. Mich interessierte das Schlosserhandwerk sehr; ich hatte Sinn für die Poesie der Arbeit. Es tat mir wohl, die Sirenen-signale der Fabrik, die schweren Hammerschläge, das Dröhnen des Eisens, den Lärm der Maschinen zu hören, die nach Kohle

riechende Fabrikluft einzuatmen. Es machte mir Freude, mit der Raspel zu arbeiten, den Hammer zu schwingen, Eisen zu schleifen und zu bohren. Unsere kleine Werkstatt befriedigte mich nicht. Ich träumte von einem Leben in einem Wald von Fabrikessen, in einer Fabrikstadt, in deren Straßen eine Fabrik neben der anderen steht und der Himmel vom schwarzen Rauch bedeckt ist. Es war mir peinlich, es schmerzte mich, den Finnen und Deutschen recht geben zu müssen, daß die Russen keine Maschinen zu bauen verständen, daß all diese Maschinen irgendwoher aus dem Auslande kämen. Ich träumte von einer Zeit, die meiner Meinung nach einmal kommen mußte, wo wir genau so gute, vielleicht noch bessere Maschinen bauen würden.



## Ich komme in eine große Schlosserwerkstatt

Um mich in meinem Handwerk zu vervollkommen, trat ich in die Hauptwerkstätten der Warschauer Eisenbahn ein. Es war eine böse Zeit. Die Selbstherrschaft feierte ihren Sieg über die „Narodnaja Wolja“. Die Freunde des Volkes durften nicht ihre Stimme hören lassen. Die Popen machten sich überall breit. Von Streiks, von einer Arbeiterbewegung bekam ich nie etwas zu hören. Gewerkschaften gab es nicht. Die einzelnen Arbeiter, die mit den Narodowolzen sympathisierten und dem zaristischen Terror entgangen waren, führten ein abgeschlossenes Leben für sich.

Von der ständigen schweren Arbeit wurde mein Gehirn immer stumpfer. Ich las nichts. Besonders die Zeitungen mit ihren vielen Fremdwörtern waren für mich böhmische Dörfer. Ich merkte allmählich, daß ich auch das Schreiben verlernte. Schwärzeste Nacht schien über mich hereingebrochen zu sein, und ich verfiel in den tiefen Schlaf, den die großen Arbeitermassen schliefen. Das Wort „Genosse“ oder „Kamerad“ hatte nur privaten Sinn. Es gab keine Kassen für gegenseitige Hilfe. Jeder Arbeiter war ganz sich selber überlassen und konnte niemals auf kameradschaftliche Unterstützung rechnen. Wüste Sitten, Angebereien, waren in den Fabriken an der Tagesordnung. Nur ganz vereinzelt hatte der Arbeiter ein Gefühl für eigene Würde. Der Meister oder der Vorgesetzte waren für ihn „Zar und Gott“ in einer Person. Der Meister wußte gewöhnlich nicht nur alles, was in der Fabrik, sondern auch alles, was in den Familien der Arbeiter vorging. Wenn er durch die Werkstatt ging, warteten die Arbeiter seinen Gruß nicht ab, sondern grüßten meistens zuerst, voller Demut und sagten: „Guten Tag, Herr Meister!“ Die Vorgesetzten, die Beamten, die Meister bestahlen mit ganz wenigen Ausnahmen unbarmherzig den Staat und nahmen Schmiergelder. Dieses verdammte Erbe der zaristischen Sklaverei ging auch auf die Arbeiter über. Man

stahl in der Fabrik, man schleppte alles weg, was nicht niet- und nagelfest war.

Da galt als Lebensregel: „Nimm dich in acht! Paß auf!“ Wenn einem, der nicht aufgepaßt hatte, sein Schleifstahl gestohlen wurde, was meistens neben dem Schleifstein geschah, wo die Arbeiter sich anstellen mußten, um ihr Werkzeug zu schleifen, antwortete die Menge, die genau gesehen hatte, wie der Diebstahl geschah, auf die Frage des Bestohlenen: „Wer hat meinen Schleifstahl genommen?“ gewöhnlich mit Gelächter. Einen zu bestehlen, zum Narren zu halten, zu betrügen, war Ehrensache. Wer ehrlich und anständig war, wer nicht stahl und nicht log, galt als Narr oder Sonderling.

Um Diebstähle zu verhindern, ordnete die Behörde strenge Durchsuchungen an den Innentoren der Fabrik an. Es waren grausame Sitten, wie Ostrowski<sup>1</sup> sagte. Wenn ein neu eingetretener Arbeiter sich weigerte, „eine Lage zu schmeißen“, wurde alles getan, um ihn aus der Fabrik hinauszuekeln, wurden ihm die bösesten Streiche gespielt, auch wenn er am verhungern war. Man steckte eine Schraubenmutter in das Triebrad seiner Maschine, die Maschine ging kaputt, und er wurde von der Fabrik davongejagt. Man belustigte sich damit, einem, der nicht aufpaßte, einen „Schwanz“ aus Werg oder schmutzigen Lappen anzuhängen, und weidete sich dann an seinem Anblick, wenn er durch die Werkstatt ging, ohne von dem „Schwanz“ etwas zu merken. Manchmal wurde dieser Schwanz angezündet. Wenn dann der Arbeiter voller Schreck den brennenden Werg abzureißen versuchte, erscholl allgemeines Gelächter. So schwer auch mein Leben in der Werkstatt für mittlere Reparaturen war, so war es doch bloß ein Kinderspiel im Vergleich zu der großen Werkstatt, wo ich die Wirkung der Akkordarbeit am eigenen Leibe erfuhr.

Solange ich in der kleinen Werkstatt für mittlere und laufende Reparaturen blieb, wo es nur eine Drehbank gab, wo ich die Dreherarbeit einigermaßen erlernte, wo ich auf Tagelohn unter unmittelbarer Aufsicht des alten Monteurs, des Deutschen, namens Jannicke, arbeitete, wußte ich noch nicht, was

---

<sup>1</sup> Bekanntter russischer dramatischer Schriftsteller. Anm. d. Übersetzers.

die „wahre Hölle“ ist, von der die alten Arbeiter sprachen; ich konnte noch in meiner Art mein Handwerk lieben, von der Entwicklung des russischen Maschinenbaus, von dem Leben in einer großen, ausgesprochenen Fabrikstadt träumen, mit einem Wald von Essen, mit einem Rauch, der den Himmel verdunkelte. Jannicke, der in Deutschland Friseur gewesen war und in Rußland nur theoretisch den Bau einer Lokomotive, nur theoretisch die Kunst gelernt hatte, sie mit der Lokomotivwinde hochzuheben und auf die Räder zu stellen, den Dampfschieber und den Regulator zu prüfen, der weder Säge noch Meißel zu gebrauchen verstand, der nichts von all dem wußte, was ein Schlosser oder Monteur wissen muß, und nichts von der Dreharbeit, war trotzdem Leiter unseres ganzen Betriebes. Er trank nach deutscher Sitte alle halbe Stunde ein Gläschen Wodka und war gegen Abend so betrunken, daß er rot wie eine Rübe wurde und sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. Gewöhnlich begnügte er sich damit, mir von Zeit zu Zeit zuzurufen: „Saschka, schnell, die Lokomotive wartet!“

Meine Vorstellungen vom Leben änderten sich gründlich, als ich in die große Dreherwerkstatt kam, wo Akkord gearbeitet wurde. Diese Art der Entlohnung ist bekanntlich für den Kapitalisten die vorteilhafteste. Beim Akkord kann er die Aufsicht über die Arbeiter bis auf ein Minimum reduzieren und zugleich den Stücklohn drücken.

Die russische Bourgeoisie, die die Errungenschaften der Technik fertig von Westeuropa übernahm, kümmerte sich nicht im mindesten um die Vervollkommnung der Produktion. Die Herabsetzung des Stücklohnes geschah rücksichtslos und führte zu einer dauernden Verschlechterung der Lage des Arbeiters. Der Mensch versteht es aber, sich auch der schlimmsten Lebenslage, den ungünstigsten Lebensbedingungen anzupassen. Unter den Arbeitern gibt es stets einen kleinen Bruchteil besonders fähiger Menschen, die es auch beim niedrigsten Stücklohn verstehen, die festgesetzte Norm zu erreichen. Dann muß die große Masse der anderen Arbeiter ihnen nachstreben, und darunter gibt es eine Minderheit, die, so sehr sie ihre Kräfte anspannt, stets zurückbleibt, und diese

Minderheit muß die Unzufriedenheit der Meister und allerlei Strafen über sich ergehen lassen.

Als ich zur Akkordarbeit übergang, zeigte es sich, daß ich weniger anpassungsfähig als die anderen war, und so rechnete man mich zur Kategorie der mittleren, ja vielleicht der schlechteren Arbeiter. Allmählich verlor ich alle Illusionen. Erst in dieser großen Dreherwerkstatt lernte ich die richtige Plackerei kennen. Das zwang mich, über den Sinn des Lebens nachzudenken.

## R e l i g i ö s e E r l e b n i s s e

Der Frühling 1887 kam. Ich war sechzehn Jahre alt. Die Osterwoche war eben vorbei. Ich fühlte mich krank. Der schroffe Übergang von der strengen Fastendiät während der großen, siebenwöchigen Fasten zu der reichlichen Feiertagsnahrung während der Osterwoche brachte mir eine sehr starke Magenverstimmung. Die poetische Stimmung der Ostersonntagsnacht — mit ihren Lichtern, mit ihrem lustigen, im Dunkel schwingenden Glockengeläute, mit dem naiven Glauben an den auferstandenen Gott, — wurde mir durch den Kesselschmied Anton verdorben. Er stellte sein Osterbrot und den Osterkuchen aus Käse auf der Straße vor sich hin und zerstörte meine fromme Stimmung durch Bemerkungen wie: „Guck, Saschka, da kommen die Langhaarigen!“ Guck mal, was der Pope für'n Bauch hat! Und was für 'ne rote Fresse! Er wird bald platzen! Und der Diakon! Guck nur mal den Diakon an! Wie 'ne dicke Saul!“ Der Pope und der Diakon waren wirklich sehr dick. Der Diakon ging durch die Reihen der Osterbrote und sprach: „Opfert, Rechtgläubige, gebt reichlich, die Hand des Gehenden wird nie leer!“

Dieser Anton, der die Popen nicht leiden konnte, dem die Mutter aber den Auftrag gegeben hatte, die Osterbrote einweihen zu lassen, trat am Sonntag um drei Uhr, als ich nach Schluß der Arbeit mir die Hände wusch, an mich heran: „Komm, Saschka, trinken wir ein Glas!“ — „Hab' keine Lust“, antwortete ich, „mir ist schlecht“. — „Unsinn! Sei doch kein Frauenzimmer! Bist du denn ein schönes Mädchen, daß du dich nicht traust, einen Schnaps zu trinken?“, so setzte er mir zu.

In der Kneipe goß mir Anton Schnaps in das Bier. Die widerliche Mischung stieg mir zu Kopf. Mein durch schwere Arbeit, durch Fasten und Krankheit geschwächter Körper

---

<sup>1</sup>Die russischen Geistlichen schneiden sich nicht das Haar. Anmerkung des Übersetzers.

leistete keinen Widerstand. Sehr bald war ich so betrunken, daß ich nicht verstand, was Anton mit einem dazugekommenen Kameraden sprach. Um meine Mutter nicht durch den widerwärtigen Anblick meiner Besoffenheit zu betrüben, folgte ich Anton wie ein Automat. Wir passierten den Jamajlowski-Prospekt und bogen in die Straße ein, wo Anton wohnte. Da der Rausch nicht weichen wollte, beschloß ich, etwas bei Anton zu bleiben. Als seine alte Mutter mich sah, fing sie an zu jammern: „Mit solchen Säufern treibst du dich herum! Schämst du dich nicht, Anton?“

Als ich das hörte, entschloß ich mich zum Weggehen; ich schämte mich tatsächlich . . . Schwankend und stolpernd trat ich in den Flur. Ich sah mich um, beugte mich, wie mir schien, über einen schmutzigen Eimer und begann mich zu erbrechen. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe einer anderen Wohnung, auf der Schwelle erschien ein Mann in einer Schusterschürze. Er schrie etwas und verschwand. Ich war in einem derartigen Zustand, daß ich nichts begriff. Eine Minute später erschienen vier Schuster im Flur, und plötzlich war ich, ich weiß nicht mehr wie, im Hof. Etwas wirbelte und heulte um mich herum. Ich fiel hin, stand auf und fiel wieder hin . . . Ich verlor das Bewußtsein . . . Als ich zu mir kam, lag ich in einer Stube auf dem Fußboden, blutig, mit zerzausten Kleidern. Antons Mutter weinte leise in einem Winkel. Anton selbst fuchtelte mit einem Gewehrkolben und suchte eine Anzahl Männer, die vor dem Fenster heulten, am Eindringen in die Stube zu verhindern. Er schrie:

„Zurück, ich schlag euch tot!“

„Gib den Schuft heraus!“ heulten die Leute durchs Fenster. „Er hat uns das Faß mit sauberem Wasser versaut! Jetzt muß das Faß vom Popen eingeweiht werden!“

„Saschka!“ sagte Anton, als er sah, daß ich zu mir gekommen war. „Es steht schlimm, wir müssen fliehen. Ich hab dich an den Beinen weggeschleppt, sonst hätten sie dich totgeschlagen!“

Obwohl mein ganzer Körper schmerzte und ich mich an allen Gliedern wie gebrochen fühlte, war ich meinen Rausch

los. Mit Antons Hilfe, der die Herandrängenden mit dem Gewehrkolben in Schach hielt, gelang es mir, mich vor den Schustern zu retten und ich suchte das Weite.

Zu Hause mußte ich mich hinlegen. Ich war zwei Monate lang krank. Die Schuster hatten mich so grausam zugerichtet, daß ich dem Tode nahe war. Ich lag halb bewußtlos, konnte nicht mehr sprechen und hörte wie im Traum, daß der Vater, der selbst eben aus dem Krankenhaus entlassen war, zur Mutter sagte: „Saschka stirbt. Die Füße sind schon kalt. Wenn die Kälte ans Herz kommt, ist er tot.“

Ich hörte, wie er weinte, wie er nach dem Popen schickte. Der Mutter kam der Gedanke, mir heißen, süßen Tee zu geben. Alles, was um mich herum vorging, war mir gleichgültig; mich beschäftigte bloß die Frage, wie es sein werde, wenn ich ins „Jenseits hinüberging“. Die paar Löffel heißen Tees, die mir die Mutter einflößte, indem sie meine krampfhaft geschlossenen Zähne mit einem Messer öffnete, wirkten Wunder. Die vom Krampf gekrümmten Beine und Arme lockerten sich, mein krampfhaft geschlossener Mund öffnete sich; ich konnte wieder sprechen. Gerade in diesem Augenblick kam aber der Pope und gab mir das Sakrament; ich und meine ganze Umgebung schrieben meine Genesung der wundertätigen Wirkung des Sakraments zu. Ich hatte schon die Schwelle des Todes betreten, und da ich nicht gestorben war, war ich für ein neues Leben auferstanden. Seitdem interessierte mich die Religion. Mein reales Leben wurde für mich immer farbloser, eintöniger und uninteressanter; ich malte mir in der Phantasie ein anderes Leben aus, das ewige Leben im Himmel, in den paradiesischen Gärten unter Heiligen und Märtyrern.

Um diese Zeit, es war im Herbst 1888, starb mein Vater. Sterbend zeigte er auf das Heiligenbild und beschwor mich, die Vorgesetzten zu achten. — Ich schlug die Kühe für billiges Geld los — sie waren für uns nur eine Last — und siedelte aus den Flügelgebäuden in die Stadt über, auf den Quai des Obwodny-Kanals.

Der Schmied Kussow, Jegor Jakowljew, die Kesselschmiede Semjonow und die Brüder Anton und Nikolai Bogdanow standen, davon bin ich heute überzeugt, in den Jahren 1886-87 mit

irgendeiner revolutionären Organisation in Verbindung. Kusow stand wohl an der Spitze dieser Gruppe. Er zeichnete sich durch sein kultiviertes Wesen aus, durch den Stolz im Verkehr mit Vorgesetzten, durch sein für damalige Zeiten äußerst seltenes Gefühl der eigenen Würde; er erinnerte eher an einen Pariser als an einen russischen Arbeiter. Er war interessant, gescheit, las gerne, war unabhängig in seinem Urteil und brachte den Popen, der Religion, unverhohlene Verachtung entgegen. Zugleich trank er gerne und interessierte sich leidenschaftlich für Frauen. Er schien Gefallen an mir zu finden. In meiner Gegenwart sang er oft das Lied:

„O du Elend, du unerschöpfliches Elend!  
Unser Landkommissar frißt des Abends ein ganzes Schwein.  
Kommt unser Landkommissar ins Dorf,  
Wird er mit Ehren empfangen.  
Und nachts bekommt er die Tochter des Bauern ins Bett.  
O du Elend, du großes unerschöpfliches Elend!“

Er lud mich zu sich in die Wohnung und machte mich mit einer Studentin bekannt, die er als seine Schwester ausgab. Ich erinnere mich noch an einen Versuch, unter dem Deckmantel eines Geselligkeitsabends eine Arbeiterversammlung abzuhalten. Ich war auch dazu eingeladen. Als ein Intellektueller kam, ein großer, junger Mann mit Brille, gingen Kusow, Jakowljew, Bogdanow und Anton mit ihm ins andere Zimmer. Mich ließ man im Vorderzimmer, um die Mädchen zu unterhalten. Eine Geige spielte kläglich; die Mädchen tanzten Quadrille. Den Zweck der Versammlung habe ich nicht erfahren.

Der große junge Mann verschwand ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen war. Ich sah ihn nie mehr. Kusow bat mich, weder von der Studentin, noch von diesem Manne weiter zu erzählen.

Da ich damals in keiner Weise für eine revolutionäre Tätigkeit bereit war, hatte man wahrscheinlich beschlossen, mich zu den politischen Zirkeln noch nicht zuzulassen. Wie ich heute glaube, war das ein Versuch, zu den Arbeitern in Beziehungen zu treten, der keine positiven Ergebnisse hatte. Sem-



jonow verreiste nach dem Gouvernement Witjebesk, Bogdanow starb, Jakowljew wurde Trinker und landete im Wjasemski-„Kloster“. Kussow kämpfte länger als die anderen gegen den Strom. Er gab mir eine Erzählung zu lesen (an den Namen des Verfassers erinnere ich mich nicht mehr); darin wurde die studierende Jugend geschildert, auf der einen Seite die loyale, auf der anderen die revolutionäre. Erstere lobte der Verfasser und suchte die zweite schlecht zu machen. Trotz all seiner Bemühungen aber gefiel mir die zweite doch besser. Besonders starken Eindruck machte auf mich die Szene am Wolgaufer, wo Njekrassows Gedicht „Geh an die Wolga . . .“ vorgetragen wird.

Diese Verse prägten sich meinem Gedächtnis ein; es klang aus ihnen ein mir verwandter, ein mir nahegehender Ton. Doch der für einen Augenblick wachgewordene Gedanke war nicht imstande, den religiösen Nebel zu zerstreuen, der mich umfing. Wahrscheinlich bemerkte das Kussow. Er gab mich auf und sagte bloß:

„Diese Menschen, die das Volk von den Gutsherren befreien wollten, hatten doch recht, Saschka!“

Es gelang dem temperamentvollen Kussow nicht, in mir die Auflehnung gegen die uns umgebende Ungerechtigkeit zu wecken; seine Worte fanden keinen Widerhall bei mir. Die Funken seiner Beredsamkeit entfachten kein Feuer der Empörung in meiner Seele. Obwohl Kussow mir wie eine Eiche vorkam, der kein Wind und kein Sturm etwas anhaben konnten, war ich selber wie ein schwankes Rohr; ich ließ mich bis zur Erde niederbeugen und gab mich ganz dem Gift der Religion hin, das das ganze Volksleben durchdrang. Unter Alexander III., als die lebendige Stimme der Revolutionäre in den steinernen Säcken, in den Eiswüsten Sibiriens und auf den Galgen verhallte, entfalteten die Popen, die Bischöfe und Mönche, die ganze rechtgläubig-byzantinische Kirche, angetrieben von dem Oberprokurator der Synode, Pobjedonoszew, eine große Aktivität. Die Popen predigten. Wundertätige Heiligenbilder tauchten überall auf. Man fabrizierte Wunder. Man fabrizierte auch einen heiligen Popen, Johann von Kronstadt.

Unter den Arbeitern zirkulierten Gerüchte von den Wundern, die Johann von Kronstadt vor Reliquien<sup>1</sup>, vor Heiligenbildern wirkte. Ein Pope Slepjan, ein getaufter Jude und, wie ich glaube, englischer Staatsangehöriger, der zur griechisch-katholischen Religion übergetreten war, Missionar dieser Kirche und Student der Geistlichen Akademie wurde, organisierte in der „Neuen Baumwollfabrik“ einen Abstinenzlerverein. Auch baute man mit Arbeitergeldern eine Kirche.

Ein anderer Pope, Grigorij Petrow, gründete einen Abstinenzlerverein unter den Arbeitern des städtischen Schlachthofes. Es war die Zeit, wo Pobjedonoszew Kirchenschulen gründete und neues Leben in die sich zersetzende und verfäulende rechtgläubige Kirche zu bringen suchte. Der Pope Petrow ging weiter und versuchte, das tote Dogma der Orthodoxie durch Elemente der Tolstoischen Lehre zu beleben. In der Stremjannaja Straße wurde auch eine „Gesellschaft zur Verbreitung des Christentums im Geiste der orthodoxen Kirche“ gegründet.

Als treuer Knecht des Zarismus fühlte und sah Pobjedonoszew, daß die Selbstherrschaft in Gefahr war; deshalb mobilisierte er das schwarze Heer der Geistlichen, die beim Volk mit Recht die „Langmähnigen“, die „Hengste“ hießen. Die Langmähnigen machten Jagd auf Menschenseelen, predigten Geduld, Enthaltbarkeit, Verzicht, Demut, sprachen von der jenseitigen Belohnung der treuen Seelen. Ich wurde von diesem schmutzigen, trüben Strom mitgerissen.

In Paris, auf dessen grell beleuchteten Boulevards die Bourgeoisie den den Arbeitern abgepreßten Mehrwert verbjelt, fühlt man, daß der Mensch zufrieden mit sich ist. Diese Zufriedenheit konnte es bei uns nicht geben. Französische und belgische Arbeiter, die manchmal die Geselligkeitsabende der russischen politischen Emigranten besuchten, staunten über die Melancholie der russischen Volkslieder und meinten: „Solche Melodien hört man bei uns nur in der Kirche.“ Schon

---

<sup>1</sup> Schon damals bereitete man den Boden vor für die Gerüchte von den Wundern am Grabe des Starez Sserafim. Zur Bekämpfung der Revolution wurden 1905 seine Gebeine unter feierlichen Zeremonien dem Volke zugänglich gemacht. Als man sie in neuerer Zeit untersuchte, zeigte es sich, daß sie aus Watte und Karton zusammengesetzt waren. Anmerkung des Verfassers.

Kawelin hat, wie ich glaube, bemerkt, daß die satten Bourgeois der Pariser Boulevards ihrer Psychologie nach wilde Menschenfresser in Zylinderhüten und gestärkten Oberhemden sind. Saltykow-Schtschedrin sagte, daß aus den Augen eines satten, selbstzufriedenen Menschen das Schwein blickt. Nur großes Leid macht den Menschen menschlich, empfänglich für fremden Schmerz, für fremdes Leid.

Die heiteren, leichten Boulevardchansons der Pariser schläfern ein. Die traurigen, schmerzlichen Töne der Njekrassowschen Dichtung und der russischen Volkslieder machen den Menschen nachdenklich. Sie greifen ans Herz, wühlen das Denken auf. „Glücklich ist der Lebenden sonnige Kinderzeit! Mühlos verrinnen die Tage, strahlender Freude geweiht“, sagt Njekrassow. Diese glückliche Kinderzeit kannte ich nicht. Tagaus tagein arbeitete ich körperlich so viel, daß ich stumpfsinnig davon werden mußte.

Als ich in die große Dreherwerkstatt kam, als ich es mit der schamlosesten, grausamsten Ausbeutung zu tun bekam, mit der ständigen Herabsetzung des Akkordlohns, ohne bei den sogenannten guten Arbeitern, denen diese Herabsetzung ziemlich gleichgültig war, auf Verständnis zu stoßen, glaubte ich, ein endgültig gescheiterter Mensch zu sein.

Das Leben, das ich führte, war ermüdend eintönig. Jeder Tag glich dem anderen. Keiner brachte Befriedigung. Mir war zumute wie einem im Käfig gefangenen Vogel. Das Leben kam mir wie ein Gefängnis vor. Eine unbestimmte Sehnsucht nach Freiheit, nach Luft quälte mich.

Um diese Zeit vernahm ich eine Stimme, die Befreiung und Rettung versprach. Es war nicht die Stimme eines Freundes, eines Genossen, der mir, dem unterdrückten, in einem Wald von Zweifeln umherirrenden Arbeiter, den Ausweg zeigen wollte. Es war die Stimme einer Schlange, die ihr Opfer hypnotisieren wollte, bevor sie es verschlang; es war Judas' Stimme, die Stimme des Popen. „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ hörte ich und folgte dieser Stimme. Die Idee eines Temperenzlervereins, mit der die Popen Slepjan und Petrow auftraten, verlockte mich.

Die Losgelöstheit der Arbeiter voneinander war so groß, die Nacht war so undurchdringlich dunkel, daß mir selbst die Gesellschaft der Popen wie ein Lichtblick in diesem Dunkel erschien. Nur durch das gänzliche Fehlen jeder Agitation und Propaganda in den Fabriken von damals, wo es weder Parteien noch Genossenschaften noch Kassen zur gegenseitigen Unterstützung gab, kann ich mir meine Begeisterung erklären, mit der ich in die Falle ging, die die Popen dem Zaren, den Gutsherren, den Kapitalisten zu Gefallen, den Arbeitern stellten. Der proletarische Instinkt lehnte sich gegen die Isoliertheit der Arbeiter auf und verlangte nach Zusammenschluß.

Als ich in den Verein eingetreten war, begann ich, Mitglieder unter den Arbeitern zu werben. In meiner Begeisterung für die Idee des Vereins glaubte ich, daß es möglich sei, die Ideale des primitiven Christentums zu verwirklichen, den Unterschied zwischen Reich und Arm auszulöschen. Die alte Arbeitergeneration verhielt sich ziemlich gleichgültig gegen die neuen Ideen des Temperenzlervereins. Unter jungen Arbeitern dagegen fand ich bald Anhänger. Kossolobow, Kupzow, Droschin, Andrejew und Extrem bildeten eine Gruppe und wurden die ersten Mitglieder des Vereins. Da der Temperenzlerverein von dem Popen Slepjan in der Borowaja Straße, nahe bei der Neuen Baumwollfabrik gegründet wurde, bekam ich von den alten Arbeitern den Spitznamen „Borowoi“. In Wirklichkeit waren ich und meine Genossen unter den verderblichen Einfluß der orthodoxen Kirche geraten, die den stumpfsinnigen Gehorsam gegenüber den Behörden und den alten byzantinischen Verzicht auf das lebendige Leben predigte.

Verführt durch den Popen, brachten meine Genossen und ich unsere ganze freie Zeit damit zu, Gottesdiensten beizuwohnen, die Bibel und die Heiligenlegenden zu lesen. Mit strenger Genauigkeit hielten wir alle Fasten und gaben die armseligen Groschen, die wir erübrigen konnten, für Heiligenbilder und Kirchen hin. An Samstagen gingen wir in das neue Athanasiuskloster, wo von 6 Uhr abends bis Mitternacht eine Nachtmesse gelesen wurde. Am Sonntag standen wir um 4 Uhr morgens auf, um zur Frühmesse zu gehen.

Es ist dunkel. Die Sterne glänzen. Unter den Füßen knirscht der Schnee. Die ersten Glockenschläge zerschmelzen in der Luft. Wie Schatten gleiten die wenigen Kirchenbesucher vorbei, alles ärmere Leute. Nach der Frühmesse gingen wir zur Sechsuhrmesse, dann wieder um 10 Uhr zur Spätmesse. Um 4 Uhr nachmittags ging es zur Abendmesse, nach deren Schluß die Popen sich mit uns unterhielten. Außerdem pilgerten wir zusammen mit anderen Mitgliedern des Temperenzlervereins zu Fuß zwanzig bis dreißig Kilometer weit nach Kolpino und in die Sergius-Einsiedelei. Unterjocht vom Zarismus und Kapitalismus, betäubt vom Lärm der Fabrikmaschinen während des langen Arbeitstages, ließen wir uns von dem religiösen Popschwindel einfangen.

Als beste Arbeiter galten in unserer Werkstatt der Mechaniker Nikolajew und der Dreher Syrojegin. Bei den Arbeitern hießen sie nur noch „Sumpfhühner“, weil sie sich gerne zum Trinken einladen ließen. Eine so einfache Sache wie die Einstellung der richtigen Zahnradübersetzung zum Schneiden von Gewinden war vielen unbekannt. Die Berechnung machte den jungen Drehern Schwierigkeiten, und sie wandten sich an Nikolajew oder Syrojegin. Dafür mußte man sie in die Bierkneipe einladen und bewirten. Sie behüteten ängstlich das Geheimnis ihrer Kunst, der schnellen Einstellung der richtigen Zahnradübersetzung zum Schneiden von Gewinden, und teilten es keinem mit.

Beide fanden Interesse an meiner Agitation: sie kamen an meine Drehbank, hörten mir zu und meinten: „Laß das lieber sein, Borowoi! Predige nicht, mach keine Dummheiten! Wer weiß, wozu das noch führen kann. Jetzt sprichst du noch von Gott, aber im Handumdrehen bist du Sozialist.“

„Wieso Sozialist?“ fragte ich ganz erstaunt.

„So“, sagte der ausgeglichene, ruhige Nikolajew: „Früher gab es hier bei uns Sozialisten. Du hast angefangen Bücher zu lesen. Wer weiß, was sie dir in den Kopf setzen! Laß das lieber sein, sonst wirst du verhaftet und gehenkt . . .“

Ich hatte wirklich angefangen zu lesen, sogenannte Erbauungsschriften, wie die Bibel, das Leben der Heiligen, Werke von Jefrem Sirin und Johann Bogoslow. Ich mußte diese

Bücher kennen, um die schlaun Fragen der Altgläubigen und Stundisten beantworten zu können.

Ich studierte die Heilige Schrift so lange, bis ich ein richtiger Schriftgelehrter wurde. Ich warf mit Zitaten um mich. Die Altgläubigen und Stundisten konnten mir nichts mehr erwidern und zogen sich zurück. Der Kreis der Zuhörer neben meiner Drehbank wurde immer größer. Immer mehr Arbeiter wollten Mitglieder des Abstinenzlervereins werden.

Ich selber aber machte allmählich eine Wandlung durch. Manche Arbeiter fragten mich, ob die Erde eine Kugel oder eine flache Ebene sei, ob sie unbeweglich sei oder sich um die Sonne drehe. Nicht umsonst hat die katholische Kirche den gewöhnlichen Sterblichen das Lesen der Bibel verboten. Die biblischen Geschichten und die sogenannten Lebensbeschreibungen der Heiligen strotzen derart von Widersprüchen, daß einem aufmerksamen Leser unwillkürlich der Gedanke kommen muß, daß ein furchtbarer Schwindel dahinter stecken muß. Jedesmal, wenn ich die Bibel in die Hand nahm, fielen mir die Worte meines Vaters ein, daß irrsinnige Studenten, Nihilisten und Sozialisten nicht an Gott glauben; doch je mehr ich die Bibel las, um so stärker begann ich an der Existenz Gottes zu zweifeln.

Ich glaubte, daß der Teufel mich, wie irgendeinen Einsiedler an den Ufern des Nils, in Versuchung führen wolle. Ich suchte die Einsamkeit und mied die Menge. Die ersten, besonders starken Zweifel an der Existenz Gottes kamen mir am Jahrestage des franko-russischen Bündnisses, an dem Alexander III. den französischen Seeleuten ein Fest gab. Die feierlich geschmückte Volksmenge strömte nach Peterhof. Es ist sehr gut möglich, daß der Anblick der hastenden Menge und die weckende, lockende Musik der Marseillaise, die man an diesem Tage spielen durfte und die ich zum ersten Male hörte, in mir mit gebieterischer Macht die Frage wachriefen: „Gibt es einen Gott?“

Von dieser Frage gepeinigt, flüchtete ich vor der Menge und ging bis zur Newamündung; ich betrachtete das Wasser, hörte das Rauschen der Wellen und fragte mich immer wieder: Gibt es nun einen Gott oder nicht? Und der schreckliche Gedanke,

daß es keinen gebe, daß wir armen Arbeiter die Opfer eines ungeheuren, schamlosen, von den Popen unterstützten Betrugses seien, gewann immer größere Macht über mich.

Den ganzen Morgen bis sieben Uhr piffen in der Petersburger Vorstadt die Fabriken, die zur Arbeit riefen. Am durchdringendsten und lautesten heulte die Sirene des Putilowwerkes. Täglich folgte ich diesem Ruf und ging täglich zur Fabrikarbeit wie eine aufgezogene Maschine. Ich war krank, erschöpft, meine Nerven waren zerrüttet. Die schwere Arbeit, das lange Stehen während der Gottesdienste, die strenge Einhaltung der Fasten, das alles brachte mich herunter. Ohne es zu wollen, fing ich an, diese Fabrik, diese Werkstatt und den Meister Nebel zu hassen.

Ganz in Anspruch genommen von meiner Agitation kümmernte ich mich kaum um die Arbeit, die mir Nebel zuwies. Er war Schweizer. Er war als Arbeiter nach Rußland gekommen, um da sein Glück zu versuchen. Von den russischen Meistern unterschied er sich dadurch, daß er keine Schmiergelder nahm. Doch der Beruf eines Feldwebels des Kapitals, der stets mit organisatorischen und polizeilichen Funktionen verbunden ist, zwang ihn, auf Anordnung des Direktors Rizoni den Stücklohn dauernd herabzudrücken.

Mich hielt er wahrscheinlich für einen Narren oder Sonderling. Er schlug mir vor, mich gut verdienen zu lassen; dafür sollte ich ihm alles hinterbringen, was in der Werkstatt voringing. Eine heimliche Stimme hielt mich vor dieser schuftigen Rolle zurück, die von vielen sehr begehrt war. Nebel rächte sich an mir dadurch, daß er meinen Lohn möglichst herabdrückte. Da ich fortwährend „predigte“, wie die Arbeiter sagten, war meine Arbeit oft schlecht.

Ein einziger Gedanke quälte und verfolgte die Arbeiter morgens, abends und nachts; die Angst, aus der Fabrik hinausgeworfen und arbeitslos zu werden. Meister Nebel konnte mich jederzeit auf die Straße setzen, die „Pflastersteine wetzen“ lassen. Ich hatte aber für Mutter, Schwestern und zwei Brüder zu sorgen; sie lebten alle von meinem Verdienst. Ich verdiente damals einen Rubel täglich. Allmählich bekam ich Angst vor dem Meister, von dem ich abhing, der mir

stets Bemerkungen machte, mich immer beschimpfte und stets meinen Lohn drückte. Wie groß diese Angst war, zeigt allein der Umstand, daß ich noch zehn Jahre später, als ich nicht mehr in Petersburg lebte und ihn längst aus dem Gesicht verloren hatte, im Traume seine unheimliche Gestalt sah und jedesmal schauernd und schweißbedeckt aufwachte. Schließlich war ich so weit, ihn und die ganze Fabrik mit einem heimlichen, tiefen, grenzenlosen Haß zu hassen.

Am meisten quälte mich das ständige Drücken meines Lohnes. Als Anhänger der christlichen Lehre, daß man sich dem Übel nicht widersetzen dürfe, hätte ich mich dieser Lohn-drückerei demütig fügen müssen. Aber es war mir klar, daß das Fehlen jeden Protestes, daß die stumme Schicksalsergebenheit des christlich denkenden Arbeiters die Lage Hunderter und Tausender von Arbeitern nur verschlimmerte, und dies brachte mich auf den furchtbaren Gedanken, man dürfe den Lehren Christi und Tolstois nicht folgen, sondern müsse gegen das Übel kämpfen und versuchen, die Lage der Arbeiter zu bessern. Es wurde mir allmählich klar, daß ich nicht richtig handelte, wenn ich mich vor dem Willen des Meisters wie ein schwaches Rohr vor dem Winde beugte. Du mußt den Kopf erheben, den gebeugten Rücken gerade richten, fest und unerschütterlich wie eine Eiche sein, die sich vor keinem Sturm beugte, so sagte ich mir.

Die christliche Lehre, überhaupt alle Religionen, die orthodoxe, die katholische, die jüdische, alle predigen sie Gehorsam und Passivität gegenüber dem Übel; sie waren also vom Standpunkte der Arbeiterklasse ein ungeheurer Betrug. Doch aus Gewohnheit fuhr ich fort, die Kirchen zu besuchen, Mitglieder für meinen Verein zu werben und zu „predigen“. Ich wurde immer blasser und magerer. Da er sah, wie interesselos ich für die Arbeit wurde, schüttelte Meister Nebel immer öfter den Kopf.

Ich bekam meinen Paß jedes Jahr durch die Polizei. Der Familienname meines Vaters war Schapowal. Im Regiment wurde der Name in Schapowalow umgeändert. Der Dorfschreiber schrieb Schapowal oder Schapuwal. Wegen dieser Schwierigkeiten mit meinem Namen oder auch weil meine



Agitation der Polizei verdächtig erschien, wurde ich jedes Jahr ein, zweimal vor den Polizeikommissar zitiert. Einmal zitierte man mich vor den Polizei-Rittmeister der Eisenbahn; meine Gesuche um Zusendung eines neuen Passes mußten stets durch seine Hände gehen. Die Pässe, die ich bekam, galten nur für ein Jahr, manchmal nur für sechs Monate.

Arbeiter, schlechtgekleidete Menschen überhaupt, wurden in den Polizeirevieren sehr grob behandelt. Schon im Vorzimmer des Polizeikommissars, wo man manchmal zwei Stunden warten mußte, fiel die Ungleichheit in der Behandlung des Publikums auf. Vor den gutgekleideten Herrschaften scharwenzelten die Polizeibeamten; sie boten ihnen Stühle an und sagten „Sie“ zu ihnen. Zu einem Arbeiter sagte man „du“; während des Gesprächs mit ihm stampfte man auf, schrie ihn an, drohte ihm mit Einsperrung in ungeheizter Haftzelle usw. Aus der Haftzelle hörte man fast immer Schreie. Dort bearbeitete der Wachtmeister, irgendein brutales Vieh, den Eingesperrten mit seinen Riesenfäusten.

Ich zitterte bei dem Gedanken, auch einmal in dieser Zelle mit Betrunknen, Dieben und Prostituierten sitzen zu müssen. Wenn ich zum Kommissar hereinkam, hatte ich Furcht vor ihm. Vielleicht weil ich schlecht gekleidet war, gedrückt und demütig aussah, brüllte mich der Kommissar stets an und belegte mich mit den unflätigsten Schimpfworten.

Wegen dieser verletzend groben Behandlung, die sich jahraus jahrein wiederholte, verlor ich jede Achtung vor den Behörden. Wenn ich Schutzleute, Wachtmeister, Kommissare sah, stieg in mir unwillkürlich intensiver Haß gegen sie auf. Der Gendarmerie-Rittmeister behandelte mich genau so empörend und schändlich. „Sag, wie heißt du?“ fragte er streng. — „Schapowal, Alexander Sidorowitsch“, antwortete ich.

— „Nicht Sidorowitsch, einfach Sidorow! Bist doch kein Edelmann, sondern ein Bauer, du Esel, du ungebildeter Trottel! Daß der Teufel deine Mutter ...!“ schrie er. „Du Flegel! Steht man so vor seinem Vorgesetzten? Hände an die Hosennaht! Daß der Teufel deine Mutter zehnmal ... Weshalb bekommst du denn den Paß bald auf den Namen Schapowalow, bald Schapowal, bald Schapuwal?“

„Ich weiß es nicht, Herr Offizier!“

„Euer Hochwohlgeboren hast du zu sagen! Hast noch nicht gelernt mit Vorgesetzten zu reden, du Canaille! Nikiforow!“ schrie er. „Zeig dem Esel da, wie man mit Vorgesetzten zu sprechen hat und wie man sich dabei zu benehmen hat und setze für ihn das Gesuch wegen des Passes auf.“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“ antwortete Nikiforow, schlug die Hacken zusammen und stand stramm wie eine gespannte Saite.

Die Polizeikommissare und ihre Gehilfen, die Gendarmerieoffiziere, stammten meistens aus dem verarmten Adel und hielten das Volk nicht bloß auf Befehl von oben in strenger Zucht, sondern taten noch aus freien Stücken das ihrige dazu, indem sie die väterlichen und handgreiflichen Einwirkungsmethoden noch mit nicht wiederzugebenden, echt russischen, unflätigen Schimpfereien begleiteten. Wegen dieser verletzenden und groben Behandlung brachte ich auch die Gendarmen unter die Rubrik der „Pharaos“ unter; das war der Spitzname, den die Petersburger Arbeiter allen Polizisten gaben.

Weshalb es eine Beleidigung für die Polizei war, den Namen der ägyptischen Könige zu führen, weiß ich nicht. Als ich aber einmal einen Schutzmann „Pharao“ nannte, schrie er wütend: „Warte, du! Ich setz ein Protokoll darüber auf! Dann weißt du, was es heißt, die Polizei beleidigen.“

# A r b e i t e r - A b e n d s c h u l e

Die Arbeit an der Drehbank verlangt große Intelligenz, Verständnis für technische Zeichnungen und Kenntnisse im Rechnen. Man muß einen Begriff von Geometrie, Algebra und Trigonometrie haben. Diese Kenntnisse sind beim Schleifen von Kegeln und beim Schneiden von Gewinden unentbehrlich. Um mir sie zu erwerben, und in der dunklen Hoffnung, mir in der Schule Klarheit darüber zu verschaffen, ob es einen Gott gibt oder nicht, begann ich die Abendschule der Technischen Gesellschaft auf dem Peterhofer Prospekt zu besuchen.

Die Revolutionäre aus der Intelligenz traten damals oft als Lehrer in die Sonntags- und Abendschulen ein, um die Arbeiter leichter kennen zu lernen und sie zur revolutionären Arbeit heranzuziehen. Sofja Perowskaja, die 1881 ihr Leben auf dem Schafott ließ, war bekanntlich Lehrerin in einer solchen Schule hinter der Newa-Zollbarriere. Später, in den neunziger Jahren, arbeitete in einer Schule der gleichen Fabrikvorstadt die Kommunistin Nadeschda Konstantinowna Krupskaja (Uljanowa)<sup>1</sup>.

Sei es, weil die Abendschule, die ich besuchte, in einer Gegend lag, die nicht so bekannt war wie die große Schlüsselburger Heerstraße, oder aus anderen Gründen, jedenfalls traf ich in den drei Jahren meines Schulbesuchs unter der Lehrerschaft keine einzige mit der revolutionären Bewegung sympathisierende Persönlichkeit; ich hatte es im Gegenteil oft mit Lehrern zu tun, die in den Unterrichtsstunden den Gedanken entwickelten, Rußland brauche zu seiner industriellen Entwicklung lange Arbeitszeit und niedrige Löhne.

Da ich nichts mehr von all dem wußte, was ich in der städtischen Elementarschule einmal gelernt hatte, mußte ich mit der zweiten Klasse beginnen. In diese bescheidene Schule trat ich wie in einen Tempel der Wissenschaft ein. Sie war in meinen Augen die Quelle aller Kenntnisse, aller Weisheit. In

<sup>1</sup> Lenins Frau. Anmerkung d. Übers.

den Lehrern sah ich Menschen aus einer anderen, höheren Welt. Ich kam zum Unterricht mit einer fast religiösen Ehrfurcht. Nach mir, 1892, traten in die Schule meine Kameraden Alexander Kossolobow, Wassilij Kupzow, Iwan Droschin, Pawel Andrejew und andere ein, deren Namen ich vergessen habe.

Seit 1891 hatte der Dreher Koschewnikow großen, wenn auch nur indirekten Einfluß auf mich. Der Dreher Dmitrij Fjodorowitsch Fjodorow aber beeinflusste mich direkt. Nach allem zu urteilen, stand ersterer mit irgendeinem politischen Zirkel in Verbindung. Syrojegin und Nikolajew wiesen mich einige Male auf ihn hin:

„Du, Borowoi, predigst: Trinkt keinen Schnaps, tretet in den Abstinenzlerverein ein, besucht die Kirche! Schau dir mal Koschewnikow an: der geht nie in die Kirche und wenn er ein Heiligenbild sieht, nimmt er weder die Mütze ab noch bekreuzigt er sich. An Festtagen frißt er Wurst und Butterbrot. Das ist ein Gottloser, sicher ein Sozialist.“

Dieser Koschewnikow schien seinen Radikalismus demonstrativ zur Schau zu tragen. Ich versuchte, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Er ließ sich aber niemals darauf ein. Wahrscheinlich stand er mit einem Zirkel sozialistischer Arbeiter in Verbindung, die reine Bildungsinteressen verfolgten, theoretische Studien trieben und sich in den engen Grenzen ihrer Gruppe abschlossen, ohne Zugang zu den großen Massen zu suchen. Ich persönlich schien ihm damals wohl ein hoffnungsloser Religionsfanatiker. Koschewnikow war ein tüchtiger Arbeiter, der sein Handwerk gut verstand. Er zog sich nach westeuropäischer Art an und gehörte nach seinem ganzen Äußeren zur Arbeiteraristokratie.

Jedesmal, wenn ich an ihm vorbeiging, kam mir der Gedanke, daß es doch Menschen gibt „in der Welt“, die wie Koschewnikow es wagen, Gottes Existenz nicht anzuerkennen. Und jedesmal begann es in meinem Inneren zu bohren: Gibt es denn wirklich einen Gott oder gibt es keinen?

Bestimmtere Antwort auf meine Zweifel gab Fjodorow.

Der Maschinenmeister Nikolajew und der Dreher Syrojegin standen an der Spitze einer eigenartigen „Schepelewschen“

Landsmannschaft. Schepelew war vor Zeiten irgendein Gutsbesitzer, der eine Fabrik besaß; die Arbeiter dieser Fabrik waren unter Nikolaus I. Leibeigene im Gouvernement Nischni-Nowgorod<sup>1</sup>. Diese „Schepelewer“ waren gewissermaßen eine Kaste qualifizierter Arbeiter, deren Qualitäten sich von Generation zu Generation vererbten; auf die übrige Masse der Arbeiter sahen sie mit Verachtung herab, als auf ein simples Bauernpack, das von außen her in den Betrieb eingedrungen war, das Handwerk nur unvollständig beherrschte und die alten Arbeitergebote mißachtete. Eifrig wachten sie darüber, daß neueintretende Arbeiter eine Lage schmissen. Fjodorow hatte aber rundweg abgelehnt, diesem alten Brauch Folge zu leisten; Syrojegin kam zu mir und beklagte sich: „Da schau, Borowoi! Da ist ein neues, langhaariges Aas bei uns eingetreten. Das ist ein Gottloser. Er geht nicht in die Kirche, hält nicht die Fasten ein.“ — „Woher wollt ihr das wissen?“ fragte ich. „Ihr seid einfach wütend, weil er euch keine Lage schmeißen will.“ — „Ich weiß schon Bescheid, Borowoi, du hältst zu jedem, der gegen das Saufen ist. Du bist ja ein Abstinenzler. Aber unsere Schepclewer sagen, daß er im Putilow-Werk als Gottloser bekannt war. Schau dir nur diese lange Mähne an. Ein richtiger Student-Nihilist“. Tatsächlich trug Fjodorow lange Haare und einen weichen Hut und erinnerte durch sein Äusseres an einen Nihilisten. Ich beobachtete ihn öfters und lernte ihn nach Koschewnikows Verhaftung näher kennen.

Ganz unerwartet an einem Sommertage erschien in der Werkstatt ein Gendarmerieoberst mit drei Riesenkerlen von Unteroffizieren. Als ich sah, wie scheu alle vor ihnen zurückwichen, wie demütig Syrojegin und Nikolajew vor ihnen die Mützen zogen und sich verneigten, begriff ich zum erstenmal, daß das Menschen waren, die in Rußland eine ungeheure Macht und Bedeutung hatten. Ich sah, wie sie in der Kiste wühlten, in der Koschewnikow sein Werkzeug verschlossen hatte. Ich liebte zwar Koschewnikow nicht, weil er gottlos war und weil er stolz an mir vorbeisah; doch bei der Erinnerung an einen

---

<sup>1</sup> Bis 1861 waren nicht nur die Bauern Leibeigene, sondern auch ein bedeutender Teil der Industriearbeiter.

ähnlichen Gendarmerieoffizier, der mich kujoniert hatte, fühlte ich Sympathie für Koschewnikow und heimlichen Haß gegen die Gendarmen. Koschewnikow wurde nach einem Monat freigelassen. Er wurde nach Rybinsk verbannt, wo man ihn unter Polizeiaufsicht stellte.

Fjodorow war eine ganz ursprüngliche Begabung. Er war kein Revolutionär, kein Enthusiast, kein Fanatiker der Idee. Er hatte ein viel zu ruhiges, kaltes Skeptikertemperament. Er war ganz selbständig an unsere kritisch-publizistische und schöne Literatur herangekommen durch das Lesen erzreaktionärer Zeitungen, wie des „Graschdanin“, herausgegeben vom Fürsten Meschtscherski, und des „Lutsch“, der Zeitung des getauften Juden Okrejz; dabei hatte er Interesse gewonnen für die Schriftsteller, die von diesen Zeitungen heruntergerissen wurden. Obwohl er der Selbstherrschaft und den Popen ablehnend gegenüber stand, schloß er sich der Revolution nicht an. Später, 1905, schloß er sich theoretisch den Menschewiken an. Doch er ließ sich niemals politisch hinreißen und war kein einziges Mal verhaftet. Als Martow im Auslande Referate über den Londoner Kongreß hielt, auf dem es sich gezeigt hatte, daß die fortschrittlichsten Arbeiter tatsächlich mit den Bolschewiken gingen, versuchte er zu beweisen, daß die gebildetsten, die eigentlich reifen Arbeiter dem Menschewismus treu geblieben seien. Es ist gut möglich, daß Arbeiter von Fjodorows Temperament, die in aller Ruhe Bücher lasen, ohne sich an der revolutionären Bewegung zu beteiligen, die nie verhaftet wurden, den Kern der menschewistischen Organisation bildeten. Doch sie waren zu kaltblütig, zu vorsichtig, als daß sie den Einfluß der Arbeiterjugend, die für den Bolschewismus war, hätten hemmen können.

Fjodorow war sogar ein halber Dichter. Er konnte sehr viel Verse von Njekrassow, Nadson, Omulewski auswendig. Er schrieb auch selber Verse, in denen er die verhöhnzte, die „Sokrates Gift gaben, Christus kreuzigten und Galilei ins Gefängnis warfen“.

Ich konnte der „teuflischen Versuchung“, wie ich das damals nannte, nicht widerstehen; immer öfter kam ich an die

Drehbank dieses gottlosen, langhaarigen Kerls, hörte seinen Erzählungen und seinen Liedchen zu, die er leise vor sich hinsummte, während die Bank „von alleine ging“. Seine Reden, seine Lieder, hatten für mich etwas Neues, ungewöhnlich Schönes, Verlockendes, ans Herz Greifendes. Die großartige Gestalt Stenjka Rasins, der für das unterdrückte Volk das Haupt auf das Schafott legte, Nadsons Glaube, daß die „heilige Liebe“ einmal auf die Erde zurückkehren werde, die „traurige und zornige“ Dichtung Njekrassows — das alles fand Widerhall in meinem Herzen, in meinem Gehirn. Weite Horizonte öffneten sich mir. Eine neue Sonne stieg auf, in deren hellem Lichte der alte Gott mit seinen Heiligen und seinen Teufeln, seiner Hölle und seinem Paradies immer mehr in den Hintergrund trat, immer mehr zu einem lächerlichen Gespenst, zu einer veralteten Legende wurde, bis er eines Tages meinen Augen ganz entschwand, in jenes Loch der Vergessenheit purzelte, in das die Geschichte alles Veraltete und Untaugliche hinunterfegt.

Kopfüber stürzte ich mich in die neue Welt. Astronomie, Geologie, die großen russischen Schriftsteller, die Abendschule, das war mein Leben. Doch fand ich noch nicht die Kraft, endgültig mit dem Alten zu brechen. Der alte Gott, die Meute seiner Heiligen und seiner Teufel hielten mich noch in ihrem Bann und drohten mir mit der Hölle. Ich hatte einen schweren Kampf mit mir selbst zu bestehen. Die Arbeiter, die ich in den Abstinenzlerverein, in die geistige Sklaverei gezogen hatte, besonders Kossolobow und Kupzow waren unzufrieden darüber, daß ich mit dem gottlosen Fjodorow Freundschaft pflegte. Doch die tote Äußerlichkeit der orthodoxen Religion stieß mich immer mehr ab; im Lichte der Wissenschaft, die ich allmählich kennen lernte, erschienen mir die wundertätigen Heiligenbilder und Reliquien als alter, dummer Aberglaube, der nur die von Popen irreführten Menschen, Narren und verrücktgewordene Greise beherrschen konnte.

Einen besonders deprimierenden Eindruck machte auf mich die letzte „Pilgerung“, an der ich teilnahm. Es ging nach der Sergius-Einsiedelei. Die warme Frühlingsnacht mit ihren Sternen und Schatten wurde von einem grauen Morgen abge-

löst. Während dieser Nacht, als ich in der müden, staub- und schweißbedeckten Menge dahinging, die nälend und unharmonisch Gebete sang, fiel mir vieles auf, was ich früher nicht bemerkt hatte. Der Sekretär des Abstincnzlervereins, ein von dem Popen Slepjan bekehrter junger Jude, war total betrunken. Der Chordirigent des Vereins, ein Student der geistlichen Akademie, betastete die ganze Zeit über die jungen Weberinnen und schlug sich mit ihnen öfters in die Büsche.

Als es hell wurde, machte dieser Haufen kläglicher, müder, kirchliche Hymnen plärrender Menschen einen traurigen, bedrückenden Eindruck auf mich. Ich bemerkte, wie eine „herrschaftliche“ Gesellschaft von jungen Männern und Frauen, die aus einem Vorortetablisement nach Petersburg zurückkehrte, einen aus Neugier, Staunen, Mitleid und Verachtung gemischten Blick diesen Menschen zuwarf. „Trauriger Sklavenhaufen! Traurige, betrogene Menschen!“ dachte ich. „Wozu all diese Fahnen mit dem Kreuz, dem Symbol der Sklaverei darauf, diese Heiligenbilder, wenn es „ihn“ gar nicht gibt, wenn wir betrogen sind!“

„Was haben Sie nur? Sie antworten mir auf keine Frage. Sie hören gar nicht, was man Ihnen sagt!“ bemerkte die Schwester eines Drehers zu mir, eine gutgekleidete, hübsche Schneiderin, die durch die Erzählungen der Arbeiter auf mich neugierig geworden war, meine Bekanntschaft gemacht hatte und sich beim Putilow-Werk uns angeschlossen hatte.

Da ich die ganze Zeit überlegte, ob es einen Gott gebe oder nicht, hatte ich ihre Anwesenheit ganz vergessen. Sie war noch mehr beleidigt, als ich nach der Ankunft im Kloster und nachdem ich die wegen des Osterfeiertages betrunkenen Mönche mit ihren roten Gesichtern und ihren dicken Bäuchen, sowie den Popen Slepjan (der mit der Eisenbahn gekommen war) gesehen hatte, allein, ohne irgendwem ein Wort zu sagen, mit dem Gefühl tiefster Enttäuschung zum Bahnhof ging und mit der Eisenbahn nach Petersburg zurückkehrte. Der Tropfen, der schließlich den Becher zum Überlaufen gebracht hatte, waren die Erzählungen eines dort ansässigen Arbeiters, der



spöttisch auf die betrunkenen, fettleibigen Mönche zeigte und sagte: „Selbst der Archimandrit lebt hier mit einer Geliebten.“

Als ich tief in Gedanken den Baltischen Bahnhof verlassen wollte, faßte mich jemand an die Schulter und sagte: „Bist du's, Saschka?“ Kennst du mich nicht mehr?!“ Erstaunt hob ich die Augen und sah einen gutgekleideten, wohlgenährten jungen Mann vor mir. Erst bei näherer Betrachtung erkannte ich in ihm den früheren „Fridjka“, mit dem ich zusammen die Schule besucht und mich auf dem Mitrofanjew-Friedhof herumgetrieben hatte. Der Name „Fridjka“ erstarb mir auf den Lippen; ich wagte nicht, diesen, wie mir schien, vornehmen Herrn, jetzt noch so zu nennen.

„Wie geht es dir?“ fragte er. „Du bist schlecht gekleidet, bist ja voller Staub. Du siehst elend aus, krank. Was verdienst du?“

„Fünfundzwanzig Rubel im Monat“, antwortete ich. „Ich Sorge aber für Mutter, Schwester und zwei Brüder.“

„Fünfundzwanzig Rubel im Monat für fünf Mäuler!“ rief er erstaunt. „Ich allein verbrauche an einem Tage mehr als ihr fünfe zusammen im Monat! Ja, wie könnt ihr denn so leben? Ein solches Leben könnte ich nicht aushalten, würde mich lieber erschießen!“

„Woher hast du Geld?“ fragte ich.

„Hab eine Kaufmannswitwe geheiratet“, sagte er und verabschiedete sich.

Dieser Fridjka, der keinesfalls begabter war als ich, hatte schon als Kind weiße Semmeln, Butterbrot, allerlei Leckereien zu essen bekommen, während ich schwarzes, trockenes Brot und Kartoffeln kaute. Dann hatte er, weil sein Vater Geld besaß, das Gymnasium besucht und später die Universität absolviert. Jetzt war er ein Herr Wetzels und verbrauchte an einem Tage mehr, als ich in einem Monat verdiente!

In unserer Schule begannen die Prüfungen. Darunter gab es auch eine Religionsprüfung. Dieses Fach galt als sehr wichtig. Der Direktor einer großen Gummifabrik, ein alter Deutscher und Protestant, erschien in eigener Person bei der Prüfung. Der Pope, der mit mir als einem guten Schüler

prahlen und gleichzeitig die zuverlässige Gesinnung der Schüler im besten Lichte zeigen wollte, fragte mich plötzlich, nachdem ich alle Fragen beantwortet hatte: „Na, sag mal, Schapowal, wen müssen wir auf der Erde wie Gott achten?“ Da ich auch sonst nicht besonders schlagfertig war, machte mich diese Frage stutzig. Ich hatte den besten Willen, eine Antwort zu geben, aber ich fand keine. Peinliches Schweigen trat ein.

Ich wurde rot, atmete schwer, zupfte nervös an meiner Mütze, die ich in der Hand hielt, und fand keine Antwort. Schon begannen die Mitglieder der Prüfungskommission, Direktoren der städtischen Schulen, vielsagende Blicke zu wechseln; der Fabrikdirektor stand vom Stuhl auf und ging im Zimmer auf und ab; der Pope betrachtete mich aufmerksam in Erwartung einer Antwort; ich zermartete mir den Kopf, wäre am liebsten gleich vor Scham versunken: ja, wen müssen wir denn auf Erden wie Gott achten? Um das drückende Schweigen zu unterbrechen, wandte sich der Pope an die Kommission und sagte: „Das ist ein braver Kerl!“ Dann wandte er sich wieder zu mir: „Den Zaren muß man auf der Erde wie Gott achten, den Zaren!“

Weil ich diese Frage nicht beantwortet hatte, bekam ich vom Fabrikdirektor keine silberne Uhr; diese Uhren waren für die Schüler, die sich in „Religion“ auszeichneten.

## Der Bruch mit der Religion

Als die Sommerferien begannen, hatte ich mehr freie Zeit, um Astronomie, Geologie und Darwins Lehre genauer kennen zu lernen. Ich verglich die Ergebnisse der Wissenschaft und kam zu dem sicheren Schluß, daß es keinen Gott gibt, daß nicht Gott den Menschen geschaffen hat, daß die Popen, nur um das Volk zu betrügen, einen Gott vorzutäuschen suchen.

Die evangelische und Tolstoische Lehre, die es verbietet, sich dem Übel zu widersetzen, fand ich nicht nur überflüssig, sondern einfach schädlich. „Man darf nicht die Liebe zu den Reichen, zu den Unternehmern, zu den Feinden der Arbeiter, sondern man muß den Haß gegen sie predigen.“ Das Gute ist eben der Kampf gegen das Böse, dachte ich. „Man muß die hassen, die uns unterdrücken. Man muß gegen sie kämpfen.“ Und ich begann mit aller Leidenschaft zu hassen: den Zaren, den man nach Ansicht des Popen wie Gott achten mußte, die Popen, die Mönche, die Bischöfe, die die Arbeiter in geistiger Sklaverei halten, und all die Reichen, die auf Kosten der Arbeiter leben.

Ganz vertieft in diese Gedanken ging ich eines Tages nach Hause.

„Was ist mit dir los?“, fragte mich Kossolobow, der mich eingeholt hatte. „Man sieht dich ja nirgend mehr. Du kommst nicht mehr zu den Erbauungsstunden. Vater Grigorij hat nach dir gefragt, ob du nicht krank bist.“

„Weißt du was, Sascha,“ sagte ich zu Kossolobow, „ich geh nicht mehr in die Kirche. Es gibt keinen Gott und keinen Teufel. Sag mir, wo soll er denn sein? Das sind alles Popenmärchen. Die Wissenschaft widerlegt glatt all diese Popen-erfindungen.“

Wenn ich ihm gesagt hätte, ich habe die Pest, die Lepra oder eine andere furchtbare und ansteckende Krankheit, wäre

er nicht so entsetzt vor mir zurückgewichen wie bei diesen Worten, daß es keinen Gott gäbe.

Als er mich verließ, nachdem er mir erklärt hatte, ich sei verrückt geworden, fühlte ich, daß ich einen Freund verlor und daß ich von nun an einsam war. Aber ich hatte mich schon mit dem Gedanken an die Einsamkeit abgefunden. Schon als ich die Agitation für den Abstinenzlerverein begann, hatte ich die Trägheit der Massen kennen gelernt. „Hauptsache ist, das Richtige zu wissen, die Wahrheit zu besitzen,“ sagte ich mir, „alles andere ist nicht so schlimm.“ Und ich machte mich darauf gefaßt, daß mich alle verlassen würden.

Als ich am nächsten Tag zur Arbeit ging, holte Kossolobow mich ein und sagte zu meiner Verwunderung: „Weißt du, Alexander, ich hab die ganze Nacht über deine Worte nachgedacht, daß es keinen Gott gibt. Du hast recht. Nach allem, was wir aus der Astronomie und Geologie erfahren haben, müssen die biblischen Geschichten alte Weibermärchen sein. Du hast recht, es gibt keinen Gott.“ Ich strahlte übers ganze Gesicht, als ich diese Worte meines guten Freundes hörte. Ich war also schon nicht mehr allein. Wenn es keinen Gott gibt, muß man Nihilisten oder Sozialisten suchen. Man muß Bomben auf die Zaren, auf die Popen werfen, Kirchen in die Luft sprengen. Wo aber Sozialisten finden? Fjodorow konnte mir nicht helfen. Er wußte viel, er verstand viel, doch er hätte niemals eine Bombe in die Hand genommen. Er würde sich nicht entschließen, auf den Galgen zu gehen.

Ich änderte schroff meine Lebensweise, hörte auf, die Kirche zu besuchen, zu beten, vor Heiligenbildern die Mütze abzunehmen und mich zu bekreuzigen. Der Anblick von Kirchen, Kapellen, Popen und Mönchen flößte mir Ekel ein.

Die Mitglieder des Abstinenzlervereins, die ich selber erworben hatte, merkten, daß ich in keine Kirche mehr ging und sie selber nied; sie kamen zu mir und fragten mich: „Was ist mit dir los, Borowoi? Warum kommst du nicht in die Kirche?“ — „Deshalb“, antwortete ich, „weil es keinen Gott gibt. Er existiert nicht. Die Popen haben ihn ausgedacht. Die Popen betrügen uns.“ — „Warum soll es denn keinen Gott geben?“

meinte Pawel Andrejew. „Du bist verrückt!“ — „Ich habe das alte und das neue Testament gelesen, dann Astronomie und Geologie studiert und mich überzeugt, daß all diese Geschichten von Gott Popenmärchen sind.“ Seitdem mied mich die kleine Mitgliedergruppe des Abstinenzlervereins wie einen Pestkranken. Ich aber, erfüllt von dumpfem Haß gegen die Popen, schrie ihnen nach: „Es gibt keinen Gott. Er existiert nicht. Die Popen haben uns angelogen!“

Die Nachricht, daß Sascha Borowoi, der Begründer des Abstinenzlervereins, der bisher gebetet und Kirchen besucht hatte, ein Gottloser und also auch ein Sozialist geworden war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Fabrik. Haufen von Arbeitern belagerten mich. Die Alten glaubten fest, daß ich verrückt geworden war, die Jungen fragten mich, warum ich nicht an Gott glaube. Ich benutzte meine Kenntnis der sogenannten heiligen Schrift und meine aus anderen Schriften geschöpften Kenntnisse und bewies ihnen, daß die Popen schamlose Lügner waren, daß es keinen Gott und keinen Teufel gebe. Ich fühlte, wie mir Flügel wuchsen, wie ich größer wurde. Die Wissenschaft war das Licht, das die schwarze Wolke der Popenlüge verscheuchte. Mit demselben Enthusiasmus, mit dem ich mich vorher auf die heilige Schrift geworfen hatte, begann ich jetzt gegen den großen, ungeheuerlichen, uralten Betrug zu sprechen. Alle Arbeiter waren entsetzt über meine Veränderung. Ein Riesenmeteor, das vom Himmel herabgestürzt käme, hätte sie nicht so in Erstaunen gesetzt wie meine Worte. Ein Alter, der mich gern hatte und zusammen mit mir öfters die Kirchen besuchte, kam eines Tages auf mich zu und sagte: „Saschka, früher, als du an Gott glaubtest, sahst du aus, wie ein Engel. Dein Gesicht war hell, dein Auge gütig. Jetzt, seitdem du nicht mehr an Gott glaubst, hast du ein schwarzes Gesicht, einen düsteren Blick bekommen. Du siehst wie der Teufel aus. Sei verflucht, Saschka!“ Viele alte Arbeiter fanden, wenn man mir Vernunft beibringen wolle, wäre es am besten, mich nach altem russischen Brauch tüchtig durchzupfeitschen. Alle rieten mir: „Wenn du schon nicht glaubst, so glaub in Gottes Namen nicht. Schimpf aber nicht auf die

Geistlichen. Man wird dich noch aufknüpfen, Saschka, du Narr! Das wirst du noch erleben!“

Auch der Maschinenmeister Nikolai versuchte, mich zur Raison zu bringen: „Hab ich dir nicht immer gesagt, Borowoi, laß die Dummheiten sein, predige nicht, lies nicht so viel, jetzt hast du's! Bist ein gottloser Nihilist geworden. Jetzt wartet nur noch der Galgen auf dich, Saschka, du Schuft!“

Da wir sahen, daß nur ein kleiner Teil der Jugend mit uns sympathisierte, beschlossen wir, ich, Kossolobow und Kupzow, uns in Gegenwart der rückständigen Arbeiter vor schroffen Ausfällen gegen die Religion zu hüten, einzelne junge Arbeiter auszusuchen und bei ihnen unsere Gedanken zu propagieren. Alle waren wir der Ansicht, daß es dringend nötig sei, Sozialisten zu finden. Diesen Weg hieß auch Fjodorow gut, erklärte uns aber offen, daß er in keinerlei Verbindung mit revolutionären Organisationen stehe.

## Auf der Suche nach Sozialisten

Seit dem Sommer 1892 begannen Kossolobow und ich Sozialisten oder Nihilisten zu suchen. Kossolobow war ein sehr fähiger junger Arbeiter. Zuerst Lehrling bei einem Tapezierer, war er mit meiner Hilfe dann in die Schlosserwerkstatt gekommen und hatte sehr schnell das Schlosserhandwerk erlernt. In der Schule hatte er gute mathematische Fähigkeiten gezeigt und als einer der besten Schüler gegolten. Sein Vater war schon lange tot. Er lebte mit seiner alten Mutter zusammen. Als wir, statt Gebete herzusagen, Lieder wie „Rasins Felsen“ von Nawrozki, die „Dubinuschka“ und Njekrassows „Gedanken vor einem herrschaftlichen Aufgang“ zu singen begannen, sagte die alte Mutter, die uns zuhörte, diese ergreifenden Lieder hätte sie schon vor vielen Jahren von Studenten gehört, damals, als sie Stubenmädchen war. „Nehmt euch in acht, Kinder!“ meinte sie, „das sind verbotene Lieder. Die Studenten, die sie gesungen haben, sind verhaftet worden und seitdem verschollen. Von der Zeit an hab ich nie diese Lieder mehr gehört. Euer Gesang wird zu nichts Gutem führen. Ich fürchte, man wird euch noch verhaften!“

„Keine Angst, Mutter!“ antwortete ihr Kossolobow, „man wird uns schon nicht verhaften.“

Wir durchirrten Straßen und Boulevards und betrachteten aufmerksam alle Studenten, denen wir begegneten, in der Hoffnung, die zu finden, die wir suchten. Doch all unser Suchen war vergeblich. Während die Revolutionäre aus der Intelligenz damals Arbeiter suchten, um mit ihnen in Verbindung zu treten, suchten ihrerseits die Arbeiter eifrig die Bekanntschaft mit der revolutionären Intelligenz.

Unter Alexander III., der selbst seine eigenen Söhne mit einer Riesenhundepeitsche traktierte, legten sich die Behörden keinerlei Einschränkung auf bei ihrem Vorgehen gegen die Bauern und ließen sie unbarmherzig peitschen, wenn sie die

Steuern nicht bezahlen konnten. Die alte Bauern- und Arbeitergeneration lehnte sich kaum gegen diese Schmach auf; man hörte sie oft zu den jungen Leuten sagen: „Ihr verdient fünfzig auf den Hintern“. Die jungen Arbeiter und Bauern hatten aber bereits ein Gefühl für die ganze Schmach körperlicher Strafen. Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre kam es vor, daß bestrafte Bauern sich das Leben nahmen.

Wie schwer die Willkür der Eltern und der alten Generation überhaupt auf der Jugend lastete, geht aus einer Erzählung des Schlossers Iwan Jamburgski hervor. Einmal kam er zu mir und klagte bitter darüber, daß sein alter Vater, ein Monteur, ihn gewaltsam aufs Land gebracht und mit einem Bauernmädchen verheiratet hatte. Durch Drohungen hatte er dann die Frau seines Sohnes dazu gezwungen, mit ihm geschlechtlich zu verkehren; sobald der Sohn abwesend war, ging er zu ihr. Wenn der Sohn versuchte, seine Frau vor den Zumutungen des lüsternen Vaters zu schützen, fuhr der Alte in sein Heimatdorf und beklagte sich bei den Dorfältesten: „Mein Sohn Wanjka will nicht auf mich hören. Er hat in der Stadt jede Zucht verloren. Ich spendiere euch einen Eimer Wodka, wenn ihr ihn bestraft.“

Auf Grund eines entsprechenden Gesetzes forderte die Dorfversammlung Wanjka auf, ins Dorf zu kommen, verabreichte ihm fünfundzwanzig bis fünfzig Peitschenhiebe und bestätigte damit indirekt das Recht des Vaters auf die Frau seines Sohnes. Wanjka suchte zuerst den Vater zu prügeln; einer solchen Prügelei folgte aber stets die Aufforderung ins Dorf zu kommen und die öffentliche Verabreichung (Wanjka war damals bereits fünfundzwanzig Jahre alt) von Peitschenhieben. Der Landschaftsvorsteher bestätigte nicht nur die Beschlüsse der Dorfversammlung, sondern drohte sogar Wanjka, die Strafe von sich aus zu verschärfen, wenn er sich der elterlichen Gewalt nicht füge.

Von der Schmach, von der unmenschlichen Verhöhnung zum Irrsinn getrieben, wollte Wanjka den Vater verklagen. Von allen Instanzen bekam er aber den Bescheid, daß ein Vater das Recht habe, seinen Sohn bei der Gemeinde und beim



Landschaftsvorsteher zu verklagen und die Gemeinde das Recht habe, ihn peitschen zu lassen. Ein Rechtsanwalt, dem er wahrscheinlich leid tat, gab ihm insgeheim den Rat: „Wenn Sie Ihren Vater totschiagen, würden die Geschworenen, wenn sie von Ihnen den Sachverhalt erfahren, Sie vielleicht freisprechen.“

„Was soll ich nur machen?“ fragte mich Wanjka.

„Schlag ihn doch tot, den alten Teufel, wenn er dich so verhöhnt!“, riet ich ihm.

Wanjka konnte sich zu einer so radikalen Maßnahme nicht entschließen. Er war sehr eingeschüchtert und sein Gehirn schlief noch.

Kossolobow und ich fuhren fort, Sozialisten zu suchen. Einmal, als wir, in ein Gespräch vertieft, zusammen mit vielen anderen Reisenden, unter denen sich auch Studenten, also, wie wir damals meinten, auch Sozialisten befanden, den Wartesaal 2. Klasse betreten wollten, schnauzte der Portier uns an: „Halt, wohin, zurück räudiges Lumpenpack! Dieser Saal ist nicht für Bauern, sondern für Herrschaften!“ Kein Mensch aus dem Publikum trat für uns ein, weshalb wir um so stärker fühlten, daß wir Ausgestoßene waren; als hätte man uns angespuckt, so machten wir kehrt. Die Portiers, die Wächter, die Lakaien fanden ein besonderes Vergnügen, ihresgleichen durch grobes Anschreien einzuschüchtern und zu beleidigen.

Kupzow ging nur selten mit uns aus. Beim Lesen der reaktionären Zeitung „Graschdanin“, die wir auf seinen Rat auch lasen, fiel ihm auf, daß diese Zeitung ganz besonders die Zeitschrift „Rußkoje Bogatstwo“ beschimpfte. Der literaturkritische Teil dieser Zeitschrift erregte sein besonderes Interesse. Die Wahl der Lektüre, die Fähigkeit, ein gutes Buch von einem schlechten zu unterscheiden, ist für den Arbeiter von größter Bedeutung. Wenn man schlechte Bücher liest, gewöhnt man sich allmählich daran, sie nach der Methode des Gogolschen Petruschka<sup>1</sup> zu lesen. Der Geschmack des Arbeiters, der auf sich selbst angewiesen ist und überall auf schlechte Literatur

<sup>1</sup> Eine Gestalt aus Gogols „Toten Seelen“. Petruschka las Bücher nur, um des rein mechanischen Prozesses des Lesens willen. Anmerkung des Übersetzers.

stößt, wird allmählich so verdorben, daß er, kriegt er einmal zufällig ein Werk eines großen Dichters in die Hand, keinen Gefallen daran findet und dauernd der Suggestion der schlechten Literatur unterliegt. Unsere talentvollsten literarischen Kritiker wie Bjelinski, Tschernyschewski, Dobroljubow und Pissarew waren den Arbeitern in den neunziger Jahren unzugänglich; ihre Werke waren verboten und aus dem Verkehr zurückgezogen. Durch die wütenden Schimpfereien der rechten Zeitungen „Lutsch“ und „Graschdanin“ auf diese Schriftsteller aufmerksam gemacht, lernte der wissensdurstige Genosse Fjodorow sie kennen und gab uns die Möglichkeit, die Werke unserer Dichter und Kritiker zu lesen.

In den Fragen über den künstlerischen Wert eines Werkes und über das Wesen der Kunst ging Kupzow weiter als wir alle. Trotzdem er zu den „Schepelewschen“ gehörte und von so tüchtigen einflußreichen Arbeitern wie Nikolajew und Syrojegin protegiert und unterstützt wurde, war er in seinem Schlosserhandwerk nicht tüchtig. Er arbeitete mir gegenüber, machte zusammen mit mir alle Stadien der Religionsbegeisterung und dann der Enttäuschung mit, trotzdem Nikolajew ihn davor gewarnt hatte, auf mich zu hören. Dem neu entstehenden Leserkontingent in der Arbeiterschaft tischte man damals politisch „zuverlässige“ und patriotische Wochenschriften, wie „Rodina“ (die „Heimat“), „Niwa“ („Der Acker“), „Sewer“ („Der Norden“) usw. auf. „Sewer“ vertrat besonders kraß die Ansicht, daß die heilige Kunst keinerlei engen, utilitaristischen Zielen dienen dürfe. „Die Kunst um der Kunst willen“ wurde da gepredigt.

Nachdem W. Kupzow Bjelinski und die Zeitschrift „Rußkoje Bogatstwo“ kennen gelernt hatte, bekehrte er sich zu der Ansicht, daß die Kunst ganz im Gegenteil der Befreiung der Arbeiterklasse, der Befreiung der Menschheit dienen müsse. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß dieser untüchtige Schlosser, dieser Kupzow mit der hohen Stirn und den grauen Augen, schon in den dunkelsten Zeiten des Zarismus bis in die Nacht hinein philosophische Gespräche führte. Unter anderen Bedingungen wäre aus ihm wahrscheinlich ein bedeutender Kritiker, ein talentvoller Schriftsteller geworden. Doch die drück-

kende Lebenslage, zwei Jahre Festung, vier Jahre Verbannung nach dem Jakutski-Gebiet haben ihn gebrochen. Er wurde psychisch krank. Ihm hatten wir es zu verdanken, daß wir noch vor unserer Bekanntschaft mit Prijutow und den Narodowolzen es lernten, gute Bücher von schlechten zu unterscheiden und die „Dekadenz“-Strömung in der Kunst abzulehnen. Während Kossolobow und ich nach Sozialisten suchten, fand Kupzow für uns dieses oder jenes wertvolle Buch.

Den stärksten Eindruck machte Njekrassow auf uns. Seine schmerzgestählten Verse, seine Dichtung der Trauer und des Zornes sagten uns am meisten zu. Bruchstücke aus seinen Gedichten, denen wir manchmal in reaktionären, revolutionsfeindlichen Werken begegneten, und die Zeilen auf seinem Grabstein ließen unsere Herzen höher schlagen und wühlten unser Denken auf. Trotzdem manche großen Schriftsteller, wie z. B. L. N. Tolstoi, Njekrassows Dichtung ablehnend beurteilten, ist und bleibt dieser Dichter der Sänger des Volksschmerzes; jeder Arbeiter, dem das Joch des Kapitals verhaßt geworden ist, muß in Njekrassow seinen Dichter sehen. Ein anderer Schriftsteller, der nach Njekrassow den stärksten Einfluß auf mich hatte, war Gogol. Seine Erzählung, „Taras Bulba“, schildert einen starken, unbeugsamen Kämpfer aus der Zeit der Bauern- und Kosakenrevolution in der Ukraine; wenn man sie liest, will man genau so stark, so unbeugsam, so unversöhnlich sein wie dieser Held. Wie ich schon sagte, erfuhren wir aus den erzreaktionären Zeitungen, wie „Lutsch“ und „Graschdanin“ auch von den anderen großen Schriftstellern (welche Ironie der Geschichte!). Während also Graf Djelanow, der Minister für Volksbildung, die „Söhne der Köchinnen“ von der Mittel- und Hochschule verjagte, während Pobjedonoszew das schwarze Heer der Popen und Mönche mobilisierte und, nicht etwa, um das Volk zu bilden, sondern um es noch mehr zu knechten, mit Hilfe dieses Heeres kirchliche Schulen gründete, während den Arbeitern jeder Weg zu den Schriftstellern, die das Volk aus seiner Lethargie wecken wollten, versperrt war, lernten wir, Arbeiter, die Freunde der Arbeiterklasse auf dem Umwege über Grabsteine und die reaktionäre Presse kennen.

Als ich aus dem Schlaf erwachte, als ich die religiöse Narkose abschüttelte, erschrak ich über die grausame Wirklichkeit. Die kirchliche Orthodoxie, der Zarismus, der großrussische Chauvinismus, die „echtrussischen“ kurzen Jacken und Halbpelze, die langen Bärte, die à la Muschik geschnittenen Haare, das alles wurde mir verhaßt. Nur von Westeuropa, das uns weit überholt hat, kann alles Gute und Neue kommen, dachte ich. Nur eines schien mir in der grauen russischen Vergangenheit wertvoll: das Läuten der Volksversammlungsglocke im alten Groß-Nowgorod und der Demokratismus der Saporoger Ssetsch. Wie sehnte ich mich danach, daß in der drückenden Stille der Nacht, die über dem ganzen damaligen Rußland lastete, die Nowgoroder Glocke wieder ertönen und das russische Volk wieder wie ein rauschendes Meer voll lärmenden Lebens und voller Bewegung werden möge.

Solange ich an Gott geglaubt hatte, war der Traum des künftigen, ewigen Lebens mein einziger Halt; als ich mich aber von diesem Glauben an Gott frei machte, erschien mir das russische Leben mit seinen Polizisten und Gendarmen, mit seiner jahrhundertelangen Unterdrückung des Volkes so düster und hoffnungslos, daß ich eine Gelegenheit suchte, mit meinem Leben Schluß zu machen; bevor ich aber mein Leben von mir warf, wollte ich mich für die Schmach, für die Erniedrigung, für den uralten Betrug und die urewige Unterdrückung rächen. Ich suchte nach Sozialisten, um eine Bombe zu werfen, um den Zaren zu töten, um glücklich zu sterben im Bewußtsein vollzogener Rache.

So verging der Sommer. Der Herbst kam; wir besuchten wieder die Schule, nachdem wir in die 3. Klasse versetzt wurden. Der Unterricht fand täglich von 8 bis 10 Uhr abends statt. An Sonntagen wurden wir von 10 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags unterrichtet. Um die Zeitungen, die von Fremdwörtern strotzten, lesen zu können, schaffte ich mir ein kleines Fremdwörterbuch an und las mit seiner Hilfe die Zeitung, wie man fremdsprachige Bücher liest.

Wir benutzten die Unzufriedenheit der Arbeiter mit der ständigen Lohndrückerei und sagten ihnen, daß die passive Ergebenheit, mit der wir alles hinnahmen, schuld daran sei;

diese Passivität aber hätten wir den Popen zu verdanken, die uns predigten, daß man sich dem Uebel nicht widersetzen solle. In dieser etwas gemilderten Form hatte unsere Agitation großen Erfolg. Einer der Schlosser, Pawel Andrejew, den ich für den Abstinenzlerverein gewonnen hatte, konnte sich mit meiner Veränderung nicht abfinden; er verpetzte mich beim Popen; außerdem ging er in meiner Abwesenheit zu meiner Mutter und jagte ihr unheimlichen Schrecken ein: „Ihr Saschka glaubt nicht mehr an Gott und spuckt auf die Heiligenbilder. Zeigen Sie mir mal seine Bücher.“ Unter meinen Büchern fand er eine Schrift: „Die Geheimgesellschaften aller Jahrhunderte und aller Zeiten“, die ich auf dem Markt gekauft hatte, und brachte sie dem Popen. Es stellte sich heraus, daß das Buch von der Zensur erlaubt war. Meine Mutter aber wurde fast irrsinnig, als sie erfuhr, daß ich nicht mehr an Gott glaube. Sie weinte. Sie sah schwarze Mücken, die auf mich zukrochen, von allen Seiten. Sie nahm ein Handtuch und schlug mich damit, um die schwarzen Mücken zu verscheuchen. Wir mußten einen Arzt holen. „Was fehlt Ihnen?“, fragte er meine Mutter. — „Saschka glaubt nicht mehr an Gott!“ fiel meine Schwester ein, „davon ist Mutter verrückt geworden“. — Wieso glaubt er denn nicht mehr an Gott?“ fragte der Arzt verwundert. — „So eben; er sagt: einen Gott gibt es nicht, und die Popen lügen“, fuhr meine Schwester fort: „Ist es aber denkbar, daß es ihn, den Allmächtigen, nicht geben sollte?“ Der Arzt sah mich verwundert an, schrieb irgendein Rezept, lehnte den Rubel ab, den ich ihm geben wollte, und sagte: „Seien Sie unbesorgt, Ihre Mutter wird sich beruhigen und erholen ...“ Sogar in die Schule trug Andrejew große Aufregung. Wiederholt erklärte der Pope sehr laut, daß er keine antikirchliche Agitation in der Schule dulden werde. Zum Glück hielt mich der etwas bornierte P. Andrejew für eine Art Sektierer.

So verging der Winter. Der Sommer kam. Nach den Prüfungen und nach der Versetzung in die 4. Klasse gab es Ferien. Wir fuhren fort, Sozialisten zu suchen, und keine zu finden. Das betrückte uns sehr ...

Meine Mutter fand sich damit ab, daß ihr „liebster Sohn“ ein Gottloser war. Sie erholte sich von ihrer Krankheit und weinte nur ab und zu. P. Andrejew suchte meine Stelle im Abstinenzlerverein einzunehmen, setzte die religiös-orthodoxe Agitation fort und warb, ziemlich erfolglos, neue Mitglieder für den Verein.

Es kam der Herbst 1894. Wir hatten noch nicht die Hoffnung aufgegeben, einen revolutionären Studenten oder Nihilisten zu finden, und fingen wieder an, die Schule zu besuchen. In die 4. Klasse waren höchstens zehn Schüler versetzt worden. Das Lernen nahm unsere ganze Zeit in Anspruch. Neu eintretende Schüler kamen in die erste oder zweite Klasse. Ich beobachtete die Schüler dieser Klassen genau, und es verging kein Tag, ohne daß ich mit einem von den Neuen gegen die Popen und gegen die Reichen gesprochen hätte. Auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft eines neuen Schülers, namens Borissow.

Einmal, im Juli, es war nach Schluß des Unterrichts um 11 Uhr abends, traf ich unerwartet vor meinem Hause den Popen, der uns in Religion unterrichtete. „Ah, Schapowalow! Woher kommst du? Aus der Schule? Du wohnst aber weit! Du arbeitest den ganzen Tag und machst abends noch den weiten Weg zur Schule! Das lobe ich! . . . Hör mal, Schapolow, ich wollte schon lange einmal mit dir sprechen. Du giltst als guter Schüler, bist bald mit der Schule fertig und bekommst bald dein Diplom. Was hast du dann vor?“ — „Ich weiß noch nichts, Väterchen“, sagte ich. — „Na also“, fuhr er fort: „was hast du dir für Dummheiten in den Kopf gesetzt? Predigst da irgendein Zeugs! Andrejew hat mir alles erzählt. Hör auf mich, laß diese Ketzerei sein und komm zu mir, wenn du mit der Schule fertig bist. Ich werde dich auf Staatskosten im Seminar unterbringen. Mit deinen Fähigkeiten wirst du dann leicht in die geistliche Akademie kommen . . . Und wirst ein orthodoxer, christlicher Lehrer und nicht irgendein . . .“ Dieses Anerbieten des Popen verwirrte und erschreckte mich. Andrejews Anzeige machte mir Angst . . . Ich entschloß mich nicht, offen zu sagen, daß ich die Popen und die Religion haßte, ich verheim-

lichte meine innersten Gedanken und sagte, ich würde mir die Sache überlegen.

Dmitrij Fjodorow arbeitete damals in einer anderen Fabrik, nicht mehr bei uns. Er redete mir zu, auch dorthin zu kommen. „Geh doch von der „Warschauer“ weg, komm zu uns, da lernst du arbeiten.“ Von Streiks, von einer Arbeiterbewegung, von den sozialistischen Parteien in Westeuropa hatte ich ganz unbestimmte, nebelhafte Vorstellungen. Die Fabriken und Werke stillzulegen, sei es auch nur die am Obwodnyj-Kanal, war zwar verlockend, schien jedoch unmöglich.

Ich glaubte noch nicht, daß unsere Arbeiter imstande wären, einen organisierten Streik durchzuführen. Borissow, den ich für unseren kleinen Kreis gewinnen wollte, sagte zu mir: „Ich will Sie mit Mischa Tulupow bekannt machen. Der paßt zu Ihnen; auch er schimpft auf den Zaren, auf die Reichen, auf die Popen. Ich aber fürchte mich, ich habe Angst, daß mich die Polizei erwischt, daß man mich verhaftet...“

## Mein Eintritt in die Partei „Narodnaja Wolja“

Im ersten Augenblick machte der Schneider Michail Tulupow einen ungünstigen Eindruck auf mich. Er lernte schlecht. Bei seiner mittelgroßen und ziemlich unanscheinlichen Figur erschien er mir etwas beschränkt, sogar borniert. Als ich ihn aber näher betrachtete, entdeckte ich Ehrlichkeit, Geradheit, Aufrichtigkeit und Mut in seinem Gesicht, in seinen Augen. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, und nach den ersten zwei Worten, die wir zusammen sprachen, sah ich, daß er kein Spitzel, kein Gendarm, sondern ein gradliniger und aufrechter Arbeiter war. Aus dem Gespräch ging hervor, daß er schon längst von mir gehört und eine Gelegenheit gesucht hatte, mich kennen zu lernen. „Man sagte mir, daß Sie gerne Bücher lesen. Kommen Sie morgen abend zu mir. Bei mir versammelt sich ein Kreis von Genossen. Wir suchen uns weiterzubilden, wir lesen usw.“ Ich war natürlich einverstanden. Obwohl Tulupow ein Schneider, ein Arbeiter, also kein Student war und nicht den Eindruck eines belesenen Menschen machte, sagte mir doch eine innere Stimme, daß er zu einem revolutionären Zirkel gehören müsse. Diese meine Meinung verstärkte noch der Umstand, daß er mich bat, niemanden etwas von diesem Zirkel und von meinem Besuch bei ihm zu erzählen.

In jener Nacht fand ich keinen Schlaf. Der nächste Tag kam mir ungewöhnlich lang vor. Voller Ungeduld zählte ich die Stunden, die Minuten. Endlich heulte die Sirene. Als erster lief ich aus dem Fabriktor auf die Straße. „Wohin rennst du so?“ fragte mich Kossolobow, der mich eingeholt hatte. — „Sag keinem Menschen ein Wort“, antwortete ich. „Ich glaube, ich habe die Nihilisten gefunden. Heute lern ich sie kennen“. — „Hast du sie wirklich gefunden?“ — „Ja, Alexander! Vielleicht beginnen wir schon morgen ein neues Leben...“

„Du schaust auf der Straße die Reichen so an, daß dein Blick ihnen Furcht macht“, sagte Kossolobow einmal zu mir.



Tatsächlich war damals der Haß mein einziges Lebensgefühl. Ich haßte die Popen, den Zaren, alle Reichen. Ich dachte stets an die furchtbare Lage, in der wir Arbeiter lebten, und an den ungeheuerlichen Betrug mit dem himmlischen Paradies, der Belohnung im Jenseits, den man mit uns trieb. Ich konnte meine Gefühle nicht verbergen. Wenn ich einen vollgefressenen, dicken Bürger sah, mußte ich an meinen Vater denken, dem die Reichen die Rippen gebrochen und die Zähne ausgeschlagen hatten, an meine Schwester, die an Schwindsucht gestorben war, und ohne daß ich es wollte, glühte flammender Haß in meinen Augen auf. Ich glaubte nicht mehr an das Märchen vom himmlischen Paradiese und wußte nicht, wie man das irdische Paradies schaffen könnte. Ich glaubte nicht mehr an Gott und entfernte mich dadurch von den Arbeitermassen, die in geistiger Sklaverei dahinlebten; so weit entfernte ich mich von ihnen, daß ich nur einen Ausweg für mich sah: mit der Bombe in der Hand zu sterben, nachdem ich an Zaren, Popen und Reichen Rache genommen hätte. In seinem Gedicht „Die Weber“ schildert Heine die Stimmung, die sich eines Proletariers unter gewissen Bedingungen bemächtigt.

Als ich zu Tulupow ging, war es mir, als durchschreite ich die Wüste, von der Tschechow in einer Erzählung spricht, jene Wüste, die man nur dann zu durchschreiten wagt, wenn man das Leben verachtet und den Tod nicht fürchtet. Als ich meine Wohnung verließ, nahm ich Abschied von dem Leben, das mir nichts gegeben hatte; ich war überzeugt, daß die Nihilisten, vom selben Haß getrieben wie ich, mir vorschlagen würden, für all die Schmach, für all die Tränen Rache zu nehmen und zu sterben. Ich sah schon den Schrecken, der die Reichen bei der Nachricht erfaßte, daß der irdische Gott, der Zar, von der Hand eines Arbeiters gefallen war; ich sah mich mißhandelt von der Menge, dann ins Gefängnis und aufs Schafott geschleppt. Aber ich starb glücklich, denn ich hatte Rache genommen . . .

Mit diesen Gedanken ging ich den Quai des Krjukow-Kanals entlang, wo Michail Tulupow im schwachen Licht einer Petroleumlaterne auf und ab ging und mich erwartete. Unter Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln traten wir ins Haus ein

und dann in seine Wohnung. In dem engen kleinen Zimmerchen saßen um den Tisch mit dem Samowar Tulupows Bruder Grigorij, der Setzer Nikolai Below und Wassilij Petrowitsch Prijutow, ein Schneider.

Ich war ziemlich enttäuscht, als ich sah, daß lauter Arbeiter da waren. Ich glaubte, alle Nihilisten müßten Studenten sein. Von den Mitgliedern dieses Zirkels zeichnete sich besonders Genosse Prijutow aus. Er war zweifellos einer der hervorragendsten Arbeiter seiner Zeit. Groß, schlank, mit blassem, klugem Gesicht und ausdrucksvollen Augen, sah er gar nicht wie ein Arbeiter aus; von hoher geistiger Bildung und sehr belesen, erinnerte er eher an einen Studenten, Lehrer oder Künstler. Er war im Süden, in der Gegend von Odessa geboren, konnte sich mit dem geisttötenden Provinzleben, in dessen Schlamm jeder damals rettungslos versank, nicht abfinden und kam nach Petersburg, diesem Anziehungspunkt für alle, die mit dem Alten brechen wollten. Da er unter der studierenden Jugend verkehrte, lernte er Marxisten kennen, die damals erst aufkamen, und auch Narodniki. Er schloß sich der Gruppe der Partei „Narodnaja Wolja“ an, die im Jahre 1893 eine illegale Druckerei auf dem Wissiljewski-Ostrow einrichtete und von ihrer Existenz durch Herausgabe einiger Aufrufe Kunde gab. Prijutow wurde überzeugter Terrorist-Narodowolze und warb Arbeiter für seinen Zirkel, den er der Partei „Narodnaja Wolja“ als Kampfgruppe zur Verfügung stellen wollte.

Er war ganz vom Gedanken besessen, daß der Explosionsdonner einer von einem Arbeiter, einem Mitglied der Arbeitergruppe gegen den Zaren geschleuderten Bombe eine ungeheure Wirkung haben mußte. Nach so vielen Jahren absoluter Windstille würde das Land erwachen, die Gesellschaft aufgerüttelt werden, die Regierung erzittern; diese Explosion würde eine neue revolutionäre Flut zum Anwachsen bringen. Er war Anhänger der Michajlowskischen Theorie von dem Helden und der Masse. Er glaubte nicht an die Fähigkeit der Massen, sich aus eigener Kraft zu erheben. Als er mich kennen lernte, bat er mich, ihm meine Erlebnisse zu erzählen. Ich erzählte ihm, wie einsam ich unter den Menschen war, auf deren Hilfe und Unterstützung man nicht rechnen konnte, wie ich Anhänger

der Religion und der christlichen Brüderlichkeit, der christlichen Demut gegenüber dem Übel, der Liebe zu den Feinden und — aktives Mitglied des Abstinenzlervereins — wurde. Wie ich dann, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß es keinen Gott gebe, daß Gott ein Popenmärchen sei, nachdem ich eingesehen hatte, daß ein aktiver Christ, der sich nicht gegen die Lohndrückerei zur Wehr setzt und nicht gegen die Reichen kämpft, mithilft, Tausenden von Säuglingen ihren letzten Tropfen Milch, Tausenden von Greisen ihr letztes Stück Brot zu rauben, wie ich so zu der klaren Erkenntnis gelangt war, daß man gegen das Übel mit allen Mitteln kämpfen müsse.

„Wieviel Jahre haben Sie denn gebraucht, um sich von dem Einfluß der Popen zu befreien und zu der Einsicht zu kommen, daß es keinen Gott gibt, und daß man gegen den Reichtum kämpfen muß?“ fragte Prijutow.

„Viele Jahre“, antwortete ich.

„Na, sehen Sie“, sagte Prijutow, „bis wir jeden einzelnen Arbeiter aufklären, werden Jahrzehnte vergehen, und es wird nichts daraus werden. Nur einzelne Persönlichkeiten unter den Arbeitern können sich zu dem Gedanken an Rache, an Kampf aufschwingen, der erst nach so vielen Jahren in Ihnen reif geworden ist. Es ist viel leichter, einige wenige Arbeiter für Kampfgruppen zu gewinnen; nur solche Gruppen können durch Werfen von Bomben, durch Attentate auf Zaren und Minister die Regierung zum Entgegenkommen zwingen“.

„Gebt mir eine Bombe“, sagte ich. „Ich bin bereit, sie zu werfen und zugrunde zu gehen... Kossolobow und Kupzow wollen auch Bomben gegen den Zaren und die Reichen schmeißen. Kossolobow und ich suchten schon lange Nihilisten“, fuhr ich fort. „Früher, als ich auf die Popen und meinen Vater hörte, glaubte ich, die Nihilisten seien Verbrecher. Ich weiß schon lange, daß das ein Irrtum war. Sie sind keine Verbrecher, sondern tapfere Kämpfer, die die Regierung der Arbeiter wollen und im ungleichen Kampfe zugrunde gehen“.

„Genossen“, sagte Below. „Gehen wir lieber auf die Straße. Es ist bedenklich, hier weiter zu sprechen. Man könnte uns belauschen“.

Wir gingen durch die Sadowaja Straße, am Denkmal Nikolaus I. und an der Isaakkathedrale vorbei, deren ungeheure schwarze Silhouette sich vom Dunkel abhob, und kamen auf den Dworzowyj-Quai. Es war schon spät; von der See her kam starker Wind, das Wasser der Newa stieg und drohte mit der üblichen Überschwemmung des Galernyj-Hafens. Die Newa wütete, die verankerten Barken knarrten im Wind. Wir lehnten uns an das Granitgeländer des Quais. Links lag das Winterpalais, rechts, hinter der breiten Wasserfläche erhob sich, ein riesenhafter Schatten, die Peter-Pauls-Festung. Dies alles, der düstere Fluß mit den schäumenden Wellen, der dunkle Umriß der Festung, die Melodie der Glocken, die in einem fort ein frommes Lied spielten, hatte etwas Unheimliches.

Prijutow setzte mir auseinander, daß es eine Nihilistenpartei nicht gebe, daß aber eine sozialistische Partei da sei, „Narodnaja Wolja“, die mit Hilfe des Terrors für die Befreiung des Volkes kämpfe. „Aber die Gendarmen können jedes Mitglied dieser Partei, jeden, der Scheljabows Beispiel folgen will, und auch Sie, verhaften und in den steinernen Sack werfen, den Sie dort hinter dem Fluß sehen“, sagte Prijutow. Seine Hand zeigte nach dem Palais, wo der Zar, dieser das Volk drückende Despot, wohnte und auf die Festung, wo die Menschen schmachteten, die das Volk befreien wollten. Im schwankenden Licht der Straßenlaternen brannten Prijutows Augen düster, voller Rachedurst, voller Haß gegen den Zaren, gegen die Reichen . . . „Mein ganzes Leben war ein Gefängnis. Das Leben lockt mich nicht mehr. Ich fürchte mich weder vor dem Gefängnis noch vor der Folter, noch vor der Hinrichtung“, antwortete ich.

Es wurde beschlossen, daß ich in die Kampfgruppe der Partei „Narodnaja Wolja“ eintreten und Prijutow mit meinen Kameraden bekannt machen solle. Wir nahmen Abschied und gingen auseinander. Beglückt, endlich die Menschen gefunden zu haben, die ich so lange gesucht hatte, ging ich nach Hause. Vor dem Haustor bemerkte ich eine dunkle Gestalt. Es war Kossolobow, der auf mich wartete.

„Weißt du, Sascha“, sagte ich zu ihm: „ich habe endlich die gefunden, die wir so lange gesucht hatten. Es sind aber keine Nihilisten. Es gibt schon längst keine Nihilisten mehr. Es sind Sozialisten-Narodowolzen. Sie wollen genau das, was wir beide uns auch schon ausgedacht haben, sie wollen Bomben gegen den Zaren schmeißen“. — „Ich bin bereit“, sagte Kossolobow.

Die Leiter der Gruppe „Narodnaja Wolja“, die zur Intelligenz gehörten, sah ich sehr selten. Sie verließen sich ganz und gar auf Prijutow, da er ein Arbeiter von so hervorragender Intelligenz war, daß er es mit jedem Gebildeten aufnehmen konnte; durch seine Vermittlung verkehrten sie mit uns. Die Aufmerksamkeit der Narodowolzen galt vor allem den einzelnen Persönlichkeiten, den Helden, die sich zu der trägen, unaufgeklärten Masse in Gegensatz stellten, so daß sie also mit der Persönlichkeit, mit dem Helden, gewissermaßen einen Kultus trieben. All diese zweifellos sehr sympathischen Menschen mit ihren durchgeistigten Gesichtern interessierten mich und gefielen mir sehr. Ich achtete auf jedes Wort dieser ungewöhnlichen Menschen, die die Leiden der Millionen Armen tief mitempfanden, die den Zaren und alle anderen Unterdrücker glühend haßten und uns, den Arbeitern, das Prometheusfeuer brachten. Aufrichtig und aus tiefster Seele liebten sie das unterdrückte russische Volk, d. h. den Arbeiter und den Bauer; für die Befreiung dieses Volkes, für die Erleichterung seines Schicksals waren sie bereit, alles aufs Spiel zu setzen. Das unterdrückte Volk war für sie ein Gott; um scinetwillen zogen sie den Bauernrock und die Bastschuhe an, gingen ins Volk und gingen auf den Galgen. Die russische Intelligenz, der das Volk alles war, ist eine interessante geschichtliche Erscheinung. Die grandiose Schönheit ihrer Taten wird die Geschichte nie vergessen. Voller Bewunderung gedenke ich all dieser Menschen und rufe ihnen im Namen aller Arbeiter zu: „Wir danken euch!“

Bevor ich diese Menschen kennen lernte, hatte ich nur hassen können.

Nach der Begegnung mit ihnen lernte ich alle Bedrängten und Unterdrückten zu lieben wie sie. Ich will gerecht sein und stelle fest, daß die Narodowolzen aus der Intelligenz einen

seelenvolleren Eindruck machten als die Marxisten aus der Intelligenz. Bei den letzteren hatte die Vernunft das Übergewicht über das Gefühl; man vermutete in ihnen Menschen von engerem Gesichtskreis. Erst später, als ich die Marxisten aus der Intelligenz näher kennen lernte, konnte ich mich davon überzeugen, daß sie richtiger dachten als die Narodowolzen.

Von den Narodowolzen aus der Intelligenz lernte ich zuerst Alexander Alexandrowitsch Jorgin und seine Frau, Ljubow Wladimirowna, kennen. Später, in der unterirdischen Druckerei, begegnete ich den Genossinnen Alexandra Lwowna Katanskaja, Katarina Alexandrowna Preiß-Johannsen und dem Genossen Fedulow.

Seit meiner Bekanntschaft mit Prijutow und seinem Zirkel lebte ich ganz im Bann der neuen Eindrücke. Die ständig, überall lauernde Gefahr, verhaftet zu werden, die Heimlichkeit, die unsere Begegnungen und Versammlungen umgab, das Bewußtsein, daß ich nicht mehr ein verschwindendes Sandkorn war, ein Dutzendarbeiter, der sich in nichts von den Arbeitermassen auf der Straße unterschied, daß ich vielmehr Mitglied einer gefährlichen, die Regierung und die Reichen bedrohenden Organisation war, das alles war neu und hinreißend... Die Fabrik mit den lärmenden Maschinen, mit der Drehbank, die technische Abendschule mit ihrer Physik und Chemie, die Sorge um die Mutter, das alles trat in den Hintergrund.

Ich wußte genau, welcher Gefahr ich mich durch meine Zugehörigkeit zur Terroristengruppe der „Narodnaja Wolja“ aussetzte. Unter den Arbeitern zirkulierten dumpfe, übertriebene Gerüchte über das Schicksal, das einem Sozialisten drohte. Schon mein Vater und die anderen Arbeiter erzählten, daß man Sozialisten in die steinernen Säcke der Peter-Pauls-Festung steckt, die dann mit Wasser gefüllt würden. Wenn der Eingespernte ertrunken war, öffnete sich der Fußboden der Zelle automatisch, und die Leiche fiel direkt in die Newa. Sozialist werden bedeutete nach Ansicht der Arbeiter sich einem unvermeidlichen und furchtbaren Untergang weihen.

Den größten Gefallen an der Theorie der Narodowolzen fand unter allen meinen Kameraden Wassilij Kupzow. Seinetwegen waren Nikolajew und Syrojegin auf mich wütend. „Wasßjka, was bist du für ein Narr!“ sagten sie zu ihm. „Wozu hörst du auf Borowoi? Man wird euch Dummköpfe zusammen aufknüpfen. Der Galgen wartet ja schon auf euch beide...“ Früher war Kupzow ein Kenner der heiligen Schrift gewesen, jetzt aber hatte er, da er viel las, Bjelinski, Tschernyschewski, Dobroljubow und die schöne Literatur kennen gelernt. Als ich ein Jahr später zu den Marxisten überging, klammerte er sich noch immer hartnäckig an die Theorie der Narodowolzen. Von da ab büßte ich meinen Einfluß auf ihn ein.

Am wohlthundesten war mir das Bewußtsein, nicht mehr einsam zu sein, Freunde, Genossen zu haben, auf die ich mich verlassen konnte. Das Gesetz der Brüderlichkeit, das im Prijutowschen Zirkel herrschte, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Es war so etwas wie eine kleine Kommune, in der alles gemeinsam war. Das Gute, das wir an den frühen christlichen Gemeinden wertvoll erschien, war hier verwirklicht. Jeder dachte an seinen Kameraden mehr als an einen leiblichen Bruder. Das Leben war von einem geistigen, innerlichen Interesse erfüllt. Prijutow war die Seele des Zirkels.

Ein aufregender, hinreißender Zauber erfaßte mich, wenn ich zusammen mit meinen Freunden auf die „Inseln“<sup>1</sup> hinausfuhr oder mit einem Boot weit ins Meer hinausruderte und die revolutionären Lieder der Narodowolzen oder die alten ukrainischen Volkslieder hörte. Die feurige Sonnenscheibe sank ins Meer, die letzten blutroten Reflexe verblaßten langsam, am Himmel erglänzten die Sterne, und der Mond ging auf; die kurze Sommernacht war schnell vorbei, und ein neuer Tag begann; ich aber stand noch immer im Bann der neuen, zauberhaften Töne und Eindrücke.

Bald erklärte uns Prijutow, daß wir, Mitglieder seines Arbeiterzirkels, den Auftrag bekommen hätten, ein Attentat gegen den Zaren Alexander III. vorzubereiten. Daraufhin wurden die Vorsichtsmaßnahmen verdoppelt; es wurde beschlossen, jede mehr oder minder offene Agitation und Propaganda in

<sup>1</sup> Ein auf Inseln gelegener Vorort von Petersburg. Anm. d. Übers.

der Schule und in der Fabrik einzustellen. Prijutow war außerdem der Ansicht, daß ich, da ich in den Augen der Popen kompromittiert war, die Schule aufgeben und auch in einer anderen Fabrik, wo man mich nicht kannte, Arbeit suchen müsse. M. Tulupow verließ die Schule, sobald er Mitglied der Gruppe geworden war; er war der Ansicht, daß er da nichts mehr zu suchen habe. Obwohl ich nur noch einige Monate zur Beendigung der Schule und zur Erlangung eines Diploms gebraucht und ich sie ganz gerne absolviert hätte, verließ ich sie doch; ich sagte mir: „Wozu auch? Bald hängst du doch am Galgen!“

Wir arbeiteten den Plan für ein Attentat gegen Alexander III. aus. Wenn der Zar nach Gatschina fuhr, wo er, wie K. Marx sagt, als Gefangener der russischen Revolution lebte, passierte er gewöhnlich den ziemlich schmalen Wosnessenski-Prospekt. Prijutow, der schon lange dieses Attentat ins Auge gefaßt hatte, arbeitete als erster Zuschneider in einer Herrenschneiderei bei einem gewissen Blauschweid. Der Laden dieses Schneiders lag am Wosnessenski-Prospekt, Nr. 41. Es wurde beschlossen, daß einer von uns an dem Tage, wo der Zar den Prospekt passieren mußte, mit einer Bombe versehen als Kunde in das Geschäft gehen sollte. Prijutow sollte ihn dann in ein Gespräch ziehen und bis zur Durchfahrt des Zaren aufhalten. Auf ein Signal von der Straße her sollte Prijutow mit dem Genossen hinausstürzen und die Bombe gegen den Zaren werfen. Für den Fall des Mißlingens hatten die anderen Mitglieder unseres Zirkels die Aufgabe, das Unternehmen zu Ende zu führen. Die Verwirklichung des Planes war durch die ungeheure Menge von Polizisten und Spitzeln erschwert, die zu beiden Seiten des Wosnessenski- und des Ismailowski-Prospektes zwei fast ununterbrochene Ketten bildeten. Außerdem raste der Zar, dessen Wagen zwei wunderbare Pferde zogen, mit ungeheurer Schnelligkeit vorbei. Der dicke Kutscher mit dem breiten Hintern schlug schonungslos auf die Pferde ein. Der Zar wurde sehr bewacht; trotzdem aber hofften wir, daß der Bombenwurf gelingen werde. An Tagen der Durchfahrt des Zaren machten wir Probemobilisation, spielten die Gaffer auf dem Newski-Prospekt und be-



dauerten sehr, daß die Gruppe der „Narodnaja Wolja“ uns noch keine Bomben gegeben hatte; wir verpaßten so mehrere günstige Gelegenheiten, die Bombe gegen den Zaren zu werfen.

Da die zahlenmäßig schwache Gruppe der „Narodnaja Wolja“ unter der Studentenschaft nicht die Sympathien fand, auf die sie gerechnet hatte, und da ihr geistiger Gegner, der damals in Rußland aufkommende Marxismus, unbestreitbaren Erfolg hatte, schwankte sie, wagte keine organisierten Attentate und beschloß endlich, die Anwendung des Terrors auf einen günstigeren Moment zu verschieben.

Eines Tages erklärte uns Prijutow, daß der Terror für einige Zeit aufgegeben, dafür aber beschlossen worden sei, unsere Arbeitergruppe zur Organisierung einer großen Geheimdruckerei zu verwenden. Gerade um diese Zeit starb Alexander III. ohne eine Terroristenbombe abzuwarten. Er starb an einer Nierenkrankheit, die er sich bekanntlich durch seinen unmäßigen Alkoholgenuß zugezogen hatte. Nicht nur seiner äußeren Gestalt nach, auch nach seiner Lebensweise und seinen Gewohnheiten erinnerte Alexander III. an einen Schutzmann. Noch unter Kerenski zeigte der alte Wächter des früheren Zarenpalais in Livadia (Krim), wo der Zar mit seiner Familie jeden Sommer verbrachte, eine riesige Nagaika, mit der man, wenn man tüchtig ausholte, einem großen Hund das Rückgrat zerschmettern konnte; der Wächter erzählte, daß der Zar seine Kinder, darunter auch den Nikolaus, mit dieser Nagaika zu prügeln pflegte. Es ist daher kein Wunder, wenn Nikolaus, den der bärenstarke, stets besoffene Vater auf diese Weise traktiert hatte, halb blödsinnig wurde. Es ist auch kein Wunder, daß diese gekrönte Bestie, die ihre eigenen Kinder mit der Hundepeitsche mißhandelte, als Strafe für die Bauern die grausamste Rutenzüchtigung anzuwenden befahl.

Die Leiche des an Trunksucht zugrunde gegangenen Zaren wurde aus Livadia nach Petersburg gebracht und in der Peter-Pauls-Festung aufgebahrt. Drei Tage lang bei Tag und Nacht standen die getreuen Untertanen vor der Festung an, um von dem Zaren Abschied zu nehmen; die Menge bildete eine ungeheure, über einen Kilometer lange Kette. Prijutow machte uns aufmerksam auf diese Menge, die geduldig wartete bis zu dem

Augenblick, wo sie die Leiche des Volkstyranen, des grausamen Despoten küssen durfte; dieses Bild diente ihm zur Bestätigung seiner üblichen Argumente für die Trägheit der Massen, für die Notwendigkeit, einzelne Persönlichkeiten zu suchen, die sich gegen die Unterdrückung auflehnten, die bereit wären, sich zu opfern und mit allen Mitteln für das Glück und die Befreiung des geknechteten Volkes zu kämpfen.

Am Begräbnistage des Zaren standen zum Zeichen der Trauer die Fabriken still. Die Straßen waren von Neugierigen überflutet. Hinter dem Sarg gingen unzählige Vertreter der fürstlichen und königlichen Häuser Europas. Ich fragte Prijutow, warum denn ein so günstiger Augenblick verpaßt werde; man hätte doch so leicht mitten in diese gekrönte Canaille, die ganz dicht an uns vorbeikam und unter der sich das gesamte sogenannte regierende Haus befand, eine Bombe werfen können. Eine günstigere Gelegenheit, ein, zwei Dutzend dieser gekrönten Henker und Volkstyranen zu vernichten, war undenkbar. Prijutow wiederholte nur, daß die Frage des unmittelbaren Terrors bis auf weiteres von der Tagesordnung gestrichen sei und daß man jetzt alle Kraft daran setzen müsse, eine gute Geheimdruckerei zu schaffen.

# Die Druckerei in Lachta

Die berühmte Lachtiner Druckerei wurde von Alexander Jergin bereits 1893 in der Gegend des Wassiljewski-Ostrow in Petersburg gegründet. Aus dieser Periode ihrer Existenz ist mir wenig bekannt. Sie brachte damals, wie es scheint, einige Proklamationen heraus, in denen die Gruppe der Partei „Narodnaja Wolja“ ihre Existenz und den Beschluß verkündete, den von der „Narodnaja Wolja“ in den siebziger Jahren begonnenen Kampf gegen den Zarismus hartnäckig fortzusetzen.

Erst als sie an unsere Arbeitergruppe unter Prijutows Leitung übergegangen war, wurde die Druckerei leistungsfähig und begann richtiggehend zu arbeiten. Nach Prijutow hatten unzweifelhaft Grigorij Tulupow und Nikolai Below das größte Verdienst an der Organisierung der Druckerei. Diese Menschen waren nicht fähig, in Versammlungen zu sprechen, sie waren aber ungewöhnlich tüchtige Organisatoren. Sie sprachen wenig, leisteten aber viel. Der Sache der Revolution mit Leib und Seele ergeben, waren sie bereit, ohne Zögern jedes gefährliche Unternehmen, bei dem das Leben auf dem Spiel stand, auf sich zu nehmen.

Tulupow untersuchte die Druckpresse, mit der die Narodowolzen-Intelligenz bisher ihre Proklamationen gedruckt hatte, die man unter den größten Schwierigkeiten aus dem Auslande herbeigeschafft hatte, und erklärte sie für unbrauchbar; er schlug vor, eine neue, und zwar aus Eisen, anzufertigen, die für größere Arbeiten und für den Transport geeigneter wäre. Um den Räumen der Druckerei einen legalen Anstrich zu geben, und die Polizei irrezuführen, schlug er vor, eine Schlosser- und Schneiderwerkstatt zu eröffnen.

Zu diesem Zweck mieteten die Brüder Tulupow am Quai des Krjukow-Kanals Nr. 4/23 eine Wohnung. Der Pförtner, der kam, um nachzusehen, wie die neuen Mieter sich eingerichtet hatten, sah im Vorderzimmer Grischa am Werkttisch

Schlösser reparieren, während der andere Bruder, Mischa, wie ein Schneider mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tisch saß und eifrig mit der Nadel arbeitete. Von Zeit zu Zeit kamen allerlei Leute zu den Brüdern, „Kunden“, wie M. Tulupow erklärte. Dem Pförtner, der Trinkgeld bekam, fiel es gar nicht auf, daß es bei den Mietern nicht ganz geheuer zuging. Da er oft Eisenhämmern und eine Säge knirschen hörte, sagte er bloß zu M. Tulupow: „Ihr Bruder soll keinen solchen Krach am frühen Morgen machen, wenn die Herrschaften noch schlafen“.

Die Hammerschläge und das Kreischen der Säge begannen deswegen schon so früh am Morgen, weil Grischa schnellstens die neue Druckpresse aus Eisen fertigstellen wollte; die alte war aus Holz und Glas. Das entsprechende Werkzeug fehlte zwar, doch Grischa arbeitete Tag und Nacht so angestrengt und mit so großem Erfindungsgeist, daß er in kürzester Zeit eine Druckmaschine fertig hatte, mit der man verhältnismäßig schnell eine für eine Geheimdruckerei ganz ansehnliche Menge von Broschüren und Flugblättern drucken konnte. Der Setzerkasten, die Buchstaben, die Druckpresse, die leicht auseinanderzunehmen und wieder zusammensetzen war, das alles fand bequem Platz in einer Schublade der Kommode. Beim geringsten Alarm bekam das Zimmer das harmloseste Aussehen der Welt. Der Pförtner, der ab und zu die Brüder aufsuchte, konnte stets nur feststellen, daß Mischa eifrig schnaiderte und Grischa mit Hammer und Säge arbeitete; er bekam sein Trinkgeld und dachte, wenn er in der Türe mit Kunden der beiden Brüder zusammenstieß: „Das sind Kerle! Die können arbeiten!“

Faktor und Setzer der Druckerei war Nikolai Below. Am Tage arbeitete er in irgendeiner großen Druckerei, die er jeden Abend mit Taschen voller Satz verließ. Er leistete die ganze technische Druckarbeit. Unter seiner Leitung lernten Grischa, Mischa, Prijutows Schwester Katja, die aus dem Süden gekommen war, und auch der Buchführer Smirnow, den Prijutow für die Sache gewonnen hatte, das Setzerhandwerk. Nur mit größter Vorsicht durfte man den Satz aus der Druckerei entwenden. Abgesehen davon, daß die Besitzer und Leiter der

Druckerei sehr aufpaßten, daß kein Satz gestohlen wurde, wäre die ganze Sache gefährdet gewesen, wenn man einen beim Stehlen von Satz erwischt hätte, oder wenn er sich in dieser Hinsicht verdächtig gemacht hätte.

Die Arbeit in den illegalen Druckereien war sehr schwierig, besonders deshalb, weil sie die völlige Isolierung der Beteiligten von der Außenwelt erforderte. Je seltener Genossen kamen, die mit der Außenwelt zu tun hatten und sich mit Agitation und Propaganda beschäftigten, desto sicherer war die Druckerei davor geschützt, entdeckt zu werden. Unsere Drucker mußten monatelang ununterbrochen in den zwei engen, niedrigen Stuben hausen, ohne jede Verbindung mit der Außenwelt, ohne jede Ablenkung von der Eintönigkeit ihrer Druckerarbeit; Tag und Nacht mußten sie den Bleistaub einatmen. So ein illegaler Arbeiter war in seiner Art ein Einsiedler und ein Held. Es war gefährlich, selbst abends, wenn die Straßen dunkel waren, auszugehen, ein Theater zu besuchen. Der Arbeiter einer Geheimdruckerei, der stets der Gefahr einer Verhaftung ausgesetzt war, der ein strenges Einsiedlerleben führte, mußte auf all die erhebenden Freuden verzichten, die sonst dem Leben der Revolutionäre, ihrer Tätigkeit als Propagandisten und Agitatoren Sinn und Farbe gaben. So tapfer unsere Genossen auch waren, das neue Einsiedlerleben fiel ihnen doch sehr schwer. Am widerstandsfähigsten waren Nikolai Below und Grigorij Tulupow. Nie bekam man von ihnen auch nur eine einzige Klage zu hören. Genosse Smirnow, „die schwere Artillerie“, wie ihn Prijutow nannte<sup>1</sup>, bewies am wenigsten Charakter und wurde von unwiderstehlicher Sehnsucht nach der Außenwelt befallen. Er war eben vom Militär gekommen, wo er, glaube ich, Schreiber gewesen war. Eines Tages erklärte er Prijutow: „Ich halt' es hier nicht länger aus; gebt mir irgendeine Arbeit, gleichgültig welche, befreit mich aber von der Arbeit in der Druckerei.“ Prijutow rief mich zu sich und schlug mir vor, Smirnow als Arbeiter in der Fabrik unterzubringen, wo ich arbeitete. Da die „schwere Artillerie“

<sup>1</sup> Prijutow hatte Smirnow diesen Spitznamen gegeben, weil sich dieser sehr langsam in die revolutionäre Arbeit hineinziehen ließ und sogar den Anschein erweckte, als sei sie für ihn lästig.

kein Handwerk kannte, jung und gesund war, kam ich auf den Gedanken, ihn durch Vermittlung Matrjochins, des Oberschmieds, in der großen Schmiedewerkstatt unserer Fabrik unterzubringen. Der Meister dieser Werkstatt, ein Deutscher, namens Braun, stellte Arbeiter nur durch Matrjochins Vermittlung ein. Da Matrjochin, der gerne einen trank, meine Bitte zuerst zurückwies, mußte ich ihm zwei Halbe bezahlen. Der Anblick der zwei Schnapsflaschen rührte sein Herz, so daß er sagte: „Schick' morgen deinen Freund“.

Ich bewohnte damals ein Kellerzimmer in der Wohnung eines Arbeiters am Ufer des Fließchens Tarakanowka. Jetzt ist dieses Fließchen längst zugeschüttet; an seiner Stelle liegt heute die ziemlich breite Tarakanowskaja-Straße. Hier war das Zentrum des Arbeiterviertels. Von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends strahlte uns gegenüber, hinter dem Obwodny-Kanal, die Mitrofanjewer Weberei mit ihren zahllosen Lichtern und summt ununterbrochen. Gleich dahinter lag die gewaltige russisch-amerikanische Gummifabrik, die die ganze Gegend im weitesten Umkreis mit dem atembeklemmenden Gestank verbrannten Gummis verpestete. Weiter hinten lagen andere Fabriken und Werke; hinter dem Katharinenhofer Park, auf der Wolny-Insel lagen die Weberei von Woronin und eine Fabrik, die Knochen zu künstlichem Dünger verarbeitete. Die zahlreichen, mit Knochen und faulem Fleisch beladenen Barken und die Öfen, in denen die Knochen verbrannt wurden, verbreiteten einen so unerträglichen Gestank, daß ich nie in dem Katharinenhofer Park spazieren gehen konnte, oft zu ersticken glaubte und nicht begriff, wie die Arbeiter der Woroninschen und der anderen Fabriken in der Nähe das aushalten konnten.

Da die Arbeit in der Fabrik früh begann, übernachtete Smirnow bei mir in meinem Kellerloch, um nicht zu spät zu kommen. In den Morgen- und Abendstunden waren die Straßen am Obwodny-Kanal von Arbeitermassen übersät. Die Nacht in meinem engen und feuchten Kellerloch, das frühe Aufstehen um fünf Uhr morgens, die graugrünen Gesichter der vorbeigehenden Weber, die gebeugten Gestalten der Metallarbeiter, die Schicksalsergebenheit und Hast in den Gesichtern all dieser

Arbeiter, die liefen, um ja nicht zu spät zur Arbeit zu kommen, das alles machte tiefen Eindruck auf Smirnow. Nachdenklich betrat er die Werkstatt und begab sich mit Matrjochin zur Schmiedeesse. Das letzte Arbeitssignal war noch nicht gegeben; die Schmiede füllten die Essen mit angefeuchteter Steinkohle und machten die sogenannten Oefen bereit. Sobald sich die Transmissionen in Bewegung setzten und der Ventilator zu sausen begann, bildeten sich Flammen in den Essen, und die ganze Werkstatt füllte sich mit dickem, beißendem Rauch. Bald setzte auch der Dampfhammer ein, von dessen Schlägen das ganze Gebäude zitterte. Die Essen, das weißglühende Eisen sprühten Funken. Die Schmiede beugten sich und richteten sich auf und schlugen mit Riesenhämmern auf das glühende Eisen. „Schlag doch zu, du Teufelskerl!“ schrie Matrjochin den Smirnow an, der nicht wußte, wie man den Hammer zu halten hatte. „Wie hältst du denn den Hammer?! Du dicke Schnauze, du kannst ja gar nicht damit umgehen. So'n Taugenichts!“ Um Smirnow nicht verlegen zu machen, ging ich weg. Als ich ihn drei Stunden später wieder aufsuchte, war er ganz mit Ruß bedeckt und schweißgebadet. Hände und Füße zitterten ihm vor Müdigkeit; die Innenflächen der Hände waren voller Wasserblasen. „Wie kannst du nur so ein Leben aushalten?“ fragte er mich und zeigte mir seine wunden, blutenden Hände. „He, du Schafskopf, gib acht! Schlag aufs Eisen und nicht auf den Amboss“ — schrie dazwischen der Schmied.

Smirnow arbeitete bis zur Mittagspause und flüchtete dann aus der Fabrik, ohne mir ein Wort zu sagen. Er war sterbensmüde. Seine Knie hielten nicht mehr stand, Arme und Rücken schmerzten ihm unerträglich. „Wo ist dein Kamerad?“ fragte mich Matrjochin, der wütend zu mir in die Werkstatt gelaufen kam. „Wie kommst du dazu, mir Faulenzer aufzudrängen, die nicht mit dem Hammer umgehen können und von der Arbeit weglaufen?“ „Ist er denn nicht wiedergekommen?“ fragte ich. — „Nein, euch soll alle der Teufel holen!“ brüllte Matrjochin. „Na schön, Matrjochin, schrei nicht so. Heute abend spendier ich dir einen Halben!“ Das beruhigte ihn. Inzwischen ging Smirnow zu Prijutow und schilderte ihm voller Entsetzen alles, was er in der Werkstatt gesehen und erlebt hatte. Als

Smirnow dann wieder in die Geheimdruckerei zurückkehrte, brummte er nicht mehr und verrichtete alle Arbeiten, ohne ein Wort zu verlieren.

Ich selber kam selten in die Druckerei; ich hatte draußen unter den Arbeitern zu tun. Bloß mit Prijutow kam ich zusammen. Nur manchmal, wenn es nötig war, kam auch ich in die Druckerei, um mitzuhelfen. Manchmal mußte ich aber auch mehrere Tage hintereinander in der Druckerei arbeiten. Der Pförtner hielt die Genossen, die beladen mit Druckpapier kamen und mit Riesenpaketen fertiger Druckschriften gingen, für Kunden und dachte wohl: „Die Burschen arbeiten tüchtig. Die verdienen Geld!“ In Prijutows Auftrag wanderte ich manchmal stundenlang auf der gegenüberliegenden Seite der Swenigorodskaja-Straße, in der sich die Wohnung Prijutows mit unserem Papier- und Broschürenlager befand, auf und ab und beobachtete scharf, wie die Genossen mit Papier kamen und mit Druckschriften wieder loszogen.

Einmal, als ich so auf und ab wanderte, um zu beobachten was auf der Straße vor sich ging und ob nicht eine Gefahr drohte, sah ich einen jungen Gardeobersten, der an der Ecke der Straße wohnte, zusammen mit seiner Frau den Schlitten besteigen. Der schöne Schlitten, die prachtvollen, wohlgenährten Pferde, der dicke Kutscher, die gut gekleidete und gepflegte junge Frau des Obersten, das alles machte den Eindruck schweren Reichtums. Ihr glückliches, sorgloses Lachen, ihr gesundes Aussehen machten tiefen Eindruck auf mich. Haß kochte in mir auf. Ich dachte an meinen Vater, dem ein solcher Oberst die Rippen gebrochen hatte, an meine Mutter, die ihre Jugend hatte vergeuden müssen, um solche Damen zu bedienen und zu pflegen, an mein eigenes schweres Leben voller Entbehrungen. Ich konnte mich nicht länger beherrschen und warf auf das glückliche Paar einen Blick voll brennenden Hasses. Vor diesem überraschenden, nichts Gutes versprechenden Blick brach das glückliche Lächeln der schönen jungen Frau jäh ab, mit einem Ausdruck des Entsetzens schmiegte sie sich an ihren Mann, als ob sie bei ihm Schutz suchen wollte vor irgendeiner Gefahr; der Mann war ganz verwirrt und wiederholte bloß: „Hab keine Angst! Hab keine Angst!“ Plötzlich fiel mir ein,



daß ich mich von meinem Gefühl zu weit hatte treiben lassen; ich benutzte die Verwirrung des Obersten, schlüpfte in einen Durchgangshof und verschwand, bevor er Zeit hatte, zu sich zu kommen und die Polizei zu rufen.

Bevor wir uns in die Druckerei begaben, suchten wir gewöhnlich, wenn gerade Gottesdienst war, zuerst die nahe liegende Synodalkirche auf. Gleichzeitig kamen auch Grischa und Mischa hin. Erst wenn sie uns sagten, daß die Luft rein sei, gingen wir in die Druckerei. „Ihr habt wohl gebetet?“ meinte einmal der Pförtner, als er sah, wie Grischa und Mischa aus der Kirche traten. „Recht so! Ihr seid gottesfürchtige, arbeitsame Burschen, keine Trinker, wie es so viele gibt. Bloß einen Fehler habt ihr. Ihr fangt zu früh an zu hämmern und arbeitet bis in die Nacht! Könnt ihr nicht etwas leiser sein, die Herrschaften im Hause haben sich schon beklagt! Am Tage könnt ihr tun und lassen was ihr wollt, aber nachts müßt ihr euch selber und auch den anderen Ruhe gönnen. Alles Geld der Welt könnt ihr doch nicht verdienen!“

Seitdem versuchten wir, hauptsächlich am Tage zu arbeiten und möglichst wenig Lärm zu verursachen. Da nichts Verdächtiges aufgefallen war, wurde beschlossen, die Wohnung weiter zu behalten. Die Druckerei kam in Schwung. Es wurden gedruckt: „König Hunger“, „Was jeder Arbeiter wissen muß“, „Die Weber“ von G. Hauptmann, „Iwan der Nagel“, „Über Strafen“ von Lenin usw. In der Druckerei arbeiteten jetzt Grigorij und Michail Tulupow, Prijutow, seine Schwester Katharina Petrowna Prijutowa, Nikolai Below, Smirnow, Wassilij Kupzow. Wenn die Arbeit besonders dringend war, kamen noch Alexander Kossolobow und ich dazu. Nach der Verhaftung Alexander Jergins ließ sich als richtiggehender Einsiedler der Intellektuelle Fedulow, ein Mitglied der „Narodnaja Wolja“, in dieser Wohnung nieder. Er war mit der Tochter eines Millionärs, eines Grubenbesitzers, verheiratet und aus dem Donezer Kohlenbecken nach Petersburg gekommen. Äußerlich sah er ganz wie ein „besserer Herr“ aus. Er war der typische intellektuelle Narodowolez und verteidigte hartnäckig die alten Positionen der „Narodnaja Wolja“. Er war Redakteur und Korrektor in einer Person. Ab und zu kamen in die

Druckerei „Ljubotschka“, d. h. Ljubow Wladimirowna Jergina, Katanskaja, Katharina Preiß-Johanson u. a.

Als ich die Hauptwerkstätten der Warschauer Eisenbahn verlassen hatte, konnte ich lange keine Arbeit finden. Das Suchen nach Arbeit war eine erniedrigende und verletzende Sache. An den Toren jeder Fabrik drängte sich eine Menge Arbeitsloser. Stolz und voller Verachtung eilten die Meister gewöhnlich an dieser Menge vorbei; die Arbeitslosen aber zogen devot ihre Mützen und flehten demütig: „Herr Meister, brauchen Sie keinen Dreher? Brauchen Sie keinen Schlosser?“ usw. Es war aber eine böse Zeit, und nur ganz wenige Glückliche bekamen Arbeit. Die meisten kehrten gedrückt nach Hause zurück, ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Hoffnung auf die Zukunft. Täglich zog ich um fünf, sechs Uhr morgens los und kehrte abends zurück, ohne etwas gefunden zu haben. Ich bereute schon, daß ich meine alte Arbeit aufgegeben hatte. An eine Wiederaufnahme war aber nicht zu denken; denn in der letzten Zeit hatte ich nicht nur keine weiteren Lohndrückereien geduldet, sondern sogar Erhöhung gefordert. Vor meinem Weggang hatte ich derartige Differenzen mit Nebel und seinem Gehilfen Wittkowski gehabt, daß beide mit unverhohlener Freude mein Scheiden von der Fabrik begrüßten.

In meiner freien Zeit las ich revolutionäre und auch legale Literatur, die ich von den Narodowolzen bekam. Einen sehr starken Eindruck machte die erste illegale Schrift auf mich, die ich zu lesen bekam. Sie hieß „Ein schlauer Mechanismus“. Es war eine leicht faßliche, sehr geschickte Erklärung der indirekten Steuern, mit deren Hilfe die Regierung die Bauern ausplünderte; sie enthielt einleuchtende Bilder, auf denen der Zar, die Generale und Minister als Haupträuber und die Zarin als eine Dirne mit einer Krone auf dem Kopf dargestellt waren. Das alles machte auf mich einen ungewöhnlich starken Eindruck. Kurz zuvor war ich in der Bildergalerie gewesen, aber alle Bilder von van Dyck, Rembrandt und Rubens verblaßten vor den primitiven Bildern des „schlauen Mechanismus“. Sobald meine Mutter unser Kellerzimmer verließ, öffnete ich mein Schränkchen und sog die kühnen Bilder förmlich in mich hinein. Stundenlang betrachtete ich sie und konnte mich nicht satt an

ihnen sehen. Ganz besonderen Eindruck machte auf mich der Umstand, daß der Verfasser den Mut aufbrachte, den Zaren als einen Dieb darzustellen und so die Wahrheit über eine Person auszusprechen, die für die meisten geheiligt war und die die Popen als den Vertreter Gottes auf Erden hinstellten.

Damals las ich „Das unterirdische Rußland“ von Stepnjak, den „Kalender der Narodnaja Wolja“, den „Boten der Narodnaja Wolja“, „Von einer Heimat zur anderen“ und kam immer mehr zu der Ansicht, daß das einzige, was ich machen konnte, war: gegen irgendeinen Despoten eine Bombe zu werfen und dann zu sterben. Was mir aber an der „Narodnaja Wolja“ immer weniger gefiel, war die bescheidene Rolle, die sie der Arbeiterklasse zuwies. Ihr ganzes Interesse galt der Bauernschaft, obwohl sie die Masse überhaupt als konservativ und träge bezeichnete. Die „revolutionären Helden“ rekrutierten sich aus der „Gesellschaft“; diese letztere unterstützte die Revolutionäre mit Geldmitteln, mit Wohnungen und half ihnen, sich vor der Polizei zu verbergen.

## B e g e g n u n g m i t M a r x i s t e n .

Prijutow verkehrte mit Marxisten aus der Intelligenz, und eines Tages traf ich bei ihm einen solchen. Ich wohnte dem Streit bei zwischen Prijutow und ihm; die neue, mir bisher unbekannt gebliebene sozialistische Theorie, nach der es ausschließlich der Arbeiterklasse beschieden war, die entscheidende geschichtliche Rolle in der künftigen Entwicklung der Gesellschaft zu spielen, erregte unwillkürlich mein Interesse. Obwohl Prijutow verächtlich von den „Sozialdemokraten“ als von trockenen Materialisten sprach, die den Sturz des wichtigsten Volksfeindes, der Selbstherrschaft, auf die lange Bank schöben, schloß ich doch Bekanntschaft mit diesem Marxisten.

Seitdem las ich außer den Schriften der Narodowolzen auch die marxistische Literatur. Als Prijutow merkte, daß ich für die marxistische Theorie Interesse faßte, äußerte er: „Nimm dich bloß vor den Sozialdemokraten in acht. Das sind trockene Menschen mit engem Horizont. Sie verschieben den Sturz des Zarismus auf eine unbestimmte Zukunft. Sie kämpfen um die Groscheninteressen des Arbeiters, ignorieren das Bauerntum und die Gesellschaft vollständig; deshalb ist ihr Tätigkeitsfeld sehr beschränkt. Außerdem sind sie nicht konspirativ genug, denn sie wissen, daß ihre Tätigkeit für die Regierung weniger gefährlich ist als die der Narodowolzen. Wenn du mit ihnen Bekanntschaft pflegst, riskierst du leicht, einen Polizisten auf deine Spur zu locken.“ — „Warum erlaubst du ihnen dann, zu dir zu kommen?“ fragte ich.

Der Marxist Iwan Andrejewitsch Schestopalow war Student des Lesnoj-Instituts und Mitglied des „Kampfverbandes zur Befreiung der Arbeiterklasse“. — „Ich möchte gern erfahren, worin der Unterschied zwischen euch Marxisten und uns Narodowolzen besteht; ich fürchte mich aber, mit euch zusammenzukommen, denn man behauptet, ihr seid nicht allzu konspirativ“, sagte ich, als ich mit ihm zusammen Prijutow verließ. — „Ich will einen Genossen zu Ihnen schicken, der nicht von der

Polizei beobachtet wird", antwortete Iwan Andrejewitsch. „Er wird Ihnen alles erklären und auch unsere Literatur mitbringen.“

Von da an datiert meine Bekanntschaft mit Marxisten. Eines Tages kam in mein Kellerzimmer ein blasser, magerer Student des Lesnoj-Instituts, Iwan Jewsjenko. Ich bekam von ihm Plechanows Broschüre „Der russische Arbeiter in der revolutionären Bewegung“, die „Rede des Kommunisten Varlin“, die „Rede des Arbeiters Peter Alexejew“. Diese Schriften waren für mich ein Anstoß; ich begann nachzudenken, einen Ausweg zu suchen und konnte nicht mehr Halt machen. Als ich Anhänger der Religion war, hatte es für mich keine Zweifel gegeben. Was bedeutete mir damals die traurige Eintönigkeit des langweiligen irdischen Lebens im Vergleich zu dem ewigen Leben in den paradiesischen Gärten? Verleitet durch die Religion, suchte ich nicht das lebendige Leben, sondern den Tod. Doch allmählich hatte ich begonnen, an Gottes Existenz zu zweifeln, und war durch Nachdenken zu der Überzeugung gekommen, daß es weder Gott noch Teufel, weder Paradies noch Hölle gibt. Ein brennendes Gefühl der Scham, das Bewußtsein, daß wir Arbeiter die Opfer eines ungeheuren Betrug es waren, brachten mich zur Verzweiflung. Als ich dann später Narodowlez wurde, suchte ich eigentlich auch den Tod und nicht das Leben. Oft wiederholte ich mir die Worte Shelleys: „Wie schön ist der Tod!“ Der Tod mit einer Bombe in der Hand, der Rächertod als Protest gegen den Betrug, gegen die Unterdrückung! Die künftige sozialistische Ordnung, von der das Programm der „Narodnaja Wolja“ sprach, war für mich etwas Unklares, Gestaltloses, das noch in ferner Zukunft lag. . . . Ich war jung, aber von einem schweren, entsagungs- und mühevollen Leben stark mitgenommen, und der innere Aufschwung, zu dem mich meine Jugend befähigte, wies mir den Weg des Todes und nicht des Lebens. Als ich in die Partei „Narodnaja Wolja“ eintrat, war ich in gewisser Hinsicht glücklich: ich sehnte den Augenblick herbei, in dem ich Rache nehmen und sterben konnte.

Aber genau so wie früher der Zweifel an der Existenz Gottes, so raubte mir jetzt der Zweifel an der Unfehlbarkeit, an

der Richtigkeit der Narodowolzendoktrin jede Ruhe. Ich wollte zugrunde gehen, ich wollte gegen den Betrug protestieren, dessen Opfer die Arbeiter waren, aber die theoretischen Konstruktionen der „Narodnaja Wolja“ erschienen mir allmählich als ein nicht minder ungeheurer, wenn auch viel raffinierterer Betrug am Volke. Prijutow selbst mußte mir zugeben, daß die Massen, die sich in der großen französischen Revolution erhoben, das Königtum gestürzt und für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gekämpft hatten, auf die schamloseste Weise betrogen wurden, und zu den Betrogenen gehörte vor allem die Arbeiterklasse.

So wie man mit Hilfe chemischer Prozesse die organischen und anorganischen Stoffe in ihre ursprünglichen Elemente auflösen kann, so zerlegte der Marxismus die von den Narodowolzen aufgestellten Begriffe „Volk“ und „Bauerntum“ in ihre ursprünglichen Elemente. Das Volk war die Gottheit, zu der die Narodowolzen beteten. Das „Volk“ aber setzt sich aus verschiedenen Klassen zusammen. Das Volk besteht aus Reichen und Armen, aus arbeitenden Bienen und aus Drohnen, aus Gutsherren, Kapitalisten, Bauern und Arbeitern. Die Narodowolzen wollten den Willen des Volkes an die Stelle der Zarenwillkür setzen. Aber wer konnte garantieren, daß der „Wille des Volkes“ nicht der Wille der Gutsherren und Kapitalisten sein werde, wie es in Frankreich der Fall war. „Die Interessen der Arbeiter und der Bourgeoisie sind entgegengesetzte“, sagen die Marxisten. „Wenn ihr nicht wollt, daß der Betrug der großen französischen Revolution sich wiederholt“, sagt der Marxismus den Arbeitern, „dann schafft eine Partei der Arbeiterklasse und kämpft für die Interessen dieser Partei.“ Das Volk besteht aus Klassen. Die Bourgeoisie und die Gutsherren suchen die Arbeiter zu unterdrücken. Das Ziel der Arbeiterklasse ist, sich von der kapitalistischen Unterdrückung zu befreien. Die Narodowolzen versuchten sich auf das Bauerntum zu stützen, aber das Bauerntum selbst bestand aus einer Dorfbourgeoisie, aus der mittleren Bauernschaft und dem Landproletariat. „Eure paar Arbeiter sind nichts gegenüber den Millionen von Bauern“, sagte Prijutow. Aber die wirtschaftliche Entwicklung des Landes brachte es mit sich, daß die

mittlere und die Kleinbourgeoisie immer mehr proletarisiert wurde, daß die Proletarierklasse immer mehr anwuchs und mit der Zeit die zahlenmäßig stärkste Klasse werden mußte. Die Partei des Proletariats mußte also allmählich zur Partei der Mehrheit der Unterdrückten werden.

So entthronte der Marxismus die alte Gottheit der Narodowolzen, das „Volk“ und den Begriff „Bauerntum“, als ein einheitliches Ganzes. Was die Frage der Verwirklichung des Sozialismus anbetraf, so war sie bei den Narodowolzen in eine nebelhafte Phraseologie gehüllt, während sie in der Deutung des Marxismus eine klar umrissene Gestalt bekam; hier galt die Verwirklichung des Sozialismus als das höchste Stadium des wirtschaftlichen Fortschritts, dessen Grundlage die entwickelte Technik der Industrie war.

Der russische Kapitalismus war in der Entwicklung begriffen. Er war eine fortschrittliche Erscheinung. Hand in Hand mit ihm ging die Entwicklung der Eisenbahnen, des Telegraphen, des Telephons, der technischen Schulen. Diese Entwicklung bedingte das Erwachen der ausgebeuteten aller Klassen, der Proletarierklasse, die zahlenmäßig immer mehr anwuchs und ihre Reihen immer fester zusammenschloß zum Kampf gegen die Bourgeoisie. Das Proletariat mußte zum Totengräber der Bourgeoisie und der ganzen alten, auf dem Klassenantagonismus aufgebauten Gesellschaft werden. Diese Theorie gab im Gegensatz zu dem nebelhaften, unbestimmten Programm der „Narodnaja Wolja“ deutliche und klare Umrisse. „Was ist dann eigentlich die Partei „Narodnaja Wolja“?“ fragte ich mich. „Nichts weiter als die Partei der Groß- und Kleinbourgeoisie, die, wenn sie einmal an die Macht kommt, die Arbeiter in der alten Weise unterdrücken wird“, antwortete der Marxismus. Ist dem so, dann ist es ja eine Partei des Betrugs! Wenn die Narodowolzen auch Gott und die Religion ablehnen, welcher Unterschied besteht dann zwischen ihnen und den Popen?

## Eintritt in den Kampfverband

„Weißt du, Wassilij Petrowitsch“, sagte ich einmal zu Prijutow, „sei mir nicht böse, es scheint mir aber, daß die Marxisten, die Sozialdemokraten richtiger denken als die Narodowolzen. Was unterscheidet die Narodowolzen denn von den Popen? Wenn man der Sache auf den Grund geht, sind beide genau die gleichen Betrüger. Nur die Marxisten, die der Arbeiterklasse die Augen öffnen, die eine große sozialistische Partei schaffen, zeigen den Arbeitern den geraden Weg zum Sozialismus.“ „Die Menschen, die du eben Betrüger nanntest, sind jeden Augenblick bereit, mit Taten ihre Hingabe für die Unterdrückten zu beweisen und ihr Leben zu opfern“, antwortete Prijutow. „Meiner Meinung nach sind viel eher die Marxisten Betrüger, denn sie predigen Kampf um jeden Groschen und schieben den Sturz der Selbstherrschaft in den Hintergrund.“

Mit Fjodorows Hilfe gelang es mir, in der Semjonow-Fabrik eingestellt zu werden. Da ich Trinker verachtete, Schenken verabscheute und Menschen, die das Volk zum Alkoholgenuß verleiteten, haßte, weigerte ich mich, bei meinem Eintritt in die Fabrik eine Lage zu schmeißen, wie das sonst üblich war. Ich nahm damals konsequent Stellung gegen alle Vorurteile und verderblichen Gebräuche der Arbeiter. Die Arbeitermasse verstand aber diese Handlungsweise nicht. Die Männer, mit denen ich zusammen arbeitete, waren Anhänger des Alkohols und der guten alten Sitten und fingen also an, mir „zuzusetzen“, d. h. einen unterirdischen Kampf gegen mich zu führen. Es war alter Arbeiterbrauch, den, der beim Eintritt keine Lage schmiß, aus der Fabrik hinauszuckeln. Ich unterlag in diesem Kampf und mußte tatsächlich die Fabrik verlassen, ohne einen einzigen Anhänger des Sozialismus gefunden zu haben. Der Fortgang fiel mir sehr leicht, da das eine Fabrik für exakte Feinmechanik war, ich aber aus den Eisenbahnwerkstätten kam, die vom Schleifer eine grobere und weniger exakte Arbeit verlangten.



Kossolobow, damals in der Fabrik der „Französisch-Russischen Gesellschaft“, bei „Berti“, wie die Arbeiter sagten, gewann dort zwei Dreher für unsere Sache: Peter Winogradow und Michail Pajanen. Der Finne Pajanen verschaffte mir Anstellung in dieser Fabrik.

Die Fabrik des Ingenieurs Semjonow fertigte kleine Maschinen zur Herstellung von Zigarettenhülsen an. Das Werk von Berti dagegen baute riesige Kreuzer und dementsprechend große Dampfmaschinen für die Seegiganten. Unter den Arbeitern ging die Legende um, daß das Werk schon unter Peter dem Großen gegründet wurde. Zur Zeit der Leibeigenschaft arbeiteten Leibeigene dort. Während in den meisten Fabriken deutscher oder finnischer Einfluß sich geltend machte, herrschte hier ganz und gar der echt russische Geist. Der war mir von jeher unsympathisch; ich zitierte oft die Worte des Dichters: „Russischer Geist und russische Art, Knute und Schwindel zu eins gepaart“. In dieser Fabrik war es einfach obligatorisch, „eine Lage zu schmeißen“. Dem Fabrikator gegenüber, auf der anderen Seite des Fließchens Prjaschka, lagen an beiden Straßenecken zwei einladende Kneipen. Trotz der vielen Wächter, die die Arbeiter am Ausgang in brutaler und demütigender Weise visitierten, gelang es den Säufern doch, Messingschnitzel aus der Fabrik herauszuschmuggeln. Die alten Dampfmaschinen bei Berti waren russisches Erzeugnis; sie lärmten und ratterten genau so wie die Maschinen der Warschauer Eisenbahnwerkstatt. Die Drehbänke erinnerten an alte, ausgediente Bauernwagen. Sobald ich die Probearbeit geliefert hatte, kamen die Alten zu mir: „Wann?“ Wie bei Semjonow lehnte ich es auch hier stolz ab, Schnaps zu spendieren. „So, so. Na, Brüderchen, du wirst noch denken an uns!“ drohten sie mir. Ich hatte aber keine Angst. Denn ich hatte Freunde unter den Arbeitern: Pajanen, Winogradow und Kossolobow.

Damals las ich das „Erfurter Programm“ von Kautsky und Kautskys Schrift „Marx' Ökonomische Lehren“; Friedrich Engels „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ hatte ich schon gelesen. Ich kam immer mehr zu der

Überzeugung, daß der revolutionäre Marxismus nicht nur eine richtige Weltanschauung vermittelte, nicht nur die richtigen Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft aufstellte, sondern auch den Arbeitern die schärfste Waffe gegen die Bourgeoisie lieferte, mit deren Hilfe sie sich selbst und die ganze leidende Menschheit von den Fesseln der Armut und der Sklaverei befreien konnten. Deshalb sagte ich eines Tages zu Prijutow: „Ich komme, um dir mitzuteilen, daß ich von der „Narodnaja Wolja“ enttäuscht bin und zum „Kampfverband“ übertrete.“ „Schön“, bemerkte er kalt, „ich rate dir aber, nicht ganz mit uns zu brechen. Die Gruppe der „Narodnaja Wolja“ hat eben mit dem „Kampfverband“ eine Vereinbarung getroffen. Wir werden in unserer Druckerei auf Bestellung des „Kampfverbandes“ Schriften für ihn herstellen; die Narodowolzen, die den Terror aufgegeben haben, widmen jetzt der Arbeit unter dem Proletariat größere Aufmerksamkeit, geben ihre Positionen nach und nach auf und nähern sich immer mehr dem Marxismus.“ Ungefähr dasselbe sagte mir auch der Intellektuelle Fedulow. Da er anerkennen mußte, daß der Marxismus durch legale Arbeit einen Sieg nach dem anderen errang, sagte er schwer seufzend: „Mit dem Verzicht auf den Terror und dem Übergang zur Arbeit unter den Massen kommt die heroische Periode der russischen Revolution zu ihrem Abschluß.“ Obwohl ich mich so zum Standpunkt der Sozialdemokratie bekehrte und 1895 in den „Kampfverband“ eintrat, löste ich meine Beziehungen zur Narodowolzendruckerei nicht, denn unter dem Druck der Erfolge des legalen Marxismus, des Anwachsens der Streiks und der Arbeiterbewegung in Rußland und Westeuropa, näherten sich Prijutow und die ganze Gruppe der „Narodnaja Wolja“ immer mehr den Sozialdemokraten.

Die französisch-russische Fabrik stellte damals die neuen Riesenmaschinen fertig für den eben vom Stapel gelassenen Panzerkreuzer „Sebastopol“. Die Stückarbeit hörte ganz auf, man arbeitete tageweise; unzufrieden mit dem Sinken ihres Lohnes, sandten die Arbeiter einen Delegierten zum Gehilfen des Direktors mit der Bitte, den Arbeitstag durch Einführung von Überstunden bis 9 Uhr abends zu verlängern. Um etwas

mehr zu verdienen, sorgten also die Arbeiter selber für die Verlängerung des Arbeitstages. Unser Zirkel, dem Kossolobow, Winogradow, Pajanen und ich angehörten, beschloß, ein Flugblatt über diese Frage herauszugeben. Der „Verband für den Kampf“ verfaßte und druckte ein Flugblatt, in dem die Bedeutung des kürzeren Arbeitstages und anderer ökonomischer Forderungen auseinandergesetzt wurde.

Da es im Lande keine politische Freiheit gab, war die Arbeitsmethode des „Kampfverbandes“, der mit Hilfe von Flugblättern die Arbeiter über ihre Klasseninteressen aufklärte und ihnen auseinandersetzte, welche Forderungen sie im gegebenen Moment zu stellen hatten, der einzig richtige Weg, um an die Massen heranzukommen. Die Flugblätter setzten auseinander, daß die Interessen der Arbeiter denen der Arbeitgeber entgegengesetzt seien, daß die Arbeiter einen kurzen Arbeitstag und hohen Lohn fordern mußten, daß sie sich in Verbänden zusammenschließen mußten usw. Wenn die Arbeiter zur Arbeit kamen, fanden sie auf den Maschinen, auf ihren Werkischen usw. Flugblätter, die von unbekannter Hand hingelegt waren. Ähnliche Flugschriften verbreiteten wir auch auf dem Kreuzer „Sebastopol“, wo die Kesselschmiede und die Schlosser noch allerlei zu tun hatten. Das Verbreiten von Flugschriften war nicht so einfach, wie das heute scheinen mag. Die Fabrik wurde fünfzehn, frühestens fünfundzwanzig Minuten vor Beginn der Arbeit geöffnet. In dieser kurzen Frist mußte man die Wachsamkeit der Fabrikwächter täuschen, in alle Werkstätten laufen und die Flugblätter unterbringen. Besonders geschickt darin waren Winogradow und Pajanen. Kaum aber waren die Flugblätter auf dem Kreuzer „Sebastopol“, wo zur Zeit auch Matrosen waren, aufgetaucht, da wurde Winogradow auf der Stelle von der Fabrik entlassen. Die Behörde fürchtete, die Flugblätter könnten auch zu den Matrosen der Militärflotte gelangen.

Michail Pajanen war Finne und in Petersburg geboren. Er hatte lange unter dem Einfluß der bürgerlichen jungfinnischen Partei gestanden. Als er Marxist wurde, bekehrte er auch seinen Vater, der in der gleichen Fabrik arbeitete und schon unter Nikolaus I. während einer großen Hungerkata-

strophe in Finnland aus der Stadt Serdobsk nach Petersburg übersiedelt war. Der Sohn und der Vater leisteten uns große Dienste. Michail Pajanen ging nach meiner Verhaftung auf merkwürdige Weise zugrunde. Man fand ihn auf finnischem Gebiet, auf der Strecke hinter der Station Belosstrow von einem Eisenbahnzug überfahren. Manche Genossen vermuteten, sein Onkel, der in die Frau Michails, eine schöne Finnin, verliebt war, habe ihn von der Plattform des Zuges hinabgestoßen. Tatsächlich nahm der Onkel bald darauf die Finnin zur Frau.

Der Fabrikdirektor bei Berti war ein Franzose; er trug einen Zwicker, einen Zylinder, hatte einen riesigen Bauch, ein dickes rotes Gesicht, einen Specknacken und eine große Adler-nase. So dicke Franzosen sah ich nie mehr, auch später nicht, als mich das Schicksal nach Frankreich führte. Anscheinend verdankte er sein außergewöhnliches Fett dem russischen Brot und der Ausbeutung gedrückter russischer Arbeiter. Er sah es gerne, wenn man ihn respektierte; wenn sie ihm begegneten, zogen die Arbeiter die Mützen und grüßten nicht bloß zuvorkommend, sondern geradezu unterwürfig. Ich mied ihn nach Möglichkeit; manchmal aber begegnete ich ihm doch, wenn ich zusammen mit den anderen die Fabrik verließ. Der Anblick seines dicken Bauches und des roten, gesunden Gesichtes verbot mir jeden Gruß; ich spürte, wie düsterer Haß in meinen Augen aufflammte, sobald mein Blick ihn streifte. In solchen Augenblicken mußte ich mich zusammennehmen, um ihm nicht an die Gurgel zu springen, ihn zu Boden zu werfen und seinen dicken Bauch mit den Stiefeln zu bearbeiten.

Bereits damals hörte ich von den Kesselschmieden, die mit der Herabsetzung ihrer Lohnsätze sehr unzufrieden waren, daß auf vielen russischen Kriegsschiffen die wasserdichten Einlagen infolge der niedrigen Lohnsätze so schlecht vernietet waren, daß die Schiffe unvermeidlich versinken mußten, falls ein Geschosß die Außenwand durchschlug. Gleichsam als Beispiel dieser schlechten Arbeit diente der Panzerkreuzer „Gangut“, der sogar die Schießübungen nicht überlebte und irgendwo an der finnischen Küste versank.

Als trotz aller Ueberwachungsmaßnahmen auf dem Panzerkreuzer „Sebastopol“ ein neues Flugblatt gefunden wurde, das außer wirtschaftlichen Forderungen auch eine politische Forderung, den Sturz der Selbstherrschaft, enthielt, geriet die Fabrikleitung in große Aufregung. „Niemals bisher hat der Fuß eines Verräters ein russisches Kriegsschiff betreten,“ meinte ein Seeoffizier am nächsten Tage; „jetzt aber werden derartige Flugblätter auf einem Schiff Seiner Majestät verbreitet!“ Der Gehilfe des Obermeisters, Karl Iwanowitsch, ein gutmütiger Deutscher, bekam einen Verweis, weil er Arbeiter aufgenommen hatte, die in der Fabrik Flugblätter verbreiteten; Karl Iwanowitsch verständigte im geheimen den alten Pajanen dahin, daß es besser wäre, wenn „dieser Schapowalow“, solange es nicht zu spät sei, von der Fabrik verschwinde. Beide Pajanens rieten mir, dies sofort zu tun. Derselbe Karl Iwanowitsch gab mir ein Empfehlungsschreiben mit an seinen Freund, einen Schweden, der Meister in der Fabrik von Leßner war.

Dieser Wechsel der Arbeitsstätte machte mein Leben noch mühseliger und schwieriger. Die Fabrik lag auf der Wyborger Seite an der Sampsonier-Brücke. Ich wohnte an der Ecke des Sabalkanski-Prospekts am Obwodnyj-Kanal. Um auf die Wyborger Seite zu gelangen, mußte ich vor sechs Uhr morgens die Litejny-Brücke über die Newa passieren, denn diese Brücke wurde zwischen sechs und sieben Uhr morgens auseinandergezogen, damit die Schiffe durchfahren konnten. Die erste Pferdebahn ging erst um acht Uhr; ich mußte also wie alle anderen Arbeiter zu Fuß in die Fabrik gehen. Jeden Morgen mußte ich um vier Uhr aufstehen, um die riesige Strecke bis zur Fabrik zurückzulegen und rechtzeitig die Litejny-Brücke zu passieren. Erst um neun Uhr abends kam ich mit der Pferdebahn zurück. Sobald ich mit dem Abendbrot fertig war, rannte ich in revolutionären Angelegenheiten wieder von zu Hause fort. Im Winter kam ich dann nachts um ein oder um zwei Uhr zurück. Ich hatte kaum Zeit, ein wenig zu schlafen, dann hieß es wieder: aufstehen, mich eilig anziehen, eine Tasse Tee trinken und bei jedem Wetter hastig davourennen.

Jeder Arbeiter kennt das Gefühl, das man hat, wenn man unausgeschlafen am frühen Morgen durch das feuchte, kalte Halbdunkel der schlafenden Stadt zu Fuß auf die Arbeit geht. Die Straßen sind leer. Totenstille. Der übliche Großstadtlärm ist um diese Zeit verstummt. Nur die Polizisten, diese treuen Hunde der Reichen, stehn auf ihrem Posten und bewachen den Schlaf der Glücklichen. Ein uralter, wütender Haß stieg in mir auf, wenn ich schweißgebadet und müde durch die schlafende Stadt ging, wenn ich mich der Newa näherte, an deren Quais die Paläste der Reichen und der Fürsten standen, wenn ich die Peter-Pauls-Festung sah, die wie ein ungeheurer dunkler Fleck auf dem gegenüberliegenden Ufer der Newa emporragte, in der, wie ich wußte, Freiheitskämpfer schmachteten. Das Bewußtsein von der die Welt regierenden Ungerechtigkeit packte mich besonders stark, wenn mir in diesen frühen Morgenstunden lustige Banden von Nachtbummlern begegneten, die in ihren Kutschen aus den Nachtrestaurants heimkehrten. Während ich an der schweren Arbeit zugrunde ging, während ich vor ständiger Übermüdung mich kaum noch aufrechterhalten konnte, war für diese gesunden jungen Männer und Frauen das Leben ein ununterbrochenes Fest. Aber trotzdem mich damals unversöhnlicher, wütender, brennender Haß gegen die Reichen verzehrte, leuchtete mir doch zu der gleichen Zeit ein Stern der Hoffnung. Aus der marxistischen Theorie, die ich kennen gelernt hatte, schöpfte ich die feste Zuversicht, daß einmal der Tag kommen werde, an dem die Arbeiterklasse sich als unerbittlicher Rächer erheben und der menschenunwürdigen Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten ein Ende machen werde. Wenn ich die Newa passiert hatte und auf der Wyborger Seite war, setzte ich mich gewöhnlich auf irgendeine Bank, um bis zum Sirensignal der Leßnerschen Fabrik ein wenig einzunicken. „Aufstehen! Hier wird nicht geschlafen!“ So weckte mich meistens ein Schutzmann und schüttelte mich an der Schulter.

Die Versammlungen unserer Zirkel waren sehr verschieden von den jetzigen Versammlungen mit ihren parlamentarischen Gepflogenheiten, ihrer Wahl eines Vorsitzenden und

ihrer festgelegten Tagesordnung. Von solchen Dingen hatten wir damals nicht die geringste Ahnung.

Die Zeit, während der ich bei Leßner arbeitete, verlief ziemlich ergebnislos. Die Arbeiter waren meist Finnen, die unter dem Einfluß der chauvinistischen finnischen Partei standen und alles Russische haßten. Auffallenderweise wurde in dieser Fabrik lange nicht so gestohlen wie in den Fabriken, wo russische Arbeiter beschäftigt waren. Die finnischen Arbeiter hielten fest zusammen; die Beziehungen zwischen ihnen beruhten auf gegenseitigem Vertrauen. Keiner stahl dem anderen das Werkzeug; es wurde nicht einmal verschlossen. Sobald ich in der Fabrik war, kam ich mir wie in Finnland vor. Überall hörte man finnisch sprechen; finnische Sitten gaben den Ausschlag. Da die Finnen die Russen nicht mochten, arbeiteten die letzteren nicht gerne in der Fabrik; im Vergleich zu diesen gesetzten, etwas streng aussehenden Männern wirkten die Russen zerzaust, unsicher, sogar ein wenig komisch.

Morgens, gleich nach dem Aufstehen, trank der finnische Arbeiter schwarzen Kaffee, halb mit russischem Wodka vermischt; die Finnen hatten große Vorliebe für russischen Wodka. Da das Rauchen in der Fabrik verboten war, stopfte sich jeder Finne, sobald er seine Frühstücksbutterbrote verzehrt hatte, beide Backen voll mit gewöhnlichem russischen Schnupftabak und arbeitete, ohne bis zum Mittagessen seinen Werkstisch auch nur für einen Augenblick zu verlassen. Der Obermeister, ein Schwede, und sein Gehilfe paßten scharf auf die wenigen Russen auf, die hier arbeiteten; dies waren meist nur wenig qualifizierte Arbeiter: Gelegenheitsarbeiter, Bohrer, Eisenschneider, die trotz aller Verbote es doch fertig brachten, in der Werkstatt zu rauchen, und wenn es auch unter dem Werkstisch geschah. Der Obermeister, der eine feine Nase hatte, stellte sofort fest, woher der Tabakgeruch kam, und wenn er einen Russen ertappte, überschüttete er ihn mit den ungeheuerlichsten Schimpfworten und legte ihm erbarmungslose Strafen auf. Wenn Diebstähle vorkamen, suchte man die Schuldigen vor allem unter den Russen.

Trotzdem ich in dieser Fabrik ein Flugblatt verbreitet hatte, blieb meine Agitation ohne jeden Erfolg. Ich lernte in-

zwischen immer mehr Mitglieder des „Kampfverbandes“ kennen. Außer zwei Intellektuellen, deren Familien- und Parteinamen ich vergessen habe, lernte ich noch die Genossen Hoffmann<sup>1</sup> und Silwin kennen. In meiner kleinen Stube in der Dworjanskaja-Straße auf der Petersburger Seite versammelten sich Kossolobow, Kupzow, Winogradow, Pajanen und Droschin, um einen Vortrag M. A. Silwins anzuhören über die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Marxisten und den Narodowolzen, die uns sehr interessierten. An die kurze Rede des Genossen Silwin schloß sich ein kurzer Gedankenaustausch, worauf alle Anwesenden erklärten, daß sie sich geistig von den Narodowolzen lossagten und den Standpunkt des „Kampfverbandes“ anerkannten. Von den Arbeitern, die zum „Kampfverband“ gehörten, kannte ich damals die Genossin Scheljabowa und den Genossen Antuschewski. Beide kannten mich unter dem Namen Schapuwal.

Ich erweiterte immer mehr meine Kenntnisse der marxistischen Literatur. Ich las das „Kommunistische Manifest“ von Marx und Engels, „Die Grundlagen der Narodniki-Ideologie“ von Wolgin, „Über die Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung“ von Beltow<sup>2</sup>. Die beiden letztgenannten Bücher machten großen Eindruck auf die Kreise der Intelligenz, die sich für Politik interessierten. Der Einfluß N. K. Michailowskis und anderer Narodniki wurde sichtlich schwächer. Nach dem Erscheinen dieser Bücher und der wenig überzeugenden Erwiderungen Michailowskis schwenkte die Gruppe der „Narodnaja Wolja“ scharf von ihrer alten Richtung ab und suchte sich den Marxisten zu nähern.

Von dem Genossen Antuschewski bekam ich eine Nummer der marxistischen Zeitschrift „Der Sozialdemokrat“. Plechanows Artikel über G. Uspenskis Werke machten großen Eindruck auf mich. Prijutow hatte mir seinerzeit Uspenskis Erzählungen sehr ans Herz gelegt; in ihnen war aber anschaulich gezeigt, wie sehr der Zersetzungsprozeß innerhalb der russischen Dorfgemeinde, der „Obschtschina“, auf den die Marxisten immer hinwiesen, um sich gegriffen hatte. Die Werke

<sup>1</sup> Mit dem Spitznamen „Iwan Fjodorowitsch“. Anm. d. Verf.

<sup>2</sup> Wolgin und Beltow waren Pseudonyme Plechanows.



des großen Satirikers Saltykow-Schtschedrin entthronten in meinen Augen die russische „Gesellschaft“, von der Prijutow und die anderen Narodowolzen so viel erwarteten. Saltykows Erzählungen, wie „Konjaga“, „Der Junge mit Hosen und der Junge ohne Hosen“ u. a. überzeugten den Leser zwingend von der Notwendigkeit, die Selbstherrschaft zu stürzen.

Scheljabina und Antuschewski sah ich nicht oft; wenn ich sie aber sah, erzählten sie mir viel von verschiedenen sozialdemokratischen Arbeitern, wie Fischer, Babuschkin, Schelgunow, Poljetajew, Funtikow usw. Da mich aber Prijutow davor gewarnt hatte, daß die Sozialdemokraten nicht konspirativ genug seien, vermied ich es, zu oft mit ihnen zusammenzukommen. Antuschewski sprach viel von einem Intellektuellen („ein großer blonder Mann“; es war Gen. Ljepeschinski), der einen Zirkel leitete<sup>1</sup>.

Obwohl die Gruppe der „Narodnaja Wolja“ ein Abkommen mit dem „Kampfverband“ getroffen hatte, weigerten sich manche ihrer Mitglieder, besonders Prijutow, während der Debatten, die ich mit ihnen hatte, den Grundstandpunkt der Narodowolzen aufzugeben.

Ich konnte mich oft genug davon überzeugen. So standen wir einmal unter der Menge, die sich anlässlich der Thronbesteigung Nikolaus' II. auf dem Newski-Prospekt versammelt hatte. Eine ganze Anzahl Equipagen, in denen der Zar und sein Hofgesinde saßen, fuhr vorbei. Zu allerletzt kam der Wagen des Stadtkommandanten von Wahl angerast. Das Gesicht von Angst und wütender Verachtung verzerrt, hatte sich dieser im Sitzen umgewandt und schlug einem jungen Arbeiter, der sich hinten an seinen Schlitten angehängt hatte, mit der Faust ins Gesicht. Dieser naive Junge, der eben noch „Hurra“ für den Zaren gebrüllt und sich in einem Zustand blöder Begeisterung befunden hatte, verstand offensichtlich nicht, weshalb der General so wütend auf ihn loshämmerte, ihm das Gesicht blutig schlug und die Zähne aus dem Munde schmetterte.

---

<sup>1</sup> Dieser Gen. Ljepeschinski war 1895 noch nicht Sozialdemokrat, sondern gehörte damals noch zu den Narodowolzen. Er wurde am 8. Dezember 1895 verhaftet wegen Verdachts der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Gruppe. Erst im Gefängnis wurde er überzeugter Marxist und schloß sich, als er nach Ostsibirien verbannt wurde, den Sozialdemokraten an. (Vgl. seine Erinnerungen „Am Scheidewege“.) Anm. der Redaktion der russ. Ausgabe.

Von der unerwarteten und energischen Behandlung war er wie erstarrt und ließ den Schlitten nicht los; da liefen Polizisten herbei, rissen ihn gewaltsam weg und zerrten ihn aufs Polizeirevier. „Den prügeln sie jetzt halb tot,“ meinte Prijutow. „Der wird merken, wie das schmeckt, wenn man sich für den Zaren begeistert und ihn bewundert! Mach aus dem einen Sozialisten! Der wird stets die Hand küssen, die ihn schlägt!“

Prijutow und die anderen in der Geheimdruckerei beschäftigten Arbeiter-Narodowolzen schwankten damals stark. Zweifellos fühlten sie sich angezogen vom revolutionären Marxismus, der der Arbeiterklasse so grandiose Ausblicke eröffnete; zugleich aber fühlten sie sich abgestoßen von den persönlichen Eigenschaften der damaligen intellektuellen Marxisten, die sie kennen lernten. Von diesen Marxisten hatten sie den Eindruck, als ob sie in gewissem Grade von den alten, ruhmvollen Traditionen abrückten, als ob sie in gewissem Grade geistig eng und trocken wären. Trotzdem beeinflussten Prijutow und die anderen Arbeiter die Intellektuellen ihrer Gruppe zweifellos sehr stark in positivem Sinne, als es sich 1896 darum handelte, daß diese an die Lachtiner Druckerei angeschlossene Gruppe eine Schwenkung in Richtung des revolutionären Marxismus machte.

## Der Petersburger Weberstreik 1896

Die Narodowolzen behaupteten, die Hoffnungen der Marxisten auf einen organisierten Kampf der russischen Arbeiter wären ganz unbegründet und aussichtslos. Sie verwiesen auf Fälle von der Art des oben erwähnten mit dem jungen Arbeiter. Sie begriffen nicht, daß vorjähriges Gras nur vorübergehend die jungen, grünen Schößlinge überwuchern, niemals aber das neue Wachstum verhindern kann.

Mit Frühlingsanfang 1896 verließ ich die Leßnersche Fabrik. Ich fühlte mich überanstrengt, am Ende meiner Kräfte. Ich brauchte Erholung. Ich war chronisch übernächtigt. Meine Augen waren entzündet, die Ohren sausten, dauernd fror ich am Rücken. Es war aber an keine Erholung zu denken. Die ungeheure Menge Flugblätter, die der „Kampfverband“ unter den Arbeitern der meisten Petersburger Fabriken verbreitet hatte, zeigten ihre Wirkung. Mit dem Einzug des Frühlings machte sich auch unter den Arbeitern ein Erwachen bemerkbar. Die Nachfrage nach Flugblättern wuchs überall. In vielen Fabriken hatten wir bereits „Verbindungen“. Schon am frühen Morgen ging ich von zu Hause in revolutionären Angelegenheiten weg und kam erst am späten Abend, manchmal auch mitten in der Nacht nach Haus.

Bald begannen Verhaftungen, und es stellte sich heraus, daß die meisten festgenommenen Arbeiter der Gefängnishaft nicht gewachsen waren. Ihre Widerstandskraft schwand beim zweiten, dritten Verhör, und sie gaben ihre Führer, vorwiegend Intellektuelle, den Gendarmen preis. Jeder Arbeiter hatte einen großen inneren Kampf durchzumachen, ehe er sich entschloß, einem Zirkel beizutreten. Die Alten, die Popen, die Behörden, sagten ihnen, daß die Sozialisten Räuber und Betrüger seien, gekaufte Subjekte der Gutsherren oder der Engländer, „die uns zu schaden suchen, wo sie können“.

Flugblätter, Broschüren, Bücher und hauptsächlich persönliche Eindrücke von Mensch zu Mensch bewirkten, daß der Ar-

beiter sich von den Sozialisten eine gute Meinung bildete. Kam er aber ins Gefängnis, geriet er zwischen die Krallen eines gerissenen, schlaunen Gendarmen, dann versagte der Arbeiter oft. Scheljabina und Antuschewski klagten mir oft, daß es unter den verhafteten Arbeitern manche gebe, die im Gefängnis versagten und ihre Leute verrieten. Selbstverständlich gab es auch unter den Intellektuellen Schwächlinge und Verräter, wie z. B. den Zahnarzt Michajlow. Es war die Zeit, wo es in jeder Organisation auf zehn Intellektuelle einen Arbeiter gab. Die Arbeiter fingen aber erst an, sich an der revolutionären Bewegung zu beteiligen, und, mit einigen wenigen Ausnahmen, die hohen moralischen Qualitäten in sich auszubilden, die die am Kampfe gegen die Selbstherrschaft seit Generationen beteiligten Intellektuellen schon besaßen, jene moralischen Eigenschaften, die einem Revolutionär den Halt geben, der ihn der Gefängnishaft und der Gerissenheit der Gendarmen beim Verhör gewachsen macht.

Das Werben von jungen Arbeitern, von neuen Organisationsmitgliedern war deshalb mit großen Schwierigkeiten verbunden und verlangte äußerste Vorsicht. Fiel ein junger Arbeiter durch seine Intelligenz auf und merkte man ihm an, daß er für die Leiden seiner Brüder, der anderen Arbeiter, Verständnis hatte, daß diese Leiden starken Eindruck auf ihn machten, dann suchte man mit ihm Bekanntschaft zu schließen und freundete sich mit ihm an, um allmählich sein Vertrauen zu gewinnen. Bevor man ihm illegale Literatur anbot, gab man ihm zunächst längere Zeit legale Literatur, z. B. „Spartakus“, „Die Jaquerie“, „Das Jahr 93“ von Victor Hugo, „Die Geschichte eines Bauern“ von Erckmann-Chatrion, „Die schweren Zeiten“, „Schritt für Schritt“ von Omulewski, „Die Chronik des Dorfes Smurino“ usw.

Es war damals keine leichte Sache, das Vertrauen eines Arbeiters zu gewinnen, besonders deswegen, weil er gewöhnt war, von jedem nur betrogen zu werden. Fast jeder Arbeiter hatte eine Mutter, einen alten Vater, minderjährige Geschwister, die von seinem Verdienst lebten. Jeder Arbeiter, der in eine revolutionäre Organisation eintrat, der Proklamationen verbreitete, mußte alle Augenblicke damit rechnen, ins Ge-

fängnis oder nach Sibirien zu kommen und dadurch seine Nächsten einem erbarmungslosen Schicksal, dem Hunger und allen möglichen Entbehrungen preiszugeben. Die Organisation war damals so arm, daß die Mittel kaum zum Druck der Flugblätter ausreichten. Es war nicht daran zu denken, die Familien der verhafteten Arbeiter aus der Organisationskasse zu unterstützen. Bis sich ein junger Arbeiter die hohen sittlichen Eigenschaften erwarb, die einen russischen Sozialisten kennzeichnen, mußte er längere Zeit unter dem persönlichen Einfluß eines Genossen stehen und dessen Freundschaft in ihrer ganzen Tragweite kennen lernen. Wie oft geschah es, daß der Genosse seinen letzten Groschen mit dem neuen Freunde teilte, ihm, wenn nötig, seinen Mantel oder seine Stiefel abtrat.

Die Führer der Bewegung, denen man einen neuen Genossen zuführte, ahnten sicher nicht, wieviel Energie, wieviel Mühe aufgeboden werden mußten, um den Arbeiter zu bekehren. Manchmal war alles umsonst. Im entscheidenden Augenblick weigerte sich dieser oder jener Arbeiter, in die Organisation einzutreten, Flugblätter zu verbreiten und Agitation zu treiben. Sehr oft war die Verheiratung des Arbeiters die Ursache. Auch später kam es oft genug vor, daß die revolutionäre Laufbahn eines Arbeiters durch seine Verheiratung zum Abschluß kam, wie die eines Studenten durch Absolvierung seines Studiums. Äußerst selten, erst in den späteren Jahrzehnten schlossen sich reife, verheiratete Arbeiter der Bewegung an. Überhaupt war unsere Partei lange Zeit eine Partei der revolutionären Jugend. Jedes Mitglied unserer Organisation, ob Intellektueller oder Arbeiter, mußte die besten Eigenschaften eines wahren Kommunisten in sich vereinigen. Die vorgeschrittensten unter den Arbeitern waren besonders die Metallarbeiter. Sie waren damals in Petersburg die bestbezahlte Kategorie. Ihre Bedürfnisse standen auf einem höheren Niveau als die der anderen Arbeiter, wie z. B. der Weber. Sie waren kultivierter als die anderen und standen ihrem Äußeren, ihrer Kleidung nach dem westeuropäischen Arbeiter am nächsten. Jeder Dreher, jeder Schlosser besaß eine kleine Wohnung oder ein abgeschlossenes Zimmer. Sie waren in Fabriken beschäftigt, die für den Heeresbedarf oder für den Staat arbeiteten. Aber

die große Masse der Metallarbeiter schlief auch damals noch einen tiefen Schlaf.

Ein ganz anderes Bild boten die Weber z. B., überhaupt die Arbeiter der Textilfabriken, die nicht für den Staat arbeiteten. Ihre Lage war unvergleichlich schlechter als die der Metallarbeiter. Die Maschinenfabriken hatten den zehnstündigen Arbeitstag, die Textilfabriken aber den dreizehnstündigen. In den Textilfabriken begann der Arbeitstag um 6 Uhr morgens und dauerte mit einstündiger Mittagspause bis 8 Uhr abends. Dabei verdienten die Weber halb so viel wie die Metallarbeiter. Entweder lebten sie in großen Arteln und wohnten dann in Fabrikkasernen, oder sie mieteten sich „Winkel“. Angezogen waren sie wie Bauern. Das charakteristische Merkmal ihrer Kleidung war die weiße Arbeitsschürze, die sie in der Fabrik über dem roten Baumwollhemd trugen. Nur die Jugend ließ sich das Haar nicht mehr nach Bauernart schneiden und trug an Feiertagen den kurzen westeuropäischen Rock. Wenn sie aus der Fabrik auf die Straße strömten, fielen sie durch ihre ungesunde, grünlichgraue Gesichtsfarbe auf. Vor der endgültigen Degeneration bewahrte sie wohl nur der Umstand, daß sie mehr als die Metallarbeiter mit ihrem heimatlichen Dorf in Zusammenhang blieben und jeden Sommer zur Erledigung der Feldarbeiten nach Hause fuhren.

Während die Narodowolzen, sobald ich mit ihnen zusammenkam, zu beweisen suchten, daß die Hoffnungen der Marxisten auf ein Erwachen der Arbeitermassen, auf einen aktiven Kampf dieser Massen um ihre Befreiung trügerisch wären, erwachte die auf den ersten Blick rückständigste, unkultivierteste und eingeschüchterteste Masse der Weber früher als die der Metallarbeiter und bewies als erste durch ihren Petersburger Streik (Sommer 1896), daß auch in Rußland eine Arbeiterbewegung möglich war wie in Westeuropa.

Im Frühling 1896 sprach man viel von der bevorstehenden Krönung Nikolaus' II. in Moskau. Die Gendarmen trafen alle möglichen Maßnahmen, um vor der Krönungsfeier den „Kampfverband“ und die Druckerei der Narodowolzen zu liquidieren. Eines der hervorragendsten Mitglieder der Partei „Narodnaja Wolja“, A. A. Jergin, wurde schon im Winter ver-

haftet. Prijutow behauptete, daß die Gendarmen der Druckerei auf die Spur gekommen seien. Es wurde beschlossen, daß Prijutow, Kupzow und M. Tulupow Petersburg verlassen sollten. In aller Eile wurde die Druckerei am Krjukow-Kanal aufgelöst. Prijutow forderte mich und Kossolobow auf, mitzuhelfen bei der Unterbringung der Druckerei an einer sicheren Stelle, wo sie so lange bleiben konnte, bis ein passender Raum gefunden war. Es wurde auch beschlossen, daß die Schwester Prijutows in der Druckerei wohnen und sich als Dienstmädchen ausgeben wird.

Da mit Prijutows Abreise alles ruhig wurde und festzustellen war, daß die Polizei niemand beobachtete, wurde im Mai 1896 eine Datsche<sup>1</sup> in der Datschengegend Lachta gemietet. Hier ließen sich Grigorij Tulupow, Nikolai Below und Bjelewski nieder, die sich als Sommerfrischler ausgaben. Fedulow, der auch abgereist war, wurde von Katarina Alexandrowna Johansson-Preiß vertreten.

Nachdem ich mich einen Monat ohne Arbeit durchgeschlagen hatte, trat ich durch Vermittlung meines Bekannten M. Pajanen, des finnischen Arbeiters, in die Petersburger Metallfabrik auf der Wyborger Seite ein. Um nicht gleich von vornherein die Anhänger der guten alten Sitten aufzureizen, beschloß ich ein Zugeständnis zu machen, und als mich die „Fabriksäufer“ fragten: „Wann gibts Schnaps?“ erwiderte ich: „Wann ihr wollt!“ und gab ihnen zwei Rubel zu diesem Zweck.

Der Krönungstag kam immer näher. Der Zar reiste nach Moskau. Die Zeitungen waren voll von Schilderungen der großartigen Feiern in Moskau, der Illumination des Kremls, der feierlichen Empfänge, die der Zar in seinem Moskauer Palais veranstaltete, der patriotischen Stimmung, die in der Moskauer Bevölkerung herrschte.

Doch die frohe Stimmung der treuen Untertanen wurde zerstört durch die furchtbare Nachricht von der ungeheuren Katastrophe auf dem Chodynka-Felde: das von den Behörden getroffene Arrangement für das Volksfest auf diesem Felde anläßlich der Krönungsfeier war in so verbrecherischer Weise

---

<sup>1</sup> Ein Sommerhaus für Sommerfrischler. Anm. d. Übers.

unzulänglich, daß beinahe zehntausend Menschen zu Tode gedrückt wurden.

Die Arbeiter, die von diesen vielen Tausenden von Opfern in der Zeitung lasen, konnten da gleichzeitig die Nachricht finden, daß der eben gekrönte Zar am selben Abend, während die zermalmt und verstümmelten Menschen sich noch in Todesqualen wanden, auf dem glänzenden Ball in seinem Kreml-Palais mit den Hofdamen getanzt hatte.

Besondere Aufmerksamkeit lenkte die Rede auf sich, die der Charkower Erzbischof Ambrosius bei der Krönungsfeier gehalten hatte. Dieser Diener der Kirche wies triumphierend darauf hin, daß das russische Volk allen Versuchen der „inneren Feinde“ zum Trotz dem Selbstherrscher-Zaren die alte Treue bewahrt hatte.

Gleichsam als Antwort auf diese Rede brach in Petersburg der Streik der 35 000 Weber und Spinner aus; er kam für alle unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Freude des Zaren und aller Henker des Volkes war getrübt; der politische Horizont überzog sich mit Gewitterwolken, der erste Donner rollte und verkündete ein nahendes, grandioses Gewitter.

Dieser solidarische, organisierte Streik, ein Streik, wie es ihn in Rußland bisher noch nie gegeben hatte und der so gar nicht an die früheren Meutereien erinnerte, war nicht nur für die Regierung, die Gendarmen, die Polizei und die Bourgeoisie eine Überraschung, sondern auch für den „Kampfverband“, ganz zu schweigen von der „Narodnaja Wolja“. Wenn sich auch verschiedene Anzeichen für das Erwachen des Volkes immer stärker bemerkbar gemacht hatten, wenn auch die Nachfrage nach Flugblättern und die Unzufriedenheit in den Fabriken dauernd gestiegen war, so hatte doch niemand damit gerechnet, daß die Weber und die Spinner die Disziplin und die Standhaftigkeit aufbringen könnten, die ein Massenstreik erfordert.

Die Spinner und Weber, die ich kannte, versicherten mir, daß ein unterirdischer, illegaler Rat der Streikenden aus Vertretern aller Fabriken existiere, der den Streik organisiert und in die Wege geleitet habe.



Die äußerst schwierigen Bedingungen der unterirdischen, illegalen Existenz, die geringe Anzahl von Arbeitern, die der Gruppe des „Kampfverbandes“ angehörten, erklären es, daß der Streik nicht auf die Initiative des „Kampfverbandes“ begonnen hatte. Aber der Einfluß des „Kampfverbandes“ auf die Arbeiter war doch so groß, daß er in der Folge die Führung vollkommen in die Hand bekam.

Dieser für die damalige Zeit so ungewöhnliche Streik jagte der Regierung und der Bourgeoisie genau in dem gleichen Maße Angst ein, wie er die Hoffnungen der Marxisten, der Revolutionäre überhaupt und sogar der Liberalen beflügelte. Alle Kräfte des „Kampfverbandes“ wurden mobilisiert, alle Hektographen und Vervielfältigungsmaschinen wurden in Aktion gesetzt.

Ich meldete mich bei der Fabrik krank und widmete mich ohne Rücksicht auf meine furchtbare Müdigkeit und Krankheit ganz und gar der Streikarbeit. Von morgens bis abends rannte ich von einem Fabrikrayon zum anderen. Man mußte die Nachrichten über den Verlauf des Streiks sammeln, Versammlungen abhalten, die Stimmung unter den Streikenden heben, Flugblätter in den Arbeiterwohnungen verbreiten, die Fabriken, die noch arbeiteten, zum Stillstand zu bringen suchen. Beinahe wäre ich in einer solchen Versammlung verhaftet worden.

Ich bearbeitete zusammen mit meinem Zirkel den Rayon um den Obwodnyj-Kanal und die Wyborger Seite. Als ich in die Fabrikkasernen des Sampsoniew-Prospektes auf der Wyborger Seite kam, holten einige Spinner, die Genossen von uns waren, zwei Flaschen Schnaps. Auf meine Frage, wozu das geschehe, flüsterte mir ein Mitglied unseres Zirkels, das zu der Fabrik gehörte, zu: „Man muß unbedingt etwas trinken; sonst merken die anderen, daß wir Sozialisten sind, und denunzieren uns.“

Obwohl der Schnaps mir zuwider war und in diese Situation so gar nicht hineinpaßte, mußte ich doch trinken, um, wie der Genosse mir zugeflüstert hatte, „so zu tun, als ob“. Einer nach dem anderen tranken die Weber und Spinner, im ganzen fünfzehn Mann, ein Gläschen und versammelten sich dann im Gemüsegarten hinter der Fabrik. Dort las ich ein von mir mit-

gebrachtes Flugblatt vor; die Arbeiter erklärten sich damit einverstanden, und dann hielt ich eine kleine Rede über die Ziele des Streiks und über die Notwendigkeit, bis zum Äußersten durchzuhalten. Es wurde beschlossen, um jeden Preis durchzuhalten, und dann wurden Forderungen für ein neues Flugblatt ausgearbeitet.

Peter Winogradow las ein russisches Gedicht „Die Weber“ vor. Das zweite Gedicht „Die Weber“ von Heine, konnte er nicht zu Ende sprechen. Als er bis zu den Worten gekommen war:

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,  
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,  
Wo jede Blume früh geknickt,  
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —  
Wir weben, wir weben! . . .

hörten wir plötzlich den Ruf unseres Wachtpostens: „Rettet euch! Polizei!“

Schleunigst zerstreuten wir uns im Gebüsch. Als ich mich umsah, war kein einziger Arbeiter mehr im Garten; eine Gruppe berittener Schutzleute raste über die Beete. Dieses Mal hatten wir uns noch alle retten können. Niemand war verhaftet. Schon am nächsten Tage wurden neue Flugblätter in den Arbeiterwohnungen der Sampsoniew-Fabrik verbreitet.

Der Streik und sein erfolgreicher Verlauf waren für mich ein Beweis mehr, wie richtig ich gehandelt hatte, als ich die Gruppe der „Narodnaja Wolja“ mit ihrem unklaren, nebelhaften Programm verließ. Erst jetzt war mir vollkommen klar, wie unbestimmt, wie widerspruchsvoll und verworren dieses Programm war. — Wie wäre denn der Sozialismus der Narodowolzen zu verwirklichen? fragte ich mich. — An die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland glauben sie nicht. Der Arbeiterklasse weisen sie die allerbescheidenste Rolle zu und drängen sie ganz in den Hintergrund. Die bäuerliche „Obschtschina“, die Dorfgemeinde, auf die sie sich stützen wollen, ist, wie selbst Gljeb Uspenski zugibt, in voller Auflösung. An die eigene Initiative, an das eigene Vorgehen des Volkes, der Bauern- wie der Arbeitermassen, glauben sie nicht.

Ganz anders der Marxismus. Er macht dem Arbeiter alles Unklare klar; alles Unbestimmte, alles Formlose bekommt in der marxistischen Beleuchtung fest umrissene Gestalt. Weite Horizonte öffnen sich dem Arbeiter. Er sieht einen breiten, großen Weg vor sich, der ihn dazu führen wird, alle Unterdrückten zu befreien und die Ordnung abzuschaffen, in der die einen die anderen ausbeuten.

Die ersten, die ungeheuer wichtigen ersten Schritte waren getan. Das, wovon ich zwei Jahre früher auch nicht zu träumen gewagt hätte, war nunmehr verwirklicht. Der Wille der Arbeiterklasse hatte Riesenfabriken stillgelegt; nichts rührte sich dort mehr, die Maschinen waren verstummt, die Feuer ausgelöscht.

Der Weberstreik von 1896 war die Praxis, die der Theorie des Marxismus recht gegeben und bestätigt hatte, daß in Rußland nunmehr die Arbeiterklasse in die Geschichte eingetreten war. Man darf nicht vergessen, daß diesen Streik die unterdrückteste, die elendeste Arbeiterkategorie gemacht hatte. Viele, besonders die Ausländer, konnten gar nicht begreifen, wie gerade diese Arbeiter dazu gekommen waren, einen organisierten, planmäßigen Streik zu unternehmen.

„Wo habt ihr denn das gelernt?“ fragte erstaunt der englische Direktor einer großen Petersburger Textilfabrik die Arbeiter, die ökonomische Forderungen an ihn stellten. Als stolzer Brite konnte er sich gar nicht vorstellen, daß die elenden, unterdrückten russischen Arbeiter, deren Lebensbedingungen so ungeheuerlich schlecht waren, daß diese Arbeiter fähig wären, sich zu den westeuropäischen Formen der Arbeiterbewegung aufzuschwingen.

Dieser so geschickt in die Wege geleitete und durchgeführte Streik steigerte die Autorität des „Kampfverbandes“ bei den Arbeitern sehr hoch. War es doch der „Kampfverband“, der in seinen Flugblättern die Arbeiter ständig zur Einigkeit, zum Streik, zum Kampf aufforderte und dadurch bewirkte, daß die Arbeiterklasse sich endlich davon überzeugen konnte, welche Kraft sie aufzubringen imstande war, wenn sie organisiert auftrat. Die Nachfrage nach Flugblättern, nach marxistischer Literatur stieg immer mehr.

Da ich eine Mutter und zwei Brüder zu ernähren hatte, mußte ich, wenn wir nicht Hungers sterben wollten, die Fabrikarbeit wieder aufnehmen. Sobald aber abends das Signal ertönte, rannte ich von der Fabrik nach Hause, um schnell Abendbrot zu essen und dann von einem Ende der Stadt zum anderen zu laufen wegen dieser oder jener organisatorischen Streikangelegenheit. Manchmal mußte ich die ganze Nacht irgendwo in den Vorstadtgärten zubringen, wo bald irgendein Zusammentreffen organisiert, bald eine Versammlung abgehalten, bald Literatur verteilt werden mußte. Zum Glück hatte ich in der Fabrik keine komplizierte Arbeit. Ich mußte mit dem Werkzeug die Metallschnitzel entfernen, während die große Schleifmaschine automatisch weiter lief. Infolge der ewigen nervösen Spannung, des ewigen Herumrennens und der steten Übermüdung bekam ich Ohrensausen. Sobald ich an der Schleifmaschine saß und die langsam sich drehende Riesenkugel vor mir sah, wurde ich schläfrig. Das eintönige Summen der Maschinen, das fortwährende Hämmern verwandelte sich in meinen Ohren zu den Reden, die ich vor kurzem gehört oder zu den Gedichten, die Winogradow, Pajanen und die anderen vorgetragen hatten.

Einmal, als ich so gegen meinen Willen eingnickt war, weckte mich der plötzlich aufgetauchte Meister: „He, du, was fällt dir wohl ein, du räudiger Hund du! Da schau, was du angerichtet hast!“

Ich sprang auf und rieb mir die Augen. Als ich zur Besinnung kam, sah ich, daß die stählerne Schneide in die riesige Messingkugel, die für eine Minenkanone bearbeitet wurde, tiefer eingedrungen war, als es sein sollte. Der Schlossermeister, der diese Kugeln abnahm, war ein Russe. Er war grob und liebte Schmiergelder. Er beschimpfte mich mit den wüstesten Ausdrücken und gab mir, ohne daß die anderen Arbeiter es merkten, von unten her einen Faustschlag gegen den Bauch.

Was sollte ich tun? Meine Hände packten krampfhaft den Griff des Hammers. Mein erster Gedanke war, ihm den Schädel einzuschlagen. Ich erinnerte mich aber, daß ich kein Geld hatte, um mein Zimmer zu bezahlen, daß zu Hause

Mutter und Bruder auf mich warteten, daß ich der Revolution, dem „Kampfverband“ gegenüber Pflichten hatte, daß man mir heute abend Flugblätter bringen würde, die ich in der Fabrik verbreiten sollte.

Diese Erwägungen und die alte, eingefleischte Gewohnheit, geduldig Beleidigungen und Qualen zu ertragen, übertäubten die in mir erwachte Stimme des Aufruhrs. Ein Pariser Arbeiter, ein Franzose hätte dem Meister mindestens einen Faustschlag versetzt und sich für die Beleidigung gerächt. Ich aber schluckte die grausame Kränkung hinunter und ließ die Hand mit dem Hammer sinken; doch der in meinen Augen flammende düstere Haß entging nicht den spähenden Augen des „Unteroffiziers des Kapitals“. „Schön“, meinte er: „weil es das erstemal ist, laß ich es dir ohne Strafe hingehen.“

Voller Haß gegen die Fabrikanten, die Meister, die Regierung, verbreitete ich am nächsten Tage mit besonderer Geschicklichkeit die Flugblätter; ich schmuggelte sie auf die Werkische, auf die Drehbänke, in alle zwölf Werkstätten der Fabrik.

Damals, als es feststand, daß Prijutow und die anderen Narodowolzen von der Polizei beobachtet wurden, und sie, um der Verhaftung zu entgehen, Petersburg verließen, war die Druckerei in die Datschengegend übergesiedelt; mit den dort beschäftigten Genossen war ich deshalb längere Zeit nicht zusammengekommen. Ich war also sehr erstaunt, als ich vor dem Fabrikator Smirnow sah, der die Verbindung der Druckerei mit der Außenwelt vermittelte. „Was machst du hier?“ fragte ich. — „Katarina Alexandrowna möchte dich sprechen. Komm doch unbedingt, sobald du sicher bist, daß man dich nicht beobachtet!“

In den Großstädten Westeuropas gibt es Menschen, die niemals die Grenzen ihres Stadtviertels verlassen. Auch ich hatte etwas von dieser Beschränktheit des Stadtmenschen. Bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr ununterbrochen in Petersburg lebend, war ich doch niemals in Peterhof, in Zarskoje Selo, in Lachta gewesen. Nicht aus Mangel an Interesse, sondern deswegen, weil die ewige Not mir solche Ausgaben, wie eine Fahrt in die Umgebung von Petersburg, nicht erlaubte.

Da ich äußerst konspirativ lebte und genau wußte, daß ich nicht unter polizeilicher Beobachtung stand, beschloß ich, nach Lachta zu fahren. Meine Lust dazu war nicht groß. Ich wußte, daß es zu Diskussionen kommen werde, und wollte auch aus anderen Gründen Katarina Alexandrowna nicht begegnen. Sie war früher mit irgendeinem hohen Beamten in der Provinz verheiratet, hatte es in dem spießbürgerlichen Milieu nicht ausgehalten, hatte sich von ihrem Manne getrennt und sich kopfüber in die Revolution gestürzt. Eine Intellektuelle im wahrsten Sinne des Wortes und zugleich auch eine ziemlich schöne Frau, kam sie mir wie ein Wesen aus einer höheren, mir unerreichbaren Welt vor. Wohl hatte ich mich damals dem Tode, dem Untergang geweiht; ich war aber jung; deshalb erwachte in mir, sobald ich diesen Frauen begegnete, die für mein Empfinden einer mir unzugänglichen, fremden Welt angehörten, eine unklare, lockende, verführerische Sehnsucht nach dem Leben.

Am nächsten Tage löste Winogradow für mich ein Billet und ich bestieg den Zug. Ich hatte den Bahnhof auf Umwegen erreicht und war vorsichtshalber durch einen Seitengang auf den Perron geschlüpft. Im letzten Augenblick erst sprang ich auf den Zug. Weder Winogradow noch ich hatten etwas von einer polizeilichen Beobachtung festgestellt.

Ich kam in Lachta an. Die Narodowolzendruckerei, die unter dem Namen dieser Sommerfrischlergegend berühmt geworden ist, befand sich bloß einen Monat lang in Lachta. Ihre aktivste und produktivste Zeit waren die zwei Jahre am Krjukow-Kanal. Ihre Unterbringung in eine Sommerfrischlergegend war kein glücklicher Gedanke; die Bewohner dieser Gegend führten alle ein Nichtstuerleben; um keinen Verdacht zu erregen, mußten die Mitarbeiter als Sommerfrischler auftreten, tagsüber im Park promenieren und viele Stunden am Strand zubringen. Unter diesen Umständen konnte nur nachts gearbeitet werden. Wenn das Häuschen auch isoliert stand, so konnte doch der Lärm der Druckpresse leicht Verdacht erregen.

Erst als ich mich nochmals davon überzeugt hatte, daß kein Spitzel mir folgte, entschloß ich mich, das Haus zu betreten.

Ich freute mich, die alten Freunde wiederzusehen, mit denen ich wegen theoretischer Meinungsverschiedenheiten auseinandergekommen war. Genau wie früher standen im Zimmer eine Kommode und ein Schrank, die die Druckpresse, den Setzerkasten, die bereits gedruckten Broschüren und das Druckpapier vor unberufenen Augen verbargen. Genau wie früher waren Below und Grischa beim Setzen, während Katarina Alexandrowna Fedulows Pflichten, d. h. die Arbeit eines Redakteurs und Korrektors ausführte; man fühlte aber trotzdem gleich, daß die Seele des Ganzen fehlte, Wassilij Petrowitsch Prijutow, der diese berühmte Druckerei geschaffen hatte.

Als ich eintrat, umringten mich alle und überschütteten mich mit Fragen über den Streik. Ganz besonderes Interesse für alle Details zeigte Katarina Preiß. War es denn wirklich wahr, daß die Arbeiter, die so verängstigt, so demoralisiert schienen, die so wüst schimpften, besoffen im Graben herumlagen und unterwürfig waren wie Sklaven, war es denn wirklich wahr, daß diese Arbeiter sich jetzt als klassenbewußte Proletarier entpuppten, die für ihre Befreiung kämpften?

K. A. Preiß stand erst seit zwei Jahren in der revolutionären Bewegung. Am meisten empörte es sie, daß in Rußland die Persönlichkeit so unterdrückt wurde. „In England“, meinte sie, „hat jeder Bürger außer Pflichten auch noch Rechte. Bei uns gibt es weder Gesetz noch Recht. In Rußland gibt es statt eines Gesetzes nur eine Holzstange, und oben auf der Stange sitzt eine Krone. Wir haben keine Persönlichkeiten. Alle haben bei uns das gleiche Gesicht. Alle sind nach einem Maß zugeschnitten, alle über einen Leisten gehauen. Ich liebe Menschen mit weitem Horizont, Menschen, die fähig sind, sich für die Freiheit zu opfern. Eure Sozialdemokraten, eure Marxisten, die den Arbeitern den Kampf um den Groschen predigen, schieben damit den Sturz der Selbstherrschaft bloß hinaus. Bornierte, uninteressante Menschen! ... Und doch haben wir uns mit ihnen verständigt!“ fügte sie wie bedauernd hinzu.

Wenn ich diese gebildete Frau sprechen hörte, die von stolzen Menschen schwärmte, von Menschen, die ihre Persönlichkeit, ihre Menschenwürde verteidigten, wenn ich später die

großen Werke der russischen Literatur las, wenn ich sah, wie Tolstoi in seiner Erzählung „Die Kosaken“, die Gebirgsmenschen, die Kaukasier schildert, wie Lermontow in dem Gedicht „Die Gaben des Terek“ mit zwei, drei Strichen den stolzen Menschen hinstellt, der seine Unterdrücker haßt und nicht davor zurückschreckt, für die Freiheit sein Leben hinzugeben, dann fragte ich mich: „Warum bin ich nicht so? Ich hasse intensiv. Ich hasse aus tiefster Seele. Ich bin bereit zu sterben. Warum hab ich mich aber nicht auf den Meister gestürzt? Warum hab ich ihn nicht erdrosselt? Warum nicht seinen Schädel mit dem Hammer zerschmettert?“

K. Preiß interessierte sich sehr für den Verlauf des Streiks, für die klassenbewußte, disziplinierte Haltung der Arbeiter. „Nur eins gefällt mir nicht: Eure Marxisten, die die Bewegung einengen und sie auf rein wirtschaftliche Fragen beschränken! Bringen wir doch ein Flugblatt heraus, in dem auch der Sturz der Selbstherrschaft gefordert wird!“

Da die Preiß von einer Verständigung sprach, die zwischen den Marxisten und Narodowolzen stattgefunden hatte, und da die Druckerei auch marxistische Schriften herausbrachte, hatte ich nichts dagegen, wenn die Narodowolzen ein Flugblatt herausbrachten, das neben den allgemeinwirtschaftlichen Forderungen auch politische aufstellte. Ich weigerte mich bloß, das Material für das Flugblatt nach Lachta zu schaffen. „Das ist gefährlich. Ich agitiere in Fabriken und könnte die ganze Druckerei in Gefahr bringen“, sagte ich.

Es wurde beschlossen, daß ich am nächsten Tage in die alte Wohnung, wo früher die Druckerei war, kommen sollte.

Am nächsten Tage kam ich zu spät. Eine eilige Arbeit hatte mich in der Fabrik aufgehalten. Ich nahm mir kaum die Zeit, die Hände zu waschen, und eilte in meiner Arbeitsbluse zum Krjukow-Kanal. In der alten Wohnung hauste noch immer Smirnow. Von hier aus schaffte er das Papier nach Lachta, und hier brachte er die ausgedruckten Schriften unter. Er kam mir entgegen und bemerkte, daß alles in Ordnung sei und K. A. Preiß mich erwarte. Ich machte noch einen kleinen Umweg, passierte einen Durchgangshof, überzeugte mich, daß kein



Spitzel hinter mir her war, und betrat dann erst das Haus und die Wohnung, wo früher die Druckerei gewesen war.

Ich entschuldigte mich wegen meiner Verspätung (wie alle Petersburger Arbeiter war ich immer sehr höflich), teilte mit, daß der Streik im Abflauen sei, daß Verhaftungen stattfänden, daß man aber das Flugblatt noch herausbringen könne. K. A. Preiß teilte ihrerseits mit, daß die Partei „Narodnaja Wolja“ eine Vereinbarung mit dem „Kampfverband“ getroffen habe, daß sie mit dem letzteren bezüglich der Rolle der Arbeiterklasse einig sei, daß sie vorübergehend auf den Terror verzichte und ihr Hauptaugenmerk auf die Arbeit unter den Proletariern richten werde. Dann zeigte mir die Preiß den Text eines Aufrufs an die Arbeiter, der neben den rein wirtschaftlichen Dingen auch den Sturz der Selbstherrschaft forderte.

Ich wies darauf hin, daß man alle Fremdwörter streichen müsse, die der damaligen Arbeitermasse unverständlich waren, und daß man in einfacherer Sprache erklären müsse, weshalb die Selbstherrschaft zu stürzen sei. Das geschäftliche Gespräch war zu Ende. Wir saßen am Tisch einander gegenüber. Ich sah ganz und gar wie ein typischer, abgezehrter, abgearbeiteter Proletarier aus, die Preiß wie eine typische gebildete Dame der „besseren Gesellschaft“. Zwischen uns auf dem Tisch lagen beschriebene Papierblätter. In diesem Augenblick läutete schrill die Klingel.

Smirnow, der an der Tür stand, verlor gänzlich die Fassung und öffnete die Tür, bevor wir Zeit hatten, den Text des Aufrufs zu verbergen. Der Pförtner des Hauses trat ein, zusammen mit einem anderen, rothaarigen, ebenfalls wie ein Pförtner gekleideten Manne. „Guten Tag“, sagte er. „Hier ist der neue Pförtner. Er will die Wohnungen besichtigen.“ — „Und Sie?“ fragte Smirnow. — „Ich fahre nach Hause, aufs Land. Ich übergebe heute dem neuen Pförtner das Haus.“

Der sehr aufmerksame, spähende Blick, den der neue Pförtner auf mich und die Preiß warf, seine hin- und herlaufenden Augen, die unnatürliche Hastigkeit seiner Bewegungen, das alles sprach dafür, daß er viel eher ein Polizeiagent als ein Pförtner war.

Wir saßen wie versteinert da, während er alle Winkel untersuchte und sich dann, giftig lächelnd, mit den Worten an uns wandte: „Ja, die Fenster schließen schlecht und auch die Tapeten müssen erneuert werden.“ Ich hatte kaum Zeit gehabt, den Aufruf mit einer Zeitung zuzudecken.

Sobald er hinausgegangen war, erwachten wir aus unserer Erstarrung. Wir beschlossen, neue Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen und die Druckerei vielleicht an eine andere, sicherere Stelle zu bringen<sup>1</sup>.

Den einzigen Aufruf der Narodowolzen an die Arbeiter habe ich in der „Metallfabrik“, in der ich arbeitete, verbreitet. Seitdem bin ich nicht mehr mit den Narodowolzen zusammengekommen. Ich bewahre an sie die Erinnerung als an aufrichtige, sympathische Menschen, die vor nichts zurückschreckten, die bereit waren, für das Glück des Volkes ihr Leben hinzugeben. Doch ihre Theorie litt an Unbestimmtheit, an Unklarheit, Inkonsequenz. Als Denker und politische Führer waren sie den Marxisten weit unterlegen.

Von allen Mitgliedern meines Zirkels erinnerte Genosse Droschin am meisten an Fjodorow. Er war intelligent und hatte die Abendschule absolviert, die ich wegen meiner revolutionären Arbeit aufgeben mußte. Er kannte sich in allen Fragen gut aus, ließ sich aber nicht leicht hinreißen, war kein Enthusiast. Die Revolution nahm ihn nicht restlos in Anspruch.

Sowohl zu der Zeit, als wir die Ansichten der Narodowolzen teilten, wie später, als wir uns zum marxistischen Standpunkte bekehrten, reagierte er auf alles und machte alles mit. Doch in allem, was er tat, lag eine gewisse Trägheit. Während des Weberstreiks ließ er sich eine Zeitlang mitreißen. Als er aber merkte, daß die Flut im Abebben war, erlosch seine Aktivität. Er war übrigens Schmied und arbeitete in der Schmiede seines Vaters. Er war nie in so gedrückter Lage wie ich. Außer den negativen Seiten des Lebens hatte er auch die positiven kennen gelernt . . . Auch anderen Arbeitern merkte man die Abkühlung, das Sinken der Stimmung an. Überall galt es, die Genossen neu zu entflammen und ihre revolutionäre Stimmung zu heben.

---

<sup>1</sup> Nachher hatte Katarina Preiß wohl beschlossen, daß es ein blinder Alarm gewesen sei, und die Druckerei blieb in Lachta.

Der „Kampfverband“ arbeitete ununterbrochen mit vollem Eifer weiter. In den letzten Streiktagen lernte ich Sinaida Pawlowna Newsorowa (Krschyschanowskaja) kennen. Sie brachte mir gewöhnlich die Flugblätter. Mit Unterstützung von Pajanen, P. Winogradow, I. Droschin, Philosophow, Iljin und anderen Arbeitern verbreitete ich sie in den Fabriken an der Wyborger Seite und am Obwodnyj-Kanal.

In den Köpfen der Arbeiter ging während des Streiks ein hartnäckiger Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen vor sich. Die altgewohnte Ehrfurcht vor dem Zaren, den Behörden, den Brotgeber-Kapitalisten rief sie zu der alten Unterwürfigkeit, zu der furchtbaren Sklavenexistenz zurück. Das Neue, das Ungewöhnliche befahl ihnen die Sprengung ihrer Sklavenketten und zauberte ihnen die verlockenden Bilder eines künftigen sinnvollen Lebens vor, in dem das alte Gefängnis zusammenstürzte und eine neue Sonne leuchtend aufging.

Aber noch war das Alte zu mächtig. Einen besonders deprimierenden Eindruck machten die Arbeiterinnen. Aus den dörflichen Lebensbedingungen hinausgestoßen und an die neue, städtische Lebensweise und an die Fabrikarbeit noch nicht angepaßt, mußten sie einer gewissen Demoralisation zum Opfer fallen.

Als ich von S. P. Newsorowa die Flugblätter erhielt, begab ich mich auf die „Wolny-Insel“, wo Woronins Fabrik war. Der junge Besitzer dieser Fabrik spielte in der Petersburger „Fabrikantengesellschaft“ eine hervorragende Rolle. Die im allgemeinen miserablen Lebensbedingungen der Weber waren in seiner Fabrik noch unerträglicher, weil in nächster Nachbarschaft die Fabrik stand, die aus Knochenmehl künstlichen Dünger herstellte und einen unerträglichen Gestank verbreitete.

Um vom Katarinhofer Park auf die „Wolny-Insel“ zu gelangen, mußte man sich über den ziemlich breiten Fluß übersetzen lassen, der jetzt „Jekaterinhofka“ heißt und breiter ist als mancher in Westeuropa; wohl wegen der Breite der Newa nannte man ihn damals bescheiden „Schwarzes Fließchen“.

In der Jolle, in die ich stieg, waren bereits eine Anzahl Weberinnen versammelt, die zur Arbeit wollten, um die Nacht-

schicht abzulösen. In der Fabrik hatten die Arbeiter schon die Waffen gestreckt und die Arbeit wieder aufgenommen. Ich hatte die Flugblätter bei mir, die sie zur abermaligen Niederlegung der Arbeit und zur Fortsetzung des Streiks aufforderten.

Plötzlich fielen mir die unglaublichen, wüsten Schimpfworte auf, die sich die Arbeiterinnen zuwarfen so laut, als ob sie damit prahlen wollten.

„He, Waska, Hundesohn“, schrienen sie, „mach rasch, sonst wird's zu spät.“

Das war die Zeit, wo der unerhört niedrige Arbeitslohn die meisten Arbeiterinnen zur Prostitution zwang. Als die Frauen merkten, daß ich außer dem Bootsführer der einzige Mann auf der Jolle war, fingen sie an zu kichern und mich zu stoßen. „Tanjka, schüttele ihn tüchtig!“ schrienen sie. „Warum steht er da und schweigt wie ein Klotz? Kitzle ihn ein wenig!“

Ich war sehr besorgt um das Schicksal der Flugblätter; ich war so beladen mit ihnen, daß ich sie fallen gelassen hätte, wenn Tanjka, aufgehetzt von ihren Freundinnen, tatsächlich mit dem Kitzeln Ernst gemacht hätte. Sobald wir am Ufer waren, sprang ich hinaus und nahm, so schnell ich konnte, Reißaus, um so mehr als ich hinter mir das Schreien hörte: „Tanjka, halt ihn, laß ihn nicht laufen!“

In Woronins Fabrik kannte ich noch von der Abendschule her den Weber Tscherkunow. Als er die elementar-technische Abendschule beendet und bei Woronin einen kleinen Verwaltungsposten bekommen hatte, verließ er die Fabrikkasernen, siedelte in eine kleine Kammer „für sich“ um und mied mich als einen Menschen, der ihn kompromittieren konnte.

Als aber der Streik begann, ging er gerne darauf ein, Flugblätter zu verbreiten. „Wie geht's?“ fragte ich ihn. „Danke, es geht“, antwortete er. „Ich lebe mit meiner „Schindmähre“ zusammen.“ („Schindmähre“ hieß eine Frau, mit der man in freier Ehe lebte). Die „Schindmähre“ kam bald zum Vorschein. Es war eine sehr hübsche, sympathische junge Frau, eine Weberin.

„Agafja“, sagte Tscherkunow leise zu ihr, als ich ihm erzählte, weshalb ich gekommen war. — „Nimm dem Genossen

die Pfannkuchen ab. Wir wollen sie in der Fabrik verbreiten. Verstehst du?"

Ich erfuhr, daß diese bescheidene Agafja, die niemand kannte, der Revolution große Dienste erwies, indem sie so gefährliche Arbeiten, wie die Verbreitung und das Kleben von Flugblättern ausführte.

In den neunziger Jahren, als die Arbeiterbewegung gerade zu keimen begann, konnte man bei den Arbeitern oft ein brutal-verächtliches Verhältnis gegenüber den Frauen feststellen. Oft hörte man, daß eine Frau diesen oder jenen Arbeiter „verhext“, mit Zaubermitteln an sich „gelockt“ habe. Man sagte nicht, der oder der habe jene gerne, sondern: er habe sie sich „zugelegt“. Ein schönes Mädchen wurde als „Bissen“ bezeichnet.

„Du hast dir aber einen schönen Bissen zugelegt“, sagte man zu einem, der einem schönen Mädchen den Hof machte. Das Wort „Liebe“ kannte ich nur aus Romanen, die ich ja viel gelesen hatte.

Als ich in dieser Nacht nach Hause ging, mußte ich an die jungen Weberinnen denken. Ich war traurig. Ich dachte: Weshalb begleitet mich auf meinem Lebensweg nicht eine so schön gewachsene, schlanke, hübsche Frau wie Agafja? Weshalb nennt sie bloß dieser brutale Dummkopf „Schindmähre“?

Am nördlichen Petersburger Himmel vermählte sich die weiße Juninacht mit der Helligkeit des jungen Morgens. Die Erde badete in dem blassen Dämmerlicht und kam mir unsagbar schön vor.

## Ende des Streiks und Verhaftung

Gendarmen und Polizei boten alles auf, um den „Kampfverband“ und die Gruppe der „Narodnaja Wolja“ zu liquidieren.

Wenn ich ausging, unterließ ich, wie ich glaubte, nicht die geringste Vorsichtsmaßregel. Ich versuchte festzustellen, ob die Polizei mich beobachtete. Ich entdeckte keinerlei Beobachtung, in Wirklichkeit aber war die Polizei hinter mir her. Seit dem letzten Streik wurde ich ungemein geschickt auf Schritt und Tritt beobachtet. Zwar stand niemand meinem Haustor gegenüber, zwar folgte mir niemand auf dem Fuße, wenn ich das Haus verließ. Ich merkte nicht, daß die Agenten der Polizei mich aber aus einem Fenster im zweiten Stock des gegenüberliegenden Hauses fortwährend beobachteten. Wenn ich das Haus Nr. 2/4 verließ, ahnungslos und ruhig die Straße hinunterging, eilte der Polizeispitzel in die parallel laufende Saratowskaja Straße und holte mich ein, entweder an der Ecke des Finnländer Prospektes, wenn ich nach links oder der Klinit-scheskaja Straße, wenn ich nach rechts ging. Diese Beobachtung wurde so geschickt betrieben, daß ich trotz all der Vorsichtsmaßnahmen und Listen, die mir Prijutow beigebracht und die ich stets genau befolgt hatte, nichts davon wahrnahm.

Da ich tagtäglich von einem Arbeiterviertel ins andere laufen mußte, suchte ich die gewöhnlichen Kneipen auf, wie es sie in Petersburg in Unmassen gab. Jede Kneipe hatte zwei Räume, den „Adelsraum“ oder den „sauberen“, und den „schwarzen“ Raum. Für zwölf oder sechs Kopeken bekam man eine Portion Tee. Diese Kneipen benutzten wir zu Rendezvous mit Genossen. Manchmal gelang es uns dort sogar, einem Genossen die Flugblätter zu überreichen. Wenn das Grammophon seine ausgeleierte Melodien spielte, konnte man, ohne gehört zu werden, ungeniert sprechen.

Eines Abends, als ich am Newaquai, unweit der Sampsoniew-Brücke, dem Genossen Schestopalow lebhaft vom Ver-

lauf des Streiks erzählte, bemerkte ich, als ich mich plötzlich umwandte, hinter dem hohen Eisengitter, auf das ich mich stützte und das den Garten und die Villa irgendeines Kapitalisten umgab, einen verkleideten Gendarmen, der zusammengekauert zwischen den uns von ihm trennenden Bäumen und Büschen dahinschlich in der offenbaren Absicht, unser Gespräch zu belauschen. Die Gegend war ziemlich einsam. Man sah kaum einen Passanten. Da wir die ganze Zeit mit dem Rücken zum Garten standen, hoffte er, uns unbemerkt belauschen zu können.

Sein Gesicht wurde plötzlich verwirrt und ängstlich, wie bei einem auf frischer Tat erwischten Verbrecher; sein vorsichtiges Heranschleichen an das Gitter und seine ungestüme Flucht, als er sich entdeckt sah, das alles sprach offensichtlich dafür, daß es ein Polizeiagent war; und ebenso klar war es also, daß wir von der Polizei beobachtet wurden.

Die Sache drohte eine schlimme Wendung zu nehmen. Hastig schloß ich das Gespräch mit Schestopalow ab und nahm von ihm eine ganze Masse eben erst fertiggestellter Flugblätter entgegen; dann gingen wir in verschiedenen Richtungen auseinander, nachdem wir uns verabredet hatten, alle Genossen über unsere Feststellung zu verständigen und alle Maßnahmen zu ergreifen.

Obwohl es bereits gegen Abend war, wäre es Wahnsinn gewesen, mit den Flugblättern nach Hause zu gehen. Es galt, sie so schnell wie möglich einem anderen zu übergeben und irgendwo zu verbergen.

Ich eilte in entgegengesetzter Richtung der Newamündung zu, in die Gegend, von wo aus man hinter dem breiten Wasserspiegel der Newa die Stapelplätze der Baltischen Fabrik sah. Ich kam an die Stelle, wo Netze ausgeworfen wurden, die man dann voller Fische mit Hilfe einer Drehvorrichtung aus dem Wasser zog. Hier war auch die Haltestelle der Jollen, die am Feierabend die Arbeiter von den Baltischen Werken über die hohen Wellenkämme herüberbrachten. Die Sonne war schon fast ganz verschwunden, die Abendröte erlosch langsam, als ich in einem der letzten Boote, mitten in einer Arbeitergruppe Peter Winogradow entdeckte. Er stand auf-

recht im Boot, machte große Bewegungen mit den Armen und schien, wie gewöhnlich, zu agitieren. „He, Petjka, was fuchtelst du da?“ rief eine Stimme vom Ufer. Das war ein Freund von ihm. Petjka wandte sich um und verstummte. Es war höchste Zeit; denn kaum hatte die Jolle am sandigen Ufer angelegt, als eine Abteilung berittener Kosaken an der Straßenecke erschien.

„Auseinandergehen! Keine Zusammenrottungen!“ rief der älteste Wachtmeister, der die Abteilung kommandierte.

„Petjka“, sagte ich zu Winogradow, als wir uns hinter dem Zaun des Geländes der „Französisch-Russischen“ Fabrik vor den Soldaten versteckt hatten, „es steht schlecht, ich werde beobachtet. Vielleicht werde ich noch heute abend verhaftet. Da, nimm diese Flugblätter. Versteck sie vorläufig und gib sie dann dem Feldscherow oder Iljin oder Ladonkin für die „Neue Baumwollspinnerei.“

„Auch meine Sache steht nicht gut“, sagte Winogradow, während er die Flugblätter gleich an Ort und Stelle im Fabrikhof unter einem Haufen alter Ziegelsteine versteckte. — „Der Meister hat mir heute gekündigt. „Sei nur froh“, meinte er, „daß man dich nicht verhaftet hat. Du hetzest die Arbeiter auf.“ Was meinst Du? Ich möchte nach Odessa oder Jekaterinoslaw fahren. Ich will dann dort arbeiten, denn, wenn du hier verhaftet wirst, entgehe ich auch nicht dem Gefängnis.“

Die Kosaken waren längst davon geritten. Wir gingen wieder zu der Fischercistelle. Sie war menschenleer. Die Abendschatten wurden immer dunkler. Wir trafen M. Pajanen, der uns erzählte, daß der Streik überall zu Ende gehe, daß aber die Arbeiter, die die Arbeit wieder aufnahmen, sich nicht besiegt fühlten. Sie hatten jetzt ihre eigene Kraft erkannt und mit Hilfe des „Kampfverbandes“ den richtigen Weg gefunden, der zum Ziele führte.

„Verhaftet man dich, dann blüht das auch mir“, sagte Pajanen. „Also, leb wohl, Alexander. Jetzt ist es Abend. Ich glaube aber, daß wir den Morgen erleben werden. Sogar mein alter Vater sagt, einen solchen Streik hätte er den russischen Arbeitern nicht zugetraut. Dieser Streik bedcutet für uns Arbeiter den Beginn eines neuen Lebens . . .“



Es war schon dunkel, als ich mich in einer Jolle über die Newa übersetzen ließ. Ich wollte dann, auf Umwegen, über den Wassiljewski Ostrow nach Hause gehen.

Ich war eben mitten auf dem Fluß; die Ruder knirschten, das Wasser klatschte am Boot; hinter der weiten Wasseroberfläche, dort, wo das Meer begann, ging der Mond auf . . . Mein Herz war ganz beklommen vor Traurigkeit. „Bald, bald, werde ich im Gefängnis wie in diesem düsteren Wasserabgrund verschwinden, bald wird es mich in seinem Rachen verschlingen. Wer weiß, ob ich euch, meine Genossen, je wiedersehe . . . . . Aber ich habe ja längst beschlossen, alles zu opfern und mein Leben hinzugeben. Ob ich in ein Gefängnis oder auf den Galgen komme, was liegt daran?“

Ich ging an der Baltischen Fabrik auf dem Nikolaus-Quai vorbei, passierte die Nikolausbrücke und setzte mich müde auf eine granitne Bank gegenüber der Kunstakademie. Längst war es Nacht geworden. Die Festungsuhr schlug bereits Mitternacht. Ich war ganz erschöpft, ich spürte ein Sausen in den Ohren und Kälte im Rücken. Nachdenklich beobachtete ich den Himmel, die schwach blinkenden Sterne und das rätselhafte Gesicht der Sphinx, die von oben auf mich herabsah.

Dieses Gesicht erzählte mir von einer langen Reihe Jahrhunderte, von den Zeiten, da die ägyptische Zivilisation von der griechischen und römischen abgelöst wurde, da die Peitsche des Sklavenaufsehers sauste, da der gekettete Sklave Pyramiden, da er griechische und römische Tempel baute, von dem Mittelalter mit seinen gothischen Domen. Unter dem Joch der Sklaverei mußte einem denkenden Menschen die Zukunft genau so rätselhaft vorkommen wie dieses Sphinxgesicht.

Auch mir war das Leben damals, als ich mich von Gott lossagte, genau so geheimnisvoll vorgekommen, wie diese Sphinx. Doch dann hatte mir die Lehre von Marx die Erklärung gegeben für den Sinn des Lebens. Unser Streik hatte gezeigt, daß eine neue Klasse im Entstehen war, die alles Alte und Morsche niederreißen, die die Leiden der Millionen Unterdrückten rächen und eine neue Gesellschaft aufrichten sollte, in der es keine Sklaven mehr gab.

Ich, ein einfacher Arbeiter, mußte mich glücklich schätzen, Zeitgenosse einer Epoche zu sein, in der das Niederreißen des Alten begann. Mag man mich verhaften! Der unerbittliche Rächer ist erstanden, und unsere Sache wird nicht untergehn.

Gegen zwei Uhr nachts kam ich nach Hause und versank in einen schweren, bleiernen Schlaf. Von schrillum Klingeln halb aufgeweckt, hörte ich, wie eine Masse Polizeiagenten ins Zimmer stürmte, wie der dicke Revieraufseher mich auf seinen Armen aus dem Bette hob, in eine Ecke stellte und brüllte: „Rühr dich nicht, du Schuft!“ Die Schutzleute und Geheimpolizisten begannen mein Zimmer zu durchwühlen. Meine Mutter stand in einer Ecke und weinte. Mein elfjähriger Bruder Pawel sah fragend zuerst mich, dann die Polizei an . . .

„Ihr Name?“ fragte der Gendarmerieoberst, der die Haus-suchung leitete.

„Wenn Sie mich zwingen, unbekleidet in der Ecke zu stehen und wenn Ihre Untergebenen mit den Beleidigungen fortfahren, bekommen Sie von mir kein Wort heraus.“

„Seien Sie höflicher gegen den Verhafteten,“ sagte der Oberst. „Und Sie, Herr Schapowalow, ziehen Sie sich an; wir müssen Sie verhaften.“

Man brachte mich in das Gebäude der politischen Polizei. Am Morgen, als es hell wurde, schaffte man mich in die Peter-Pauls-Festung. Für zwei Jahre schloß sich das schwere Gefängnistor hinter mir. Und dann kamen drei Jahre Sibirien..

II

IN DEN ZAREN - GEFÄNGNISSEN  
JUNI 1896 BIS FRÜHJAHR 1898



## Die Trubezkoi-Bastion der Peter-Pauls-Festung

Wäre es in jenen düsteren Zeiten, als Rußland noch unter dem Joch des Zaren schmachtete, jemandem gelungen, unbeobachtet von der Wache in die Korridore des Gefängnisses für Staatsverbrecher, in die Trubezkoi-Bastion, einzudringen, er wäre erstaunt gewesen über die Grabesstille, die da herrschte. So still kann es tatsächlich nur im Grabe sein.

Selten, ganz selten klirren die Sporen des Gendarmen, der langsam von Türe zu Türe über den Korridor schleicht; manchmal klirren die Schlüssel in seiner Hand; manchmal dröhnen die schweren Schlösser einer Türe, die geöffnet wird. Dann senkt sich wieder die Lautlosigkeit des Grabes auf das Gefängnis herab.

Und dennoch ist das Gefängnis von eigenartigem, gegen die Unfreiheit sich auflehnendem Leben erfüllt. Wenn man das Ohr dicht an die Türe einer Zelle legt, wenn man das „Auge“ hochschlägt, dann hört man, dann sieht man, daß der Gefangene hastig in der Zelle auf und ab geht, aus einer Ecke in die andere rast. So ruhelos bewegt sich nur der Vogel in seinem Bauer. So ruhelos rast nur das gefangene Tier in seinem Käfig hin und her.

Nicht umsonst vergleicht man die Kasematten der Peter-Pauls-Festung mit einem Grabgewölbe, mit einem Sarg. Wie eng, wie unerträglich eng ist es in diesem steinernen Sack...! Wie drückend sind diese Wände, wie drückend das Gewölbe der Decke! Wie peitscht das verrostete Eisengitter den Haß auf! Wäre doch nur die ersehnte sozialistische Ordnung da! Dann gäbe es weder zaristische Richter noch Gefängnisse, weder Armeen noch Kriege, noch die Unterdrückung des Menschen durch den Menschen mehr.

Das waren meine Gedanken, während ich durch die Zelle raste. Ich glaubte zu ersticken... Verzweiflung packte mich. Wie gerne möchte ich diese verhaßten Mauern sprengen, die-

ses Gitter zertrümmern, um frei zu sein. Doch die Mauern sind unerschütterlich. Das Gitter ist dick. Die Wache ist auf der Hut. Alles umsonst. Hier gibt es kein Entrinnen.

Unwillkürlich strengte ich mein Gedächtnis an, um genau festzustellen, wie das alles gekommen war. Die Petersburger Sommernacht ist kurz. Der Gendarmerieoberst schloß das Protokoll ab. Die Zeugen unterzeichneten es. Und schon leuchtete die klare Morgensonne wieder. Die Sonnenstrahlen strömten durchs Fenster in das Zimmer, das ich mit Mutter und Bruder bewohnte, und in dem eben die Haussuchung zu Ende ging; sie beleuchteten das Gesicht meiner greisen Mutter und meines Bruders, die beide forschend und staunend mich, die Gendarmen, den dicken Wachtmeister und die Spitzel betrachteten. Ich las in ihren Augen Verwunderung, Angst vor der Zukunft, Vorwürfe und demütige Ergebenheit gegenüber dem Unvermeidlichen, das plötzlich über sie hereingebrochen war. Bald war alles zu Ende. Man führte mich in den Hof. Ich umarmte stürmisch meinen Bruder und küßte meine Mutter.

„Leb wohl, Mutter! Nichts zu machen! Freiwillig hätte ich dich nie verlassen. Jetzt aber führt man mich von dir weg!“

Schon sind wir auf der Straße, wo uns ein Wagen erwartet. Die Häuser, der Hof, die Straßen, alles war in das goldene Licht des frühen Morgens getaucht. Die letzten Augenblicke in der Freiheit, der traurige, graublaue Petersburger Himmel, die eilenden Wolken, der unaufhaltsame, wilde Lauf der Newa, die von der Sonne überfluteten Häuser und Dächer, das alles erschien mir unendlich schön. Meine Augen konnten sich nicht losreißen. Immer und immer wieder richteten sie sich zu dieser lichten Bläue des Himmels, zu dieser Sonne, immer und immer wieder sog die Brust die Luft der Freiheit gierig zum letzten Male ein.

Im Tor jammerte und weinte meine Mutter und rief mir immer wieder ihr Lebewohl zu. Ich sah, wie die Pförtner sie gewaltsam ins Zimmer zurückführten.

Und nun war es mit meiner Freiheit zu Ende. Mit einer Handbewegung wies mich der dicke Revieraufseher zur Droschke. Ich nahm Platz. Doch ich mußte mich ganz dicht

zur Seite drücken. Der Polizeioffizier war so dick, daß er fast den ganzen Sitz einnahm. Damit ich nicht herunterfiel und nicht fliehen konnte, packte er mich mit seiner Hand, deren Finger kurz und dick waren, und drückte mich fest an sich. Mit der anderen hielt er den Revolver und den Säbel fest. Wir fuhren über die Klinitscheskaja-Straße, über den Newaquai zur Liteiny-Brücke. Der Offizier schwieg. Sein rotes, dickes Gesicht verriet kein Mitleid. Es war stumpfsinnig und grausam. Da er wegen der nächtlichen Haussuchung um den Schlaf gekommen war, hatte er es jetzt sehr eilig, mich loszuwerden und im Gefängnis abzuliefern. Wahrscheinlich fühlte er, daß ich ihn haßte, denn jedesmal, wenn ich ihn ansah, wandte er sich ab. Da saßen wir nebeneinander und waren doch so grundverschieden: Er fett und dickhäutig, ich mager, eingefallen und nervös zerrüttet. Dauernd quälte mich der Gedanke: Vielleicht haben sie in der Wohnung doch irgendein von mir vergessenes Stück Papier mit einer Adresse oder einem Namen darauf gefunden, irgendetwas, was die Polizei auf eine Spur bringen könnte, zum Schaden der Genossen, die nicht verhaftet sind und unsere so erfolgreich begonnene Arbeit fortsetzen? Ich konnte die Mienen meiner Mutter und meines Bruders, ihre erstaunten und vorwurfsvollen Blicke nicht vergessen. Was erwartet sie? Welches Leben werden sie ohne mich führen? Wer weiß, ob sie die Not nicht schon in einem Monat zum Betteln zwingt, ob nicht das Gespenst des Hungers mit all seinen Schrecknissen drohend vor ihnen aufsteigen wird? Meine Mutter, eine alte Frau, hatte kranke Beine, und mein Bruder war erst elf Jahre alt.

„Wenn man fliehen könnte!“ Dieser Gedanke bohrte unaufhörlich in meinem Gehirn. Wir fuhren die lange Liteiny-Brücke mit ihrem hohen Geländer entlang. Unter uns rauschten die Wellen; Fischer warfen schon ihre Netze aus; Schlepper piffen durchdringend und zogen mit wuchtiger Kraft Karawanen von Barken; Menschen gingen auf der Brücke, und knarrend zogen schwerbeladene Lastwagen vorbei. Ich sah mich um. Der dicke Revieraufseher, als hätte er meine Absicht erraten, packte mich fester. Es war unmöglich, vom Wagen zu springen, hinter den Lastwagen Deckung zu finden

und in der Menge zu verschwinden. Ueberall, an allen Straßenecken standen Schutzleute, jeden Augenblick bereit, ihm zu Hilfe zu kommen.

Bald bogen wir auf den granitnen Newaquai ein und fuhren an den Palästen vorbei. Der Arm des Polizeioffiziers klemmte mich immer fester. Endlich ging es in die Gorocho-waja-Straße, wo das Ochrana-Gebäude war.

„Also — Schluß!“ dachte ich. „Kein Zweifel mehr. Ich bin aus der Front ausgeschieden und wie ein Soldat im Kampf festgenommen.“

Zwei Riesenkerle von Schutzleuten standen vor dem Eingang des Gebäudes. Einige Spitzel in Zivilkleidung gingen davor auf und ab. Sobald die Droschke hielt, umringten sie uns. Neugierig und voller Schadenfreude betrachteten sie mich. Ihre frechen Augen schienen zu sagen: „Aha! Siehst du wohl! In Zukunft wirst du dich hüten, dich aufzulehnen, Aufruhr unter die Arbeiter zu säen und Streiks zu organisieren. Jetzt haben wir dich! Das wirst du spüren!“

Inzwischen stieg der Reviervorsteher schwerfällig aus der Droschke, befahl mir auszusteigen und führte mich in das Gebäude.

Wir durchschritten einen Durchgangsraum, wo eine Anzahl Schutzleute Wache hielt, stiegen in den zweiten Stock und traten dort in ein Büro. Hinter dem Tisch erhob sich ein Beamter von großer Gestalt, mit einem blassen, ziemlich intelligenten Gesicht, dessen Gesamteindruck aber die gemein dreinblickenden, frechen, unruhigen Augen verdarben.

„Aha, endlich!“ rief er, als er die Papiere durchflog. „Endlich haben wir Sie! Es war höchste Zeit! Wir haben Sie schon lange beobachtet. Wir kennen alle Ihre Heldentaten!“

Ich schwieg düster.

„Was wurde bei der Haussuchung gefunden?“ fragte er den Reviervorsteher, der ehrfurchtsvoll vor ihm stramm stand. „So, so,“ sagte er, als er den Bericht angehört hatte. „Führt ihn auf Nummer Sieben . . . Nikiforow, geh mit!“

Zwei Schutzleute begleiteten mich durch allerlei Korridore. Wir kamen an einem großen Saal vorbei, links vom Korridor; er war voller Spitzel, die wohl in Erwartung von „Arbeit“ die



ganze Nacht durchgewacht hatten und jetzt auf und ab gingen, rauchten oder am Tisch saßen und Schach spielten. Dicke Rauchwolken hingen in der Luft.

Man führte mich in ein winziges Zimmer ohne Tisch, Stuhl, Bett. Sobald die Türe zugeschlagen, das Schloß abgesperrt war, fühlte ich, daß ich etwas ungeheuer Wertvolles, etwas ungeheuer Wichtiges, ohne das man nicht leben kann, ohne das man ersticken muß, verloren hatte: Die Freiheit.

Trotzdem ich ganz gebrochen, ganz niedergeschlagen war, begann ich sofort nachzudenken, ob es nicht möglich wäre, aus dem Gefängnis zu fliehen. Ich klopfte an die Tür. „Was gibt's denn?“ fragte der Schutzmann, der sie aufschloß. — „Ich möchte austreten“, sagte ich. Er führte mich durch den Korridor und zeigte auf eine kleine Türe. Seine Schritte entfernten sich. Die Tür hatte er hinter mir nicht abgeschlossen. Mein Herz schlug heftig. Vorsichtig öffnete ich; als ich aber hinaus sah, stand der Schutzmann am Ende des Korridors, in dem sich außerdem noch zahlreiche Spitzel und Gendarmen herumtrieben. Nein, es gab kein Entfliehen.

Mindestens zwei Stunden, nachdem man mich zum zweiten Male eingesperrt hatte, knarrte das Schloß wieder; die Türe ging auf und man führte mich an dem Saal mit den Spitzeln vorbei in den inneren Hof zurück, wo ein Gendarmerieoffizier in hellem Offiziersmantel und ein langer Gendarmerieunteroffizier, der übrigens wie ein Ukrainer sprach, neben einem Wagen warteten. Die Wagentüre wurde sofort geöffnet, und der Unteroffizier stieg ein. Ich mußte mich neben ihn setzen. Er faßte mich sofort um die Hüften. Der Offizier setzte sich uns gegenüber. Die Fenstervorhänge wurden zugezogen, und der Wagen setzte sich mit klapperndem Geräusch in Bewegung. Der Gendarmerieoffizier, ein noch junger Mann von etwa dreißig Jahren mit gutmütigem Gesicht, das noch nicht die häßlichen Spuren seines schändlichen Handwerks trug, öffnete ein Zigarettenetui, nahm sich eine Zigarette und bot auch mir eine an mit den Worten: „Rauchen Sie auch?“ — „Danke, nein. Ich rauche nicht.“ Unwillkürlich entfuhr mir genau das, was ich in diesem Augenblick dachte: „In was für einer gemeinen Zeit wir doch leben!“

Der reckenhafte Gendarmerieunteroffizier, frappiert durch meinen freimütigen Ton, sah mich erstaunt und vielsagend an.

„Warum ist denn unsere Zeit so besonders gemein?“ fragte nicht minder erstaunt der Offizier.

„Darum“, antwortete ich, „weil man solche Arbeiter wie mich verhaftet. Was hab ich getan? Bin ich etwa ein Verbrecher? Seh ich wie ein Verbrecher aus? Ich habe nicht nur keinen Menschen beraubt oder totgeschlagen; Sie werden, wie sehr Sie sich auch Mühe geben werden, keinen Flecken an meiner Vergangenheit finden, der Ihnen erlauben würde, zu behaupten, daß ich kein ehrlicher Arbeiter bin. Ich habe stets das Gute, nur das Gute angestrebt.“

Nichts führt so sicher zum Siege wie die bedingungslose Hingabe an die großen Ziele der Befreiung der Arbeiterklasse und der ganzen Menschheit; dieser großen Sache haben sich ganze Generationen russischer Sozialisten gewidmet, von denen viele im Kampf mit dem Zarismus gefallen sind. Und dieser Kampf der Revolutionäre, die untergegangen waren, hatte dazu geführt, daß die Gendarmen in den zaristischen Gefängnissen sich doch nicht alles erlauben durften. Sie waren gegen ihren Willen oft gezwungen, sich vor den hohen moralischen Eigenschaften der Revolutionäre zu beugen.

Ich mußte daran denken, wie mich genau ein solcher Gendarmerieoffizier ohne jeden Grund beleidigt und mit groben Worten verhöhnt hatte, als ich vor noch gar nicht langer Zeit von der Gendarmerieverwaltung der Eisenbahn vorgeladen war. Damals war ich einsam und schutzlos. Und der Offizier hatte das gespürt. Er hatte sich alles erlauben können. Jetzt war es anders. Jetzt war ich Revolutionär. Ich gehörte zu denen, die wie Tiere von den Gendarmen gejagt, gewaltsam festgenommen, ins Gefängnis gesteckt wurden, die man aber fürchtete und ganz im Verborgenen achtete. Ich sah, wie der mir gegenüber sitzende Gendarmerieoffizier es nicht nur nicht wagte, mich mit wütenden, unflätigen Schimpfworten, die einem Gendarmen so naheliegen, zu überfallen, sondern im Gegenteil, er fing an, einschmeichelnd und mit freundlicher Stimme zu mir zu sprechen. Als er merkte, daß ich mich be-

mühte, durch die unverhängt gebliebene Fensterecke auf die Straße zu sehen, zog er den ganzen Vorhang zurück.

„Sie idealisieren unser einfaches russisches Volk zu sehr“, sagte er, „unseren gemeinen Bauer, der mit dem Finger in der Nase bohrt, sich den Bauch mit der Pfote kratzt, sich auf die Erde schneuzt und „Wat?“ sagt; den versoffenen russischen Fabrikarbeiter, der sich betrunken im Straßengraben wälzt, verwechseln Sie mit dem Pariser Arbeiter. Kann man denn diesem rückständigen, halbwildem Volke eine Konstitution geben? Das wäre undenkbar!“

Ich sagte kein Wort mehr. Es wäre weder klug noch ungefährlich gewesen, mit ihm zu streiten. Es ist ja die bekannte Art der Henker, Aussagen durch Folterungen und Qualen oder durch anscheinende Güte, Freundlichkeit und Höflichkeit zu erpressen.

Ohne zu antworten, sah ich durchs Fenster. Wir fahren immer weiter. Vom Newaquai bogen wir auf die lange Troitzki-Brücke ein, die damals noch aus Holz war und auf Barken ruhte; dann fahren wir den Kronwerker Prospekt entlang. Jetzt begriff ich, daß man mich in die Peter-Pauls-Festung brachte, von deren Schrecknissen die Arbeiter so viel erzählten. Von Prijutow und anderen wußte ich, daß zwischen ihren entsetzlichen Mauern stolze und mutige Revolutionäre schmachteten, die den Kampf um die Freiheit, um die Befreiung der Arbeiterklasse, um den Sozialismus aufgenommen hatten.

Wir fahren in das Tor ein, über dem noch die alte Aufschrift „Johannstor“ erhalten war, ein Andenken an die Grausamkeit der Zaren, die, wenn sie miteinander um den Thron kämpften, d. h. um das Recht, das russische Volk zu bedrücken und auszuplündern, sich gegenseitig in die Kasematten der Festung steckten. Ich erinnerte mich an das tragische Schicksal Iwans VI., den man hinter diesen Mauern hatte Hungers sterben lassen. Inzwischen fuhr der Wagen schon durch den Festungshof, an Soldaten vorbei, die eben aus der Kaserne herausgestürzt kamen und sich in militärischer Ordnung aufstellten, am Peter-Pauls-Dom vorbei, wo die russischen Zaren,

diese Despoten, begraben werden, an dem Münzhof vorbei, in den sich die Arbeiter gerade zur Arbeit begaben.

Endlich hielt der Wagen vor dem Eisengitter der Wachtstube. Ein Posten hielt uns an, prüfte den Durchlaßschein und ließ uns passieren. Durch einen engen Gang gelangten wir in die Wachtstube; zu beiden Seiten des Ganges waren Bretterkojen angebracht, in denen Soldaten der Festungsgarnison in voller Kleidung lagen. Beim Eintritt des Offiziers erhoben sie sich. Die Luft war unerträglich dick, voller Menschengedünstungen. Hier kann ich unmöglich fliehen, mindestens zwanzig Soldaten bewachen den Ausgang, dachte ich. Wir passierten den Gang, und dann war die Gefängnistür vor uns. Wie ein Ungeheuer öffnete es seinen Schlund und verschluckte mich für viele, viele Monate. Als wir durch die unteren Korridore gingen, erbebte ich bei dem Gedanken, man könnte mich in eine Zelle der untersten Etage stecken. Sie standen alle offen. Ewige Feuchtigkeit und das ewige Halbdunkel eines Kellers herrschten da, denn die Fenster stießen an die Festungsmauer und kein einziger Sonnenstrahl drang durch.

Zum Glück gingen wir in den oberen Stock, wo es weniger feucht und etwas heller war. Auch hier waren nicht alle Zellen besetzt. Zwischen je zwei bewohnten Zellen war die dazwischenliegende leer, und ihre Türe stand offen. In eine solche führte man mich. Zusammen mit dem Gefängnisvorsteher, einem graubärtigen, langen Obersten (namens Lesnik), traten der Gendarmerieoffizier, zwei Aufseher und zwei Gendarmen in die Zelle ein.

Es fiel mir auf, daß einer der letzteren unaufhörlich den Kopf schüttelte, als hätten die Schrecken, die er hier mitangesehen hatte, seine Nerven zerrüttet und ihm die Schüttelkrankheit eingebracht. Später erfuhr ich von der Revolutionärin Ludmila Wolkenstein, die zur „Narodnaja Wolja“ gehörte und, bevor sie als Verbannte nach der Insel Sachalin kam, aus der Schlüsselburger in die Peter-Pauls-Festung gebracht wurde, daß dies derselbe Gendarm war, der durch sein ewiges Spähen durchs Guckloch die Gefangenen marterte. Deswegen hieß er „der böse Gucker“. Wie ich von anderen erfuhr, verliebte er sich einmal so stark in eine politische Gefangene, daß

er ihr Briefe aus der Freiheit überbrachte. Es ist möglich, daß die Hinrichtung dieser Gefangenen durch den Strang so auf ihn gewirkt hatte, daß er davon seine Schüttelkrankheit bekam.

Die Aufseher in dunkelgrünen Uniformen der Festungsinfanterie hatten die Schlüssel der Gefängniszellen; sie öffneten und schlossen die Türen und die kleinen Fensteröffnungen der Zellen. Sie bewachten die Gefangenen. Die Gendarmen brachten Teewasser, Mittagessen, Abendbrot, Bücher, Briefe usw. und sprachen mit den Gefangenen, wenn es notwendig war. Sie hatten die Pflicht, darauf acht zu geben, daß nicht das geringste Lebenszeichen von draußen her ins Gefängnis eindrang, daß die Gefangenen nicht die geringste Nachricht bekamen.

Ein eisernes, an den Fußboden geschmiedetes Bett mit einer Stroh- und einer Roßhaarmatratze, davor ein eiserner, an die Mauer geschmiedeter Tisch, das waren die einzigen Einrichtungsgegenstände der Zelle.

Ich trat in die Zelle, die für lange Zeit meine Wohnstätte werden sollte, und setzte mich, da ich müde war, automatisch hin. „Aufstehn!“ sagte leise und streng der Gefängnisvorsteher. „Sie sind hier nicht zu Hause. Hier ist kein Gasthof. Hier ist ein Gefängnis. Sie sind Gefangener. Nach dem Gefängnisreglement dürfen Sie in Gegenwart des Gefängnisvorstehers nicht sitzen, sondern müssen stehn. Ziehen Sie sich aus. Sie bekommen Gefängniskleidung.“

Als ich ausgezogen war und nackt vor ihnen stand, untersuchten die Aufseher und einer der Gendarmen meine Kleider und Stiefel, um festzustellen, ob nicht ein Zettel, ein Stück Blei, eine kleine Feile zum Durchfeilen des Gitters zu finden wäre. Zwei andere untersuchten mich selber vom Kopf bis zu den Sohlen, meine Haare, meinen Mund usw. Einer von ihnen packte mich, drehte mich plötzlich mit unglaublicher Geschicklichkeit so um, daß meine Beine nach oben standen und betastete flink die Stelle, auf der man gewöhnlich sitzt, um sich davon zu überzeugen, ob nicht einer der erwähnten Gegenstände da verborgen wäre. Erst nach dieser sorgfältigen Körperuntersuchung gab man mir den Befehl, die Gefängniskleidung anzuziehen. Sobald ich die Wäsche, die Strümpfe, den abgeschabten blauen Hausrock und die ausgetragenen

Pantoffeln an hatte, die mir alle nicht paßten und um meinen Körper schlotterten, empfand ich sofort die Macht dieser Kleidung und der ganzen Umgebung. Der Gefängnisvorsteher stellte sich in Positur, erhob seine rechte Hand und sagte streng:

„Sie sind hier im Gefängnis. Sie sind hier Inhaftierter. Hier gilt die Regel: Man darf weder sprechen noch klopfen noch singen noch an den Wänden kritzeln noch auf die Bücher aus der Bibliothek etwas schreiben. Jedes Vergehen gegen diese Regeln wird bestraft mit Entziehung von Büchern, mit dem Verbot, Besuche zu empfangen und den Spaziergang zu machen. Genügen diese Maßnahmen nicht und vergehen Sie sich noch weiter gegen das Reglement, dann bekommen Sie Dunkelarrest, Zwangsjacke, Fesseln. Und so weiter. Ich hoffe, Sie werden sich gut aufführen und keinen Anlaß zu solchen Maßnahmen geben. Auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn!“ antwortete ich fast automatisch. Als sie die Türe hinter sich schlossen und ihre Schritte im Korridor verhallten, umging mich jene niederdrückende Gefängnisstille, jene Grabesstille, durch die sich die Peter-Pauls-Festung auszeichnete.

Ich stand noch lange wie versteinert da und sah mit starren Augen auf die geschlossene Türe, auf das Fensterchen darin, durch das man den Gefangenen das Essen hereinschickte, auf das „Auge“ oben darüber, durch das die Gefangenen von der Wache beobachtet wurden; ich stand da, betäubt, niedergeschmettert von all den Ereignissen dieses Tages.

Sehr bald kam mir zum Bewußtsein, wie ungeheuer langsam, wie schleppend und eintönig hier die Zeit verstrich. Jede Minute erschien mir wie eine Stunde, jede Stunde wie eine Ewigkeit. Und plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ich schon lange, lange da stände, in dieser kellerartigen Zelle mit der gewölbten Decke, und vor Müdigkeit verginge.

Ich begann hin und her zu laufen, zu rasen. Dann wurde die Müdigkeit ganz furchtbar. Das angestrengte, nervenzerrüttende Leben, das ich in den letzten zwei Jahren geführt hatte, besonders die letzten Monate während des Weberstreiks, die Nächte ohne Schlaf, die revolutionäre Arbeit, das viele Bücherlesen, die angestrengte Arbeit in der Fabrik, die schlechte Ernäh-

rung, das alles machte sich jetzt in diesem Augenblick bemerkbar. Ich fiel aufs Bett, konnte aber nicht einschlafen. Es rauschte und summt in meinen Ohren, fortwährend mußte ich an meine Kameraden denken, die draußen in der Freiheit geblieben waren, die den Kampf fortsetzten und auf ihrem schwierigen revolutionären Posten weiter ausharrten. Da ich sah, daß ich trotz meiner Müdigkeit nicht einschlafen konnte, erhob ich mich wieder und sah mir die Zelle genauer an.

Zu allererst ging ich an die Mauer, in der sich ganz hoch oben das kleine, mit einem dicken Gitter versehene Fenster befand. Durchs Fenster sah man den oberen Teil der dicken, massiven Festungsmauer mit ihren Zacken. Diese war viel höher als das Fenster. Dennoch konnte man, wenn man nach oben schaute, einen Fetzen graublauen Himmels sehen. Ganz hoch dort oben eilten die Wolken. Dort oben, in der blauen Unermeßlichkeit durchschnitten die flinken Lerchen die Luft. Dort flogen Tauben, Elstern und die Krähen mit ihren ungeschickt flatternden Flügeln. Von dort kamen, wenn auch undeutlich und verworren, die Geräusche des Lebens. Dort war die Freiheit, die herrliche Freiheit!

Die von der Festungsmauer zurückgeworfenen Sonnenstrahlen bildeten einen goldigen Fleck an der Wand meiner Zelle. Im Gitter hatte eine Spinne ihr Netz gewoben. Ich hörte das hilflose Summen einer Fliege, die sich im Netz verfangen hatte. Sie tat mir leid; ich wollte sie befreien, denn auch ich war ein Gefangener. Aber das Fenster lag zu hoch. Ich versuchte auf den Zehenspitzen hinzugelangen; es ging aber nicht. Ich machte Sprünge, um das Gitter mit der Hand zu erreichen. Doch plötzlich fühlte ich, daß ich von hinten beobachtet wurde. Als ich mich umwandte, sah ich ein spähen-des Auge in der kleinen Fensteröffnung. Mit ungeheurem Getöse, das mich aufschreckte, wurde der Riegel des Fensterchens zurückgeschoben, der Gendarm öffnete es und donnerte mich an: „Was soll das? Sie dürfen nicht nach dem Fenster springen. Sonst kommen Sie in die Dunkelzelle!“

Das Bewußtsein, daß jeder meiner Schritte beobachtet wurde, drückte mich noch mehr nieder. Ich versuchte nicht

mehr, nach dem Fenster hochzuspringen. Es war ohnehin unerreichbar für mich. Aber den Fetzen Himmel zu bewundern, am Tage, wenn alles im Sonnenlicht strahlte, nachts, wenn der dunkelblaue, fast schwarze Abgrund voller glänzender Sterne war, oder wenn die ganze Erde in zauberhaftes Mondlicht getaucht war, das wurde die einzige Freude meines Gefängnisdaseins.

Langsam vergingen die Stunden und Tage. Jede Viertelstunde schlug die Gefängnisuhr, die Grabesstille für einen Augenblick verscheuchend, jede Stunde spielte diese Uhr eine kirchliche Melodie.

Dieses Schlagen der Uhr, diese Melodie, machten auf den Gefangenen einen furchtbaren, deprimierenden Eindruck. Als hätte man das absichtlich ausgeklügelt, um ihm das Gefängnisdasein zu verbittern, um ihn die langsam dahinschleichende Zeit noch drückender empfinden zu lassen. Dieses Schlagen der Uhr konnte ich kaum vertragen. Wenn dagegen ein Teil des Fensters geöffnet wurde, war ich begeistert und genoß die Geräusche, die von der Freiheit da draußen zu mir kamen. Das Klingeln der Straßenbahn, die Piffe der Lastdampfer, das Schreien und Rufen der Matrosen, die die Barken und Flöße lenkten, das alles war für mich hinreißende Musik. Nachts, wenn es stiller wurde, glaubte ich mit meinem gespannten, geschärften Gehörsinn zu vernehmen, wie die Newawellen auf ihrem Wege nach dem Westen, zum Finnischen Meerbusen und zu dem Warjäger-See an den Festungsmauern rauschten.

Immer wieder ging ich in Gedanken alles durch, was sich während der Haussuchung, während der Fahrt zur Polizei und zur Festung ereignet hatte; dann sagte ich zu mir: „Sei auf der Hut! Nimm dich in acht! Du bist ganz allein unter grausamen Feinden; es sind ihrer viele. Sie, diese Feinde der Arbeiterklasse, sind sehr listig; du mußt verdammt aufpassen. sprich kein Wort zu viel. Gib dir keine Blöße. Sie sind zu allem fähig, um aus dir herauszuholen, was nur möglich ist.“

Ich sah in Gedanken die Genossen Prijutow, K. Preiß und die anderen. Sie waren die Standhaftesten von uns allen, die nie etwas verraten hätten, die beim Verhör unerschütterlich wie Felsen geblieben wären.



## V e r h ö r u n d G e f ä n g n i s

Als ich in der Fabrik an der Drehbank stand, raubten mir der Metallstaub und die stickige, schlechte Luft der Werkstatt jeden Appetit. Wenn ich dagegen Arbeit suchte und deshalb viel Zeit im Freien zubrachte, besserte sich mein Appetit; in solchen Fällen aber hatte ich meistens kein Geld und mußte mich durchhungern. Im allgemeinen ernährte sich der großrussische Arbeiter und Bauer viel eintöniger und schlechter als seine Brüder in Südrußland. Die Ernährung wurde noch verschlechtert durch die Unfähigkeit meiner Mutter, die gekauften Lebensmittel schmackhaft zuzubereiten. Koteletts und ähnliche Speisen sah ich bloß, wenn ich an Restaurants vorbeiging, wo die Reichen beim Essen saßen.

Es war darum kein Wunder, daß mir das Essen in der Peter-Pauls-Festung viel besser schien, als das Essen, das sich damals ein Petersburger Arbeiter leisten konnte. Die Suppe war unvergleichlich schmackhafter als die Kohlsuppe, die meine Mutter kochte; die zwei in Fett schwimmenden Koteletts wirkten auf mich derart, daß ich, sobald ich dem Gendarmen das schmutzige Kochgeschirr übergab, von unwiderstehlichem Schlafbedürfnis befallen wurde. Das üppige Essen wirkte auf meinen von der schweren Arbeit und den vielen Entbehrungen erschöpften Körper derart, daß ich nach dem Mittagessen wie betrunken war, meinem Schlafbedürfnis nicht widerstehen konnte und mein Kopf wie von selber auf das Kissen fiel.

Einmal war ich so fest eingeschlafen, daß ich nicht hörte, wie die Tür geräuschvoll aufging und der Gendarm schrie: „Aufwachen! Aufwachen!“ Ich erwachte erst, als er mich energisch an der Schulter rüttelte. Mühsam stand ich auf und als ich, noch halb im Schlafe, hörte, daß er mich aufforderte, ihm zu folgen, fragte ich: „Wohin?“ Wie gewöhnlich bekam ich keine Antwort und folgte nun dem Aufseher, wobei ich mit beiden Händen die Schöße meines Gefängnisrocks hochhielt, um sie nicht auf dem Boden zu schleifen. Unseren Zug beschloß

der Gendarm. Genau am entgegengesetzten Ende des Gefängnisses, neben einem ganz entlegenen Korridor, in einer Zelle, die der meinen aufs Haar ähnelte, saßen der Staatsanwaltsgehilfe Kitschin und der Gendarmerieoberst Schmakow an einem mit grünem Tuch bekleideten Schreibtisch. Ersterer hatte einen Bart und trug eine Brille; er sah etwa zweiunddreißigjährig aus; das Gesicht, die Augen verrieten einen listigen, käuflichen Charakter. Der andere war ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, schon ganz grau. Er hatte ein breites Gesicht, eine breite Stirn und böse, graue Augen. Meinen Gruß erwiderte er nicht, als ich beim Eintreten „Guten Tag“ sagte. Sein aufmerksamer, schwerer Blick war mir sofort unbehaglich. Ich spürte sofort in ihm den geschworenen Feind der Arbeiterklasse. Und ich irrte mich nicht. Das war derselbe Schmakow, den Genosse Bacharew in seiner Broschüre<sup>1</sup> als einen Schüler des Staatsanwalts beim Warschauer Gericht, Schiroda, erwähnt. Schmakow hat mehr als einen Revolutionär zu Tode gequält. Er studierte mich, ohne den grausamen Blick von mir abzuwenden. Der Anfang versprach nichts Gutes. „Nimm dich ja zusammen!“ sagte ich zu mir, als ich die beiden sah.

„Guten Tag, Alexander Isidorowitsch!“ sagte Kitschin mit süßlich höflicher Stimme und durchbohrte mich mit seinen schlauen Augen. „Nehmen Sie bitte Platz.“ Er wies auf einen Sessel.

Bei mir zu Hause kannte ich nur gewöhnliche Stühle und Küchenschemel; in der Fabrik, wenn der Meister nicht aufpaßte, ruhte ich auf einem harten Stück Holz aus. Der Anblick des luxuriösen, weichen, lederbezogenen Sessels, wie ich ihn noch nie gesehen hatte und der mir als eine unerhörte, nur den Reichen zugängliche Kostbarkeit erschien, ermahnte mich, auf der Hut zu sein; ich sah unwillkürlich in diesem Sessel eine heimliche Falle.

Als ich nun in meinem Gefängnisrock unter dem höhnischen Blick Schmakows dasaß, riß ich mich mit größter Kraft innerlich zusammen, denn da hatte ich sie vor mir, die zaristischen Henker, die jeden Revolutionär haßten. Kitschin verhörte

<sup>1</sup> Bacharew: „Wie soll man sich beim Verhör verhalten.“

mich. Er war ein typischer Beamter. Schmakow schwieg und beobachtete mich dauernd aufmerksam. „Sagen Sie mal, wissen Sie auch, wessen man sie beschuldigt?“ — „Nein“, antwortete ich und bemühte mich, möglichst ahnungslos, ja gleichgültig auszusehen. „Ich habe keine Ahnung, weswegen ich verhaftet bin.“ — „So, Sie haben keine Ahnung!“ meinte er und wechselte mit Schmakow einen Blick.

„Dann sagen wir's Ihnen. Sie werden eines schweren Staatsverbrechens beschuldigt. Sie werden beschuldigt, der Partei Narodnaja Wolja anzugehören, an der Schaffung einer verbotenen Geheimdruckerei beteiligt zu sein, dem „Kampfverband“ anzugehören und verbrecherische Proklamationen, die den Weberstreik verursachten, verbreitet zu haben. Bekennen Sie sich schuldig?“

„Nein, ich bekenne mich nicht schuldig“, antwortete ich.

„Soo!“ brummte Kitschin zwischen den Zähnen. „Sie wollen also ihre Schuld nicht bekennen? Soo! Jergin aber kennen Sie doch ganz bestimmt? Das brauchen Sie nicht zu verheimlichen. Sie kennen doch auch Prijutow und Katarina Preiß?“

„Nein. Ich kenne diese Personen nicht und erfahre jetzt zum ersten Male von ihrer Existenz.“

„Wie? Sie gestehen nicht? Sie leugnen? Wir wissen alles! Wir wissen, wie Sie Michail Tulupow in der technischen Schule kennen gelernt haben, wie Sie durch ihn mit Wassilij Prijutow zusammengekommen und wie Sie der Partei „Narodnaja Wolja“ beigetreten sind. Wir wissen alles! Ihre List ist ganz umsonst! Sie werden doch selber zugeben, daß das dumm ist!“

„Ich höre aber von dem allen zum ersten Mal! Ich habe keine Ahnung von irgendwelchen Parteien, Druckereien, von all diesen Personen! Ich weiß nichts von alledem.“

„Hahaha! Er weiß nichts. Er ist unschuldig!“ lachte Kitschin.

„Aber erlauben Sie“, unterbrach ich ihn. „Darf ich wissen, wer Sie sind und wie Sie heißen?“

Meine Frage, die ziemlich entschlossen klang, schien weder dem einen noch dem anderen zu gefallen. Kitschins Gesicht wurde noch listiger und boshafter. Schmakow schwieg. Dieses Schweigen versprach nichts Gutes.

„Das kann ich Ihnen sagen“, antwortete Kitschin. „Das ist Herr Oberst Schmakow, der Untersuchungsrichter, der sich mit Ihrer Sache befaßt; ich selbst bin der Kaiserliche Staatsanwalt Kitschin, das Auge des Zaren. Sie werden schon zur Vernunft kommen und anders mit uns sprechen...! Schreiben Sie.“

Als ich niedergeschrieben hatte, daß ich keinerlei Schuld anerkenne und von den erwähnten Personen nichts wisse, sagte Kitschin: „Sie können gehen!“ Ich erhob mich vom Sessel und wandte mich zum Gehen.

„Warten Sie“, sagte da plötzlich Schmakow, der bis dahin geschwiegen hatte. „Sagen Sie uns, wo haben Sie sich zum letzten Male mit Katarina Preiß getroffen, in der Druckerei auf der Lachta oder in der alten Wohnung, wo Sie, wir wissen das genau, die Druckerei hatten, das heißt am Krjukow-Quai?“

Das war eine mörderische Frage. Sie war darauf berechnet, mich merken zu lassen, daß den Gendarmen tatsächlich fast alles bekannt war.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt“, antwortete ich, wobei ich innerlich erbehte, „daß ich diese Person genau so wenig wie alle anderen kenne. Von einer Druckerei weiß ich auch nichts.“

„Leugnen Sie doch nicht! Wir haben die Druckerei, die „Tante“, wie ihr sie nennt, bereits entdeckt und konfisziert.“

„Ich höre zum ersten Male von der Druckerei und von den Menschen, nach denen Sie mich fragen. Das ist wohl ein Mißverständnis.“

Es fiel mir auf, wie Schmakows Gesicht sich vor Wut verzerrte. Er verlor die Geduld, stampfte mit dem Fuß, daß seine Sporen klirrten und schrie:

„Sie sollen uns kennen lernen! Für Ihre Hartnäckigkeit verweigere ich Ihnen den Besuch Ihrer Mutter, die darum eingekommen ist. Sie werden das noch bereuen! Wissen Sie auch, was Ihnen droht? So an die zwanzig Jahre Katorga oder auch der Galgen.“

„Hören Sie, Alexander Sidorowitsch“, begann Kitschin wieder, „Sie haben doch wohl nun eingesehen, daß uns Ihre ganze Tätigkeit bekannt ist. Es hat gar keinen Zweck, weiter zu

leugnen! Sie tun uns leid. Ich schlage Ihnen vor, alles zu gestehen.“

„Nein, ich weiß nichts, habe nie etwas von einer Druckerei gehört.“

„Wie Sie wollen! Wir haben es gut mit Ihnen gemeint. Sie sind noch ein junger Mann. Um so schlimmer für Sie. Merken Sie sich das. Sie können gehen“, sagte Kitschin.

Ich erhob mich. Der Gendarmerieunteroffizier und der Aufseher, die in strammer Haltung im Korridor vor der Türe warteten, brachten mich in meine Zelle zurück.

Als ich allein war, konnte ich lange nicht zur Ruhe kommen. Ich prüfte in Gedanken das Gespräch nach: Hatte ich nicht zuviel gesagt? Hatte nicht mein Gesicht gezuckt, als Kitschin und Schmakow Fragen an mich stellten, und hatte ich mich dadurch nicht verraten? Ich war unzufrieden mit mir. Es schien mir, daß ich mich schlecht benommen hatte beim Verhör. Außer mir, rannte ich, raste ich aus einer Ecke in die andere, wie ein verwundetes Tier. Es sieht bald so aus, als ob sie alles wüßten! Die Druckerei ist entdeckt, Prijutow und die anderen sind verhaftet. Das ist furchtbar! Und wieder quälte mich die Frage, ob ich mich auch richtig benommen hatte. Vielleicht hatten sie an meinem Gesichtsausdruck, an meinen Augen etwas erraten? Sie hatten mir ja so hartnäckig in die Augen geschaut! O, diese Blicke! Kitschin mit seinen listigen Schlangenaugen! Und dieser kalte, schwere Blick des Zarenknechtes Schmakow! Diese grausamen Henker! „Des Zaren Auge“, wie Kitschin sagte.

„Dich werden wir noch um den Finger wickeln“, sagt der Gendarm

Noch immer saß ich in der Peter-Pauls-Festung. Eintönig und traurig verstrichen die Tage. Ich wußte nicht mehr, wie viele es waren. Um nicht zu vergessen, wie lange ich im Gefängnis saß, machte ich an der Wand kleine Striche. Aber der Gendarm, der mich durchs Guckloch beobachtete, merkte das und wischte sie weg.

Als freier Mann hatte ich viel herumrennen müssen, von einem Ende der Stadt zum anderen. Ich war also an Bewegung gewöhnt; deshalb wirkte das Gefängnis mit seiner Grabesstille besonders niederdrückend auf mich. Sein tötender Einfluß zeigte sich darin, daß mein Gehirn langsam verstumpfte. Meine Nerven waren aufs äußerste gespannt. Beim geringsten plötzlichen Geräusch, bei jedem Zuschlagen einer Türe zuckte ich zusammen. Schrecken faßte mich bei dem Gedanken, Schmalkows verhaßtes, gemeines Gesicht, seine blaue Uniform mit den Gendarmenstreifen wieder sehen zu müssen; immer wieder sah ich ihn in meiner Phantasie sporenklirrend hereintreten als die lebendige Verkörperung der erbarmungslos grausamen Zarengewalt.

Wenn die Tür unerwartet geöffnet wurde und man Fragen an mich richtete, verfiel ich in eine Art Starrkrampf; ich stellte fest, daß ich nicht mehr so schnell wie früher eine Frage beantworten konnte.

Allmählich verschwanden im Gefängnis die dicken, harten Schwielen von meinen Händen; sie wurden so weich, als ob ich niemals schwere körperliche Arbeit gekannt hätte.

Getreu der Lebensgewohnheit des Arbeiters, stand ich früh auf, um sechs Uhr morgens. Ich trank Tee und las fleißig die Bücher, die ich aus der Gefängnisbibliothek erhielt. Irgendwie kam ich auf den vernünftigen Gedanken, täglich zu turnen.

Da ich nach jedem Mittagessen regelmäßig schläfrig wurde, schoß es mir eines Tages durch den Kopf: Vielleicht schütten

die Henker ein Schlafpulver ins Essen? Dieser Verdacht wuchs in mir und wurde allmählich Gewißheit. Da ich nach jedem Genuß von Fleisch unwiderstehlich Schlaf bekam, nahm ich an, daß die Kerkermeister gerade in diese Speise das Schlafpulver schütteten. Von da an ließ ich das Fleisch unberührt.

„Warum essen Sie kein Fleisch?“ fragte mich der Gefängnisvorsteher. „Sie kriegen Offiziersessen, und ich gebe persönlich acht, daß die Speisen gut und schmackhaft zubereitet werden.“

„Ich bitte Sie, mir kein Fleisch mehr zu geben und statt dessen ein Pfund Brot mehr zu gewähren. Ich bin an Brot gewöhnt. Brot ist die Nahrung des Arbeiters. Fleisch schmeckt mir nicht.“

Der Gefängnisvorsteher war sehr erstaunt über diese Bitte. Man vergrößerte meine Brotration; das Fleisch lehnte ich nach wie vor ab. Diese Änderung meines Nahrungsregimes bewirkte, daß ich nach dem Mittagessen nicht mehr so schläfrig war wie früher.

Bald nach dem Verhör wurde ich von einem jungen Gendarmerieoffizier und einem Arzt abermals untersucht; sie nahmen die sogenannten anthropometrischen Messungen an mir vor. Auch das zeigte mir, daß meine Lage ziemlich ernst war und daß die Gendarmen mich wohl noch lange hinter Schloß und Riegel halten wollten. Trotzdem lebte aber eine unbestimmte Hoffnung in mir, daß die Gefängnistore sich bald vor mir öffnen würden und ich wieder die Freiheit begrüßen könnte.

Der erste Monat der Haft verlief verhältnismäßig leicht. Die weiteren wirkten aber sehr schlimm auf mich. Das Gefängnis zerstört den Körper, besonders aber den Geist des Gefangenen. Dennoch fuhr ich fort zu lesen. Ich staunte über den schlechten Zustand der Bücher. Nicht nur einzelne Buchstaben, sondern ganze Worte, ganze Zeilen waren erbarmungslos ausgemerzt. Jemand hatte mit dem Finger die Buchstaben und die Worte so radikal zerstört, daß an vielen Stellen sogar das Papier zerrissen war. Bald wurde mir klar, daß die gefangenen Revolutionäre, vielleicht noch in den siebziger Jahren, mit Hilfe der Bücher untereinander korrespondiert hatten, indem

sie Punkte über die einzelnen Buchstaben setzten; die Gendarmen wußten kein besseres Mittel dagegen, als die großen Werke Gogols, Puschkins, Turgenjews, Shakespeares zu verderben.

Oberst Schmakow dachte nicht daran, mich in Ruhe zu lassen. Er erschien in der Türe meiner Zelle stets, wenn ich ihn am wenigsten erwartete. Er kam allein, ohne den Staatsanwaltsgehilfen, wie das Gesetz es verlangte. Ohne mir guten Tag zu sagen, stolz die Brust vorgestreckt, laut mit den Sporen klirrend und die glasig grauen Augen mit dem schweren Blick regungslos auf mich gerichtet, ging er ohne Umschweife an die Sache heran:

„Also“, begann er gewöhnlich, „gestehen Sie jetzt, daß Sie Prijutow, Kupzow, Kossolobow, Tulupow, K. Preiß usw. kennen?“

Ich antwortete stets: „Nein! Ich kenne sie nicht! Ich weiß von nichts.“ Meistens kam ihm dann der Gefängnisvorsteher Lesnik zu Hilfe. Er verbreitete sich darüber, daß die Gendarmen Mitleid mit mir hätten, da sie wußten, daß ich durch ein Geständnis mein Schicksal mildern könnte; durch Starrsinn würde ich es nur verschlimmern. „Wozu überhaupt diese ganze Propaganda, diese Blättchen, dieser Sozialismus? Rußland ist ein so junges Land, daß es nicht einmal für eine Konstitution, geschweige denn für den Sozialismus reif ist. Das alles nutzt bloß den Feinden Rußlands. Vor allem England, diesem Land, daß uns ein Schnippchen spielen möchte und dessen Werkzeug all diese Sozialisten sind. Rußland ist ein besonderes Land. Das russische Volk ist durch Bande des Blutes mit dem Väterchen Zaren verknüpft. Wenn Sie Russe sind, und Sie sind Russe, müssen sie Rußlands Glück wollen. Rußland kann nicht existieren ohne Zaren. Deshalb müssen Sie uns alles erzählen und ein offenes Geständnis ablegen.“

„Sie waren an der Organisation der Lachtiner Druckerei am Krjukow-Quai beteiligt. Sie kennen A. Jergin, die Katarina Preiß, die Katanskaja, Prijutow“, sagte Schmakow, „was können Sie mir darauf erwidern?“

„Ich erwidere Ihnen darauf“, sagte ich einmal, als meine Geduld zu Ende war, „daß alles eine schamlose Lüge ist. Ich



habe mich an keiner Druckerei beteiligt. Die Personen, von denen Sie sprechen, sind mir gänzlich unbekannt. Ich sage Ihnen das ein für alle Male und bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen.“

„So also“ brüllte Schmakow auf. „Eine Lüge, sagten Sie! Also ich, der ich dreißig Jahre meinem Kaiser treu und selbstlos gedient habe, ich lüge! Ist das eine Unverschämtheit! Ein grüner Junge, ein Arbeiter, der nichts gelernt hat und nicht zwei Worte zusammenbringen kann, wagt mir zu sagen, daß ich lüge! Ihre Mutter hat mich gebeten, Sie besuchen zu dürfen! Ich werde keinerlei Besuch erlauben, solange ich Ihre Sache in Händen habe. Wir werden Sie noch um den Finger wickeln!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich.

„Ich meine es so, daß wir Sie in diesen vier Wänden acht Monate, ein Jahr halten werden, ohne Ihnen Bücher zu geben, ohne Besuch zu Ihnen zu lassen. Dann werden Sie schon anders mit uns sprechen. Am Anfang seid ihr alle stolz. In acht Monaten aber, in einem Jahr werdet ihr alle windelweich bei mir. Wir kriegen Sie schon klein.“

Die Sporen klirrten, der Brustkasten blähte sich noch stolzer auf, dann verließ er die Zelle. Das Gesicht dieses Heners drückte die ganze, durch seine lange Erfahrung als Kerkermeister erworbene Zuversicht aus, daß es ihm gelingen werde, den Feind des Zaren klein zu kriegen.

Eine Minute später ging die Türe wieder auf. Stumm trat der Gendarm ein, der, dessen Kopf ewig zitterte; ebenso stumm nahm er das Buch, das auf dem Tisch lag, und trug es weg. Ohne Lektüre wurde mir die Zeit noch länger. Meine einzige Zerstreuung war nur noch der Spaziergang auf dem Gefängnis Hof um die Gefängnisbadeanstalt herum. Ich nahm Brot mit und warf es den Tauben und Spatzen zu, die hier sehr zahm waren, zwitschernd im Hof herumliefen und sich ganz nahe an die Menschen heranwagten. Der Gendarm und der Wacht habende saßen auf der Freitreppe und rauchten ihre Pfeifen, ohne die Augen von mir abzuwenden. Ich ging schnell um den fünfeckigen Hof herum, warf den Tauben und den Spatzen die Brotstückchen zu und bemühte mich, so tief wie möglich zu

atmen. Durch die Festungsmauern drangen die Geräusche der Großstadt zu mir und erschienen mir wunderschön. Das Läuten der Straßenbahnen, die Dampfersignale, die Rufe der Straßenhändler, das Rattern der Wagen, der ganze ununterbrochene Lärm der Großstadt sprachen zu mir von dem Leben da draußen, von dem Leben in der Freiheit.

Wenn ich von diesem Spaziergang, der höchstens fünf bis zehn Minuten dauerte, zurückkehrte, sah ich jedesmal, daß die Zahl der offenstehenden Zellen immer kleiner geworden war. Bald waren sie alle geschlossen. Das bedeutete, daß die Zahl der unfreiwilligen Bewohner dieser düsteren Stätte sich vermehrt hatte. Es hatte also neue Verhaftungen in Petersburg oder in anderen Gegenden Rußlands gegeben.

## K e i n e B ü c h e r , n u r d i e B i b e l

Meine Mutter, die ich die ganze Zeit über erwartete, bekam kein einziges Mal Besuchsurlaub. Ich bat um die Erlaubnis, ihr schreiben zu dürfen<sup>1</sup>.

Ich schrieb: „Meine liebe, teure Mutter! Ich bin verhaftet und befinde mich in der Peter-Pauls-Festung. Ich weiß, daß du ohne mich sehr schlimm dran bist. Ich war deine einzige Stütze. Aber ich höre nicht auf, an dich zu denken. Meine liebe Mutter, du mußt in die St. Petersburger Metallfabrik auf der Wyborger Seite gehen, wo ich gearbeitet habe, dort wirst du das Gehalt bekommen, das ich mir infolge meiner Verhaftung nicht abholen konnte. Nimm es für dich. Das wird für eine Zeitlang reichen. Mir brauchst du nichts zu schicken. Ich habe hier alles. Grüße Pawluscha. Ich liebe dich sehr, meine liebe Mutter. Schreibe. Sascha.“

Ich bekam die Antwort (sie war von meinem Bruder Pawel unter Diktat der Mutter geschrieben): „Lieber Sascha, mein lieber, geliebter Sohn! Wofür straft mich Gott so grausam? Ich kann dich nicht vergessen und höre nicht auf, zu weinen. Ich glaube, ich werde blind vor Schmerz und Tränen. Ich habe in der Fabrik dein Gehalt bekommen. Aber ich mußte meine Schulden bezahlen. Mit dem Geld, das übrig blieb, kann ich höchstens noch eine Woche leben. Der Wirt hat uns aus dem Zimmer, in dem wir wohnten, hinausgejagt. Ich konnte ihn nicht bezahlen. Jetzt wohnen wir in einem dunklen, feuchten Keller. Ich weiß nicht, was aus mir und Pawluscha wird. Ich werde betteln gehen müssen. Gott hat mich wohl für meine Sünden bestraft. Bete zu Gott. Vielleicht erbarmt er sich unser. Ich bin um die Erlaubnis eingekommen, dich zu besuchen. Man hat sie mir verweigert. Man sagte mir, du führst

---

<sup>1</sup>Die Gefangenen der Peter-Pauls-Festung bekamen weder Papier noch Tinte noch Bleistift noch Federhalter. In besonderen Ausnahmefällen händigte man dem Gefangenen eine Schiefertafel und einen Griffel aus, die nahm man ihm dann jeden Abend weg und gab sie ihm morgens wieder.

dich so schlecht auf, daß ich die Erlaubnis niemals bekommen werde. Deine Mutter.“

Dieser Brief zerriß mir das Herz. Die Henker des Zaren hatten mich ins Gefängnis geworfen, mich, einen Arbeiter, der sich gegen die Unterdrückung auflehnte. Kaum war ich der Macht der Popen entronnen, da bekamen die Gendarmen mich in die Hand. Und die alte kranke Mutter, deren einziger Ernährer dieser Arbeiter war, und der elfjährige Bruder waren allen Schrecken der Armut und dem Hungertod preisgegeben!

Wieder dieser verhaßte Gott! — Bei diesem Gott suchte meine Mutter Hilfe, dachte ich. Also ist sie noch immer in der Gewalt der Popen. Mein Herz blutete bei dem Gedanken, daß sie zugrunde gingen, daß sie hilflos zugrunde gingen, daß sie preisgegeben waren. Dieser furchtbare Gedanke ließ mir keine Ruhe; unter dem Eindruck der Antwort meiner Mutter rastete ich durch die Zelle. Die Schatten der Dämmerung verdichteten sich; es wurde dunkel. In meinem Herzen sah es noch dunkler aus. Ich war niedergeschmettert, ganz verzweifelt. Ich glaube in diesem steinernen Gewölbe, in diesem Grab nicht mehr atmen zu können. Die Mauern lasteten unerträglich auf mir. Mir das Leben nehmen? Es gab aber keinen einzigen Haken, keinen einzigen Nagel. Das Fenster und das Gitter waren zu hoch. Es gab nichts, woran ich eine Schlinge hätte befestigen können. Die Gefängnisverwaltung wußte genau, was für Zustände ein Gefangener bekommen konnte, deshalb gab sie ihm weder ein Messer noch eine Gabel in die Hand. Für die Suppe und das in kleine Stücke zerschnittene Fleisch hatte man nur einen Holzlöffel. Kein Stückchen Glas, keine Scherbe. Es blieb einem nichts anderes übrig, als sich den Kopf einzurennen. In meiner Verzweiflung machte ich einen Anlauf, stieß mit aller Kraft meinen Kopf an die Wand — und fiel hin.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Fußboden mit einem dumpfen Schmerz im Kopf. Hoch über mir im Fenster sah ich einen schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels. Schon glänzten die Abendsterne. Sie funkelten und zwinkerten, als ob sie hoch dort oben lächelten und sagen wollten: „Was bedeutet dein Schmerz im Vergleich zu dem ungeheuren Leid und zu den furchtbaren Qualen der Millionen unter-

drückter Arbeiter. Um einer großen Idee willen gehst du in dem dumpfen Gefängnis zugrunde. Deine Mutter und dein Bruder sterben vor Hunger. Aber die Sache, für die du kämpfst, wird Millionen Menschen von ihrem Leid, von ihrem Elend befreien. Sie wird die Fesseln der Sklaverei zertrümmern, wird die Tränen der Millionen Arbeitermütter trocknen! Sie wird die Gefängnisse erstürmen, wird brudermörderische Kriege für immer abschaffen. Erhebe dich! Sei fest!“

Ich stand auf, und mein alter Haß gegen den Zaren und seine Minister, gegen die Bourgeoisie und die reaktionären Gutsherren, gegen alle Reichen und Glücklichen, gegen die Popen, diese Priester der Lüge, wurde noch gewaltiger.

Am nächsten Tag donnerte von der Festungsmauer ein Kanonenschuß und erschütterte das ganze Gefängnis. Aus irgendeinem feierlichen Anlaß gaben die Festungsbatterien hundert und einen Schuß ab. Das ganze Gefängnis erzitterte unter diesem Gedonner. Als ich dieses Donnern hörte, sandte ich dem Henkerzaren, den Kapitalisten, den Gutsherren, den Popen, allen Reichen den Fluch eines in diesem Gefängnis begrabenen Arbeiters! Seid verflucht für alle Zeiten!

Einige Tage später, als ich von meinem Spaziergang zurückkam, fand ich auf dem Tisch eine Bibel und das Leben der Heiligen.

„Nach dem Gefängnisreglement erhalten widerspenstige Gefangene nur Bücher geistlichen Inhalts zum Lesen“, erklärte mir der Rittmeister, unser Gefängnisvorsteher, der an diesem Tage in meine Zelle kam. „Wenn Sie sich aber bessern“, fügte er hinzu, „und wenn Sie geständig sind, werden wir Ihnen wieder weltliche Bücher geben.“

Das war ein junger Gendarmerieoffizier, namens Podarewski<sup>1</sup>, er hatte die Stelle Lesniks übernommen. Er sah wie ein richtiger Dandy aus. Zarte, gepflegte Hände, gewichster Schnurrbart. So sehr mich der alte Oberst Schmakow in Verwirrung zu bringen vermochte, so kühn war ich in Gegenwart dieses geckenhaften Windhundes. Ich spürte in ihm den

---

<sup>1</sup> Alexandra Lwowna Katonskaja erzählte, daß er wegen Veruntreuung von Staatsgut aus einem Garderegiment ausgestoßen wurde, dann war er Gendarm geworden.

Herrn, der es gewöhnt war, den russischen Arbeiter und Bauer zu hassen. Ich spürte in ihm den Feind — und habe mich darin auch nicht getäuscht.

Die Langeweile zehrte an mir, und so begann ich das Buch zu lesen, das mir so verhaßt war. War es doch das Buch, das die Sklaverei rechtfertigte, das die Vergewaltigung der Armen und Unterdrückten zu einem heiligen Gesetz machte, das gegen uns Arbeiter feindlich war, genau so feindlich wie die anderen Vorurteile der Popen, der Priester dieses Buches. Um aber gegen die alten Vorurteile zu kämpfen, mit denen die Massen dahinleben, müssen wir Arbeiter solche Bücher lesen, ja sogar studieren.

Jede Religion, unsere orthodoxe, die mosaische, die römisch-katholische, die mohammedanische, ist im Laufe der Zeit zur Dienerin der Kapitalisten geworden. Sie ist für die Kapitalisten der Zügel, mit dem sie die Masse nach Gutdünken lenken.

Wenn auch die Bibel eine Sammlung phantastischer Märchen und Geschichten ist (vgl. die Geschichte von der Erschaffung der Welt), die von der modernen Wissenschaft widerlegt worden sind, so enthält sie doch etwas, was die revolutionäre Lehre von Marx bestätigt. Wenn ihr sie aufmerksam lest, werdet ihr sehen, wie sich mit der Veränderung der ökonomischen Verhältnisse die politische Ideologie der Juden verändert. Solange sie ein Viehzucht treibendes Hirtenvolk waren, kannten sie keine königliche Gewalt. Sobald sie aber bodenständig wurden, begannen sie Kriege zu führen und bekamen auch ihre Könige. Die Religion stellte sich sofort in den Dienst dieser Könige, und die Priester, die Rabbiner, wurden ihre Helfershelfer. Die Könige bekamen von den Rabbinern die Weihe, d. h. die Sanktion zur Ausraubung des Volkes.

Es wird einem sofort klar, daß all diese heiligen Patriarchen und gottesfürchtigen biblischen Könige vom Standpunkte der heutigen Moral nichts weiter als bloße Betrüger, Halunken und Verbrecher waren. Der heilige König David, dessen einer Psalm sogar durchblicken läßt, daß er syphiliskrank war, tötet hinterhältig seinen General, um dessen schöne Frau zu erobern. Davids Sohn Salomon ist das Musterbeispiel eines Wüstlings;

in seinen Harems schmachteten Tausende schöner Sklavinnen. Der heilige Patriarch Jakob betrügt Bruder und Vater, um die Erstgeburt zu bekommen. Als der heilige Patriarch Abraham nach Ägypten kam, und voraussah, daß die ausschweifenden reichen Ägypter seine Frau begehren würden, benahm er sich seiner Frau gegenüber keinesfalls als Ritter; er verteidigte nicht ihre Ehre und ihr Leben, sondern redete ihr zu, zur Rettung seines Lebens den Willen der reichen Ägypter zu erfüllen und sich nicht als seine Frau, sondern als seine Schwester auszugeben.

Unter den weltlichen Büchern, die man mir seiner Zeit aus der Gefängnisbibliothek gegeben hatte, war ein kritisches Werk über die Bibel. Dieses Buch war für mich von größtem Nutzen.

Ein Marxist, ein Anhänger der dialektischen Erkenntnis-methode, betrachtet alle Erscheinungen, besonders die des Gesellschaftslebens, nicht in starrer, unbeweglicher Losgelöstheit, sondern in Bewegung, im Prozeß ihrer Entwicklung oder ihres Niederganges. Er ist nie Anhänger einer abstrakten Wahrheit; für ihn gilt nur die konkrete Wahrheit.

Der Gottesvorstellung, wie sie die Bibel liefert, wird man am besten mit dieser Erkenntnismethode gerecht. In der Bibel handelt es sich um verschiedene Götter. Der alttestamentarische Despot Jehova, der mit irdischen Strafen droht und seinen Getreuen irdische Güter verspricht, ist eine Kopie der despotischen Könige Israels; er unterscheidet sich grundsätzlich von dem neutestamentarischen „Allvater“, den die Popen ausgedacht haben, mit seinem himmlischen Paradies für die Getreuen und seiner Hölle für die Verirrten. Die Lektüre der Bibel bestätigt immer wieder die Ansicht der Gelehrten und des revolutionären Marxismus, wonach nicht Gott den Menschen geschaffen, sondern der Mensch Gott ausgedacht hat.

\*

Alle vierzehn Tage einmal wurde jeder Inhaftierte einzeln in die winzige Badeanstalt der Festung geführt, die sich mitten im Gefängnishof befand. Um eine Flucht oder einen Selbstmordversuch zu verhindern — man rechnete mit diesen Möglichkeiten; es war wohl schon vorgekommen, daß ein Gefangener

sich absichtlich mit kochendem Wasser verbrüht hatte — waren auf Anordnung der Gefängnisverwaltung Soldaten in der Badeanstalt postiert. Jedesmal traf ich dort neue Gesichter. Die Hitze war drückend. Die ganz nackten Soldaten erlaubten dem Gefangenen nicht, selber den Hahn zu öffnen, um seinen Eimer mit heißem Wasser zu füllen. Dieses Wasser verabreichten sie selber. Sehr oft wurde ihnen übel vor lauter Hitze, so daß sie sich an Ort und Stelle erbrachen. Auf keine Frage gaben sie Antwort. Nur einmal, als die Untersuchung meiner Sache schon zu Ende ging, hatte einer die Kühnheit, mich zu fragen:

„Weswegen sind Sie verhaftet und hier eingesperrt? Haben Sie keine Angst, sprechen Sie offen!“

Obwohl ich den Verdacht hatte, daß er ein Spitzel sein könnte, antwortete ich doch:

„Weil wir Sozialisten dem Volke die Augen öffnen wollen, weil wir für die Arbeiter und Bauern und gegen die Kapitalisten, Gutsherren und sogar gegen den Zaren sind, weil wir die gerechte sozialistische Ordnung einführen wollen, bei der es keine Armen und Reichen mehr gibt, bei der alle Menschen Brüder sind.“

\*

Der Sommer mit all seinem Sonnenglanz, mit seinen warmen Nächten war zu Ende. Der regnerische Petersburger Herbst begann. Die Tage wurden kürzer, die Nächte immer düsterer und länger. Einen ganzen Monat brachte ich über der Bibel zu. Diese Frist sollte nach Schmakows Meinung genügen, um einen Arbeiter zur Raison zu bringen. Der Gendarmierittmeister Podarewski kam eines Tages zu mir und begann mit schlauem Lächeln:

„Guten Tag. Wie geht's Ihnen? Sind Sie zufrieden?“

„Eine merkwürdige Frage“, antwortete ich. „Soll ich vielleicht damit zufrieden sein, daß Sie mich ins Gefängnis gesperrt haben, keinen Besuch zu mir lassen, mir jede Lektüre entziehen und mich zwingen, einzig und allein die Bibel und das Leben der Heiligen zu lesen? Kein Mensch an meiner Stelle wäre zufrieden.“



„Warum legen Sie denn nicht ein offenes Geständnis ab? Das würde Ihr Schicksal erleichtern. Vielleicht würden Sie sogar freigelassen.“

„Ich habe nichts zu gestehen. Man wirft mir die unglaublichsten Dinge vor, an die ich nicht im Traume dachte.“

„Ich sehe, das Lesen der heiligen Schrift hat Ihnen wenig genützt. Sie sind nach wie vor verstockt. Wozu das? Sie werden keinen Nutzen davon haben. Sie leugnen ganz umsonst. Der Herr Oberst ist über alles bis ins kleinste informiert. Das hat er mir gesagt. Wozu haben Sie überhaupt Ihre Nase in eine solche Sache gesteckt? Sie hätten friedlich leben können, hätten nützlich sein können. Sie sehen, ich z. B. diene dem Vaterlande.“

„Wir Arbeiter dienen nicht. Wir arbeiten. Wir haben ein schweres Leben. Ich habe in meiner Welt nur Elend gesehen. Ich war nie auf Rosen gebettet; für mich waren nur die Dornen des Lebens da. Sie behaupten, daß Sie dem Vaterlande dienen. Das ist aber eine große Frage. Die Geschichte wird noch einmal zeigen, wer von uns beiden „dem Vaterlande gedient hat, Sie oder ich!“

Der Rittmeister war durch meine Antwort wie aus allen Wolken gefallen.

Ich hörte deutlich, wie jemand während meiner letzten Worte mit dem Schlüssel leise an die Tür klopfte, als ob das ein Zeichen sein solle. Der Rittmeister machte ein böses Gesicht, wurde verlegen und meinte: „Ich, mein Herr, richte mich nach den Gesetzen!“ Dann wandte er sich plötzlich um und verschwand.

## I n d e r S t r a f z e l l e

Wegen des schlechten Wetters machten wir immer seltener unseren Spaziergang. Auch am Tage war es in der Zelle dunkel, feucht und kalt. Die Öfen waren noch immer nicht geheizt. Die Gendarmen und die Kerkermeister setzten ihr schlimmes Treiben fort. Eines Abends hörte ich zu meinem Erstaunen ungewöhnlichen Lärm und ein Hin- und Herrennen im Korridor. Laute Stimmen schallten. Ich hörte einen Ruf: „Schnell!“ und wie mir schien, roch die Luft brenzlich und nach Petroleum. Später, als ich frei war, erfuhr ich, daß damals die inhaftierte Studentin Wetrowa sich mit Petroleum begossen und verbrannt hatte<sup>1</sup>. Der Winter kam. Die Fensteröffnung blieb dauernd verschlossen. Noch seltener drang jetzt ein Geräusch des Lebens zu mir durch die Mauern. Noch mehr erinnerte das Gefängnis an ein von der Welt vergessenes Grab. Es war am Tage vor Weihnachten. Draußen herrschte grimmer Frost. In meiner Zelle war es sehr kalt. Trotzdem ich die ganze Zeit an der vom Ofen erwärmten Wand lehnte, zitterte ich vor Kälte. Ich lauschte auf das dumpfe, von ferne kommende Glockengeläute.

„Einst“, dachte ich, „hat in Rußland die Glocke der großen Volksversammlung geläutet; sie weckte, sie rief zum Kampf auf gegen die Macht der Fürsten und Zaren. Jetzt ist sie ein Werkzeug in den Händen der Popen, um uns Arbeiter und Bauern zu versklaven. Wie hat sich alles verwandelt! Wie ist alles in sein Gegenteil umgeschlagen!“

Plötzlich knarrten die Schösser meiner Türe; mit großem Lärm wurde sie geöffnet und auf der Schwelle erschien wie ein furchtbares Gespenst dieser verhaßte Oberst Schmakow in Begleitung seines mir nicht minder verhaßten Kampfgenossen, des Gefängnisvorstehers.

---

<sup>1</sup>Draußen ging das Gerücht, daß die Studentin Wetrowa in der Festung vergewaltigt worden war. Aus Anlaß ihres Todes veranstaltete die Petersburger Studentenschaft in den Straßen Petersburgs eine Protestdemonstration.

Wie ich bereits erwähnte, erschien Schmakow bei mir stets im vollen Schmuck all seiner Verdienstkreuze und Orden, dieser glänzenden Anhängsel, die er vom Zaren für seine treuen Dienste erhalten hatte. Auch an diesem Abend trat er sporenklirrend auf und im vollen Glanze dieses vom Zaren verliehenen Flitterkrams.

Ein halbes Jahr war vorbei. Alle an der von ihm geführten Sache Beteiligten hatten sich irgendwie seinem Willen untergeordnet und ihre Aussagen gemacht<sup>1</sup>. Um so stärker brachte es ihn auf, daß es nicht ein Student, nicht ein Intellektueller mit Hochschulbildung oder wenigstens Mittelschulbildung, sondern ein ganz simpler Arbeiter war, der es wagte, sich ihm zu widersetzen. Für den alten Zarenlakai war ein bewußter Arbeiter ein ganz besonderer Feind. Er hatte also beschlossen, mich um jeden Preis unterzukriegen, denn er wußte wohl, daß er von mir nichts Neues mehr erfahren werde. Alles was er wissen mußte, hatte er schon im Juli und August von den anderen Beteiligten erfahren.

Es ist sehr gut möglich, daß er sich in seinem Ehrgeiz als Spürhund, als alter, vielerfahrener Gendarm verletzt fühlte, und daß ihn meine proletarische Standhaftigkeit ganz aus dem Häuschen brachte.

Kein Moment schien ihm passender zur Ausführung seines Planes als der Tag vor Weihnachten. Ich zitterte am ganzen Körper als er eintrat, ich weiß nicht, ob vor Kälte, ob in Erwartung der bevorstehenden Verhörsfolter oder vor seinem bösen Henkerblick.

„Also“, begann er, ohne mich zu begrüßen, „es ist höchste Zeit, daß Sie alles gestehen. Sie brauchen nicht mehr zu verheimlichen, daß Sie A. Jergin, W. Prijutow, die Katanskaja, die K. Preiß, Kossolobow, Kupzow und die anderen kennen.“

„Nein!“ war meine Antwort. „Ich kenne alle diese Leute nicht!“

---

<sup>1</sup> Alle Beteiligten an der Sache mit der Lachtiner Druckerei, die Narodowolzen und sogar die Marxisten, hatten im Spätherbst mehr oder minder ausführliche Aussagen gemacht. K. A. Preiß hatte ausgesagt, daß ich mit der Verbreitung von revolutionären Schriften betraut war, und mich folgendermaßen charakterisiert: „Auf Grund von Bemerkungen Prijutows stelle ich mir Schapowalow als einen Menschen vor, der, wenn er einmal eine Sache übernimmt, sie überaus gewissenhaft ausführt.“

„Er kennt sie nicht!“ wandte sich Schmakow zum Rittmeister. „Wieder: Er kennt sie nicht! Wir werden Sie schon klein kriegen! Merken Sie sich, wir wissen alles von Ihnen! Wegen dauernder Verweigerung von Aussagen werden Sie noch auf den Galgen kommen oder ins Zuchthaus! So eine Null!“, sagte er zum Rittmeister. „Ein ungehobelter Arbeiter! Ein Affe, ein Papagei, der fremde Worte auswendig gelernt hat und sinnlos nachplappert, hat die Frechheit und sagt, daß die Geschichte urteilen wird, wer unserem Vaterland wirklich dient, wir, die Diener des Zaren, oder er, der unwissende Kerl, der ungebildete Streikhetzer! Ich weiß alles,“ sagte er zu mir. „Als Sie die empörenden Worte zu dem Herrn Rittmeister sagten, hab ich hinter der Tür gehorcht. Wissen Sie auch, was Sie gesagt haben?! Sie haben die Ehre der Gendarmerieuniform angegriffen! Begreifen Sie das überhaupt, Sie Dummkopf!“

„Aber Sie geben doch zu“, entfuhr es mir unwillkürlich. „daß Sie tatsächlich große Angst vor dem Urteil der Geschichte haben. Sie fürchten sich wohl sehr davor?..“

Ich brach aber plötzlich ab, als ich die Wirkung meiner Worte sah.

In dem Halbdunkel der gewölbeartigen Zelle, das von dem fahlen Licht der kleinen Petroleumlampe kaum verscheucht wurde, sah ich sein Gesicht sich dunkelrot färben.

„Was!?! Sie erlauben sich Frechheiten?“ brüllte er und stampfte mit dem Fuß. „Und dabei war ich eben im Begriff, aus Rücksicht auf das hohe Weihnachtsfest Ihnen zu erlauben, mit Ihrer Mutter zu sprechen. Aber nach dieser frechen Äußerung verweigere ich die Erlaubnis endgültig bis zur Beendigung der Voruntersuchung. Und jetzt kommen Sie in Dunkelarrest!“ „Herr Rittmeister“, wandte er sich an den Gefängnisvorsteher, „ordnen Sie an, daß dieser rohe Bauer, dieser Grobian für drei Tage in Dunkelarrest gesetzt wird bei Brot und Wasser.“

Mit erhobenem Kopf, vorgestreckter Brust und zornigem Gesicht verließ er sporenklirrend meine Zelle.

Die Gefängniswache nahm sofort meine Strohmattre und führte mich hinaus. Sobald ich den Korridor betrat, spürte

ich die Kälte dieses Abends. Als ich aber in die Dunkelzelle trat, wo absolutes, undurchdringliches Dunkel herrschte, überfiel mich eine so wirklich höllische Kälte, daß ich von oben bis unten geradezu geschüttelt wurde.

In dieser Strafzelle, die anscheinend den ganzen Winter über nicht geheizt worden und deshalb eiskalt war, hätte man es höchstens in einem Pelz, einer warmen Mütze und warm gefütterten Schuhen aushalten können; aber ich war kaum bekleidet, hatte nur Unterwäsche und einen dünnen Gefängnisrock an.

„Sagt euren Vorgesetzten, daß sie Räuber sind!“ rief ich ganz außer mir, als die Gefängniswache Brot und Wasser hereintrug.

„Schön. Werden wir ausrichten“, antwortete der Unteroffizier und verließ zusammen mit dem Gendarmen und dem Aufseher die Zelle.

Eine Minute später knarrte die Tür der Strafzelle wieder; sie kamen mit einer Laterne zurück, nahmen die Matratze weg und gingen.

„Da haben Sie's! So geht's einem, wenn man die Vorgesetzten Räuber nennt! Jetzt werden Sie weich schlafen!“

Die Tür wurde zugeschlagen, und ich blieb allein in dem undurchdringlichen Dunkel, in der grausamen Kälte. Dabei drang durch die dicken Gefängnismauern noch immer der dumpfe Klang der Glocken, als ob es mein Grabgeläute wäre. Um mich zu erwärmen, rannte ich in der Zelle auf und ab, verlor aber bald im Dunkel die Orientierung und stieß mit der Stirne gegen die Wand. Das schmerzte schrecklich; Funken flogen mir vor den Augen. Als ich mich einigermaßen erholt hatte, rannte ich wieder auf und ab, stieß mich aber bald wieder am Eisen des Bettes, gerade an der Stelle am Fuß, die vor vielen Jahren, zur Zeit, als ich politisch noch ahnungslos war, bei einer Prügelei durch einen wuchtigen Stockhieb böse verwundet worden war. Der Schmerz war unerträglich; ich ließ mich auf den Fußboden nieder, sprang aber sofort wieder auf, so eiskalt war der Boden. Ich konnte also weder gehen noch sitzen noch auf dem Fußboden liegen. Ich versuchte mich aufs Bett zu legen. Aber die eiskalte Gittermatratze aus Eisen ver-

brannte mich förmlich; das war noch schlimmer als die Kälte des Asphaltfußbodens und der steinernen Mauer. Auch an die letztere konnte ich mich nicht anlehnen, auch sie war eiskalt. Rasend vor Wut begann ich an die Türe zu hämmern.

„Was klopfen Sie denn? Was gib't's?“, fragte der Gendarm streng, als der Soldat die Türe geöffnet hatte.

„Es ist hier unerträglich kalt. Ich bin fast nackt. Ich erriere hier!“

„Schön. Wir heizen gleich den Ofen“, war die Antwort.

Wieder trat Totenstille ein. Dann aber hörte ich Schritte und Öffnen einer Türe. Ich hörte, wie man ein Bündel Holz auf den Boden warf. Ich hörte wie ein Feuer zu knistern begann, wie es immer stärker zischte, wie das Holz im Ofen brannte. Nach einer oder zwei Stunden wurde der Ofen geschlossen. Ich hörte, wie man die Kohlen mit der Feuerzange rührte, und dann die Ofentüre zuschob. Ich hoffte nun, die Zelle würde sich erwärmen, so daß ich nicht mehr so höllisch kalt hätte. Ich wartete geduldig. Es verging eine lange Zeit; ich nehme an, es waren drei Stunden. Die Zelle hätte sich inzwischen erwärmen müssen; statt dessen aber wurde es immer kälter. Ich zitterte am ganzen Körper, ich erstarrte immer mehr. Meine Zähne schlugen aufeinander wie beim stärksten Schüttelfrost. Ich versuchte, mich an die Wand zu lehnen, an die draußen der Ofen angeschlossen war, sprang aber sofort wieder von der Wand weg, sie war genau so kalt wie vorher. Wieder klopfte ich an die Türe.

„Was klopfen Sie denn? Wollen Sie vielleicht die Zwangsjacke haben?“, fragte die verdrießliche Stimme des Gendarmen.

„Sie haben wohl vergessen den Ofen zu schließen. Die Zelle ist kein bißchen wärmer geworden. Die Wand am Ofen ist genau so kalt wie vor dem Heizen!“

„Na, schön“, sagte der Gendarm. „Wir wollen noch einmal heizen. Aber mehr dürfen Sie nicht verlangen. Und wenn Sie wieder klopfen, bekommen Sie die Zwangsjacke und werden gefesselt.“

Wieder hörte ich, wie Holz auf den Boden geworfen wurde, wieder hörte ich ein Feuer knistern. Wieder wurden

die Holzkohlen umgerührt und die Ofentüre zugeschoben. Ich berührte die Wand am Ofen; sie blieb genau so kalt wie bisher. Ich untersuchte die Wand an allen möglichen Stellen. Sie war unten, in der Mitte und auch oben kalt. Als ich aber auf die Wand des an den Boden geschmiedeten Bettes stieg und die Mauer dicht unter der Decke berührte, zuckte ich mit der Hand schleunigst zurück; ich hatte mich regelrecht verbrannt. Ein schmaler Streifen der Mauer, dicht unter der Decke war dermaßen erhitzt, daß man sich daran verbrannte. Das nutzte aber wenig und konnte der Kälte nicht abhelfen, denn bekanntlich kann die wärmere Luft nach einem physikalischen Gesetz nur nach oben steigen. Dieser Ofen war also ein Werkzeug der Inquisition und so eingerichtet, daß die Decke erwärmt wurde, die Zelle aber eiskalt blieb. „Es hat keinen Sinn mehr, zu klopfen. Sie verhöhnen mich nur mit ihrem Heizen“, dachte ich. „Es bleibt mir nichts anderes übrig, als langsam in diesem Keller zu Tode zu frieren<sup>1</sup>.“

Unerträglich lang war diese Weihnachtsnacht. Ich zitterte vor Kälte und tappte mit vorgestreckten Armen durch die Zelle wie ein Blinder.

Endlich, nach langen, qualvollen Stunden begann es schwach zu dämmern; langsam brach ein grauer Wintertag an. Zum dritten Male läuteten dumpf die Glocken. In der Zelle wurde es heller. Ich konnte, wenn auch mit Mühe, feststellen, daß sie ungefähr halb so groß war wie eine gewöhnliche Zelle. Das Fenster war von oben bis unten mit einer eisernen Platte verdeckt. Da diese Platte aber nicht ganz dicht an die Mauer anschoß, drangen seitlich durch die Spalten schwache Lichtstreifen. So blaß sie auch waren, ermöglichten sie mir doch, zu unterscheiden, wo sich die Wand, das Bett und die Türe befand. Schnell lief ich auf und ab, um mich zu erwärmen. Allmählich hörte der Schüttelfrost auf, die Zähne klapperten nicht mehr. Ich begann Turnübungen zu machen. Das erwärmte mich noch mehr. Neben dem Türfensterchen entdeckte ich auf einem kleinen Holzbrett eine Kanne mit Wasser und ein Stück Schwarzbrot.

---

<sup>1</sup> Im Februar 1924 untersuchte ich die Zelle; der Ofen war tatsächlich so angelegt, daß er nur die Decke erwärmen konnte. Anm. d. Verf.

So ist der Mensch beschaffen. Trotz aller Schrecknisse, trotz aller Qualen dieser Nacht hatte ich doch Hunger. Das Brot ist die gewöhnliche Nahrung der Russen. Es schmeckte mir besser als ein auserlesenes Gericht. Als ich beinahe das ganze Brot gegessen und das Wasser getrunken hatte, wurde mir wohler.

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Zu meinem Erstaunen begann ich mich an diese Strafzelle und ihre höllische Kälte zu gewöhnen. Solange mein Auge die Gegenstände unterscheiden konnte, machte ich munter und schnell meine drei Schritte vorwärts, drei Schritte rückwärts. Doch der Petersburger Tag ist Ende Dezember kurz. Das Dunkel wurde dichter, und bald umfing mich wieder die schwärzeste Nacht. Wieder stieß ich mit der Stirn gegen die Mauer und mit dem Fuß an die eiserne Querstange des Bettes. Auch konnte ich mich nur ganz langsam, mit vorgestreckten Armen bewegen; das aber erwärmte nicht. Die Wache brachte wieder Holz, ein Stück Brot und eine Kanne Wasser. Ich hörte, wie die Holzscheite knisterten, wie die Flammen summten. \*Dann wurde alles still. Wieder bekam ich Schüttelfrost, wieder klapperten mir die Zähne. So vergingen zweimal vierundzwanzig qualvolle Stunden.

An diesen beiden Tagen unterschied ich rechts und links von meiner Zelle hinter den Mauern irgendwelche Geräusche. Zunächst achtete ich nicht sehr darauf. Vielleicht war mein Gehör durch den Aufenthalt in der dunklen Zelle geschärft; was auch die Ursache sein mag, jedenfalls hörte ich am zweiten Tage deutlich Schritte zu beiden Seiten meiner Zelle, hinter den Mauern. Offenbar saßen Gefangene da.

Vor unserer Verhaftung hatte Gen. W. Prijutow uns in das Geheimnis der Gefängnistelegraphie eingeweiht, d. h. der Verständigung unter den Gefangenen mit Hilfe von Klopfzeichen. Die achtundzwanzig Buchstaben des Alphabets waren zu diesem Zwecke in sechs senkrechte Reihen geteilt. Jede Reihe hatte fünf Buchstaben. Das erste Klopfzeichen bedeutete die Reihe, das zweite den entsprechenden Buchstaben der Reihe. Ich begann zu klopfen. Einer der Nachbarn unterbrach seine Wanderung durchs Zimmer, schien zu horchen, antwortete



aber nicht. Der andere dagegen antwortete zu meiner größten Freude. „Wer sind Sie?“ fragte er. Ich antwortete: „Schapowalow. Ich sitze neben Ihnen in einer Dunkelzelle bei Wasser und Brot.“ „Weshalb sitzen Sie? Ich bin Katanskaja.“ — „Der Oberst Schmakow, der Untersuchungsrichter, hat mich hier hereingesetzt, weil ich mich geweigert habe, Aussagen zu machen. Ich habe ihnen sagen lassen, daß sie Räuber seien. Dafür haben sie mir die Matratze weggenommen. Hier ist eine höllische Kälte. Ich erfriere buchstäblich. Wissen Sie, mir scheint, daß die Gendarmen irgendetwas wissen. Hat vielleicht Smirnow was ausgeschwatzt?“ — „Nein, Genosse Schapowalow, nicht Smirnow, sondern Katarina Preiß hat bereits im Juli, August die ausführlichsten Aussagen gemacht. Die Gendarmen wissen tatsächlich alles bis in die kleinsten Einzelheiten. Nach der Preiß haben alle anderen ihre Aussagen gemacht. Ich, Wassilij Prijutow, Jergin und alle anderen.“ — „Was hat aber die Preiß zu den Aussagen gezwungen? Ist sie denn eine Verräterin?“

Auf diese Frage bekam ich keine Antwort. Das Klopfen hörte auf. Die Gendarmen traten in das Zimmer meiner Nachbarin und brachten sie zum Schweigen. Dumpf drangen Stimmen durch die Wand, die sich stritten. Dann wurde alles still. Meine Nachbarin blieb stumm.

Entsetzt, von Verzweiflung überwältigt, prallte ich von der Wand zurück. Wie, Katarina Alexandrowna, diese stolze Frau, diese Anhängerin der „Narodnaja Wolja“, die die Gendarmen und das Zarenregime so haßte, so verachtete, die Frau, die den stolzen, der Freiheit sich opfernden Menschen über alles stellte, die Frau, die von Prijutow so verehrt wurde, diese Frau hat sich jämmerlich, kläglich benommen, ist nach einem Monat Haft zusammengebrochen, hat alles ausgeschwatzt und ist so gut wie zur Verräterin geworden! Hätte man mir erzählt, daß unter unserem blassen Petersburger Himmel plötzlich ein furchtbares Erdbeben stattgefunden habe, ich wäre weniger erschüttert gewesen als bei dieser furchtbaren Nachricht. War es doch diese Frau, die in der Druckerei oft die Befürchtung ausgesprochen hatte, einer der Arbeiter könnte beim Verhör versagen und irgendetwas aus-

schwätzen. Ich hatte unbegrenzte Achtung vor ihr gehabt, alles, was ich von ihr wußte, hatte mir Anlaß zu dem Glauben gegeben, daß sie, gerade sie der Felsen sein werde, an dem alle Versuche der Gendarmen, Aussagen zu erzwingen, zerschellen würden.

Zu meinen physischen Qualen gesellten sich nunmehr seelische. Furchtbar ist es, der Gefangene grausamer Feinde zu sein, im Gefängnis, in einer kalten, sargartigen Strafzelle zu sitzen, furchtbarer aber ist es, den Glauben an die Menschen, und an welche Menschen noch! — an die Führer zu verlieren!

Obwohl ich von der Ideologie der Narodowolzen enttäuscht war, hatte ich doch in ihrem Heroismus, in ihrer Unbeugsamkeit, in ihrer Hingabe an die Revolution, in ihrer Bereitschaft, für die Ideale des Sozialismus alle Entbehrungen, alle Qualen, alle Leiden, alle Foltern zu erdulden, für die Revolution aufschafott zu gehen, ein Beispiel gesehen, dem wir Arbeiter zu folgen hatten. „Wir Arbeiter, wir Anhänger des revolutionären Marxismus, müssen uns das Gute aneignen, das die Vertreter anderer revolutionärer Parteien an sich haben, und zwar ihre menschlich hohen Charaktereigenschaften. Wir müssen uns von ihrem Heroismus durchdringen lassen, müssen ebenso standhaft, ebenso stolz und unerschütterlich werden wie sie!“

Als nach drei Tagen meine Strafzelle geöffnet wurde und ich in den hellen Korridor trat, schwankte ich und wäre, erschöpft von Schlaflosigkeit, körperlichen und seelischen Qualen, hingestürzt, wenn der Gendarm mich nicht untergefaßt hätte. Trotzdem war ich nicht besiegt, und nicht gebrochen von dem Aufenthalt in der Strafzelle. Ich fiel auf mein Bett und versank in den tiefen Schlaf eines Menschen, der drei Tage lang die Augen nicht geschlossen hat.

Als ich bei Tageslicht erwachte, erinnerte ich mich an die Worte der Genossin Katanskaja; ich kam zu dem Schluß, daß das Ganze entweder Irrtum oder eine Provokation war; es war zu furchtbar, daran zu glauben.

Ich saß im Gefängnis, abgeschnitten von der Außenwelt, und wußte nichts von allem, was geschehen war. Es war aber folgendes geschehen.

## Wie man sich beim Verhör zu benehmen hat

Als ich, damals noch Mitglied der Arbeitergruppe der Partei „Narodnaja Wolja“, an der Theorie dieser Partei zu zweifeln begann, fiel mir auf, daß alle Arbeiter meiner Gruppe bis zu einem gewissen Grade meine Verbündeten waren und unwillkürlich mit dem revolutionären Marxismus als der Lehre ihrer Klasse sympathisierten.

Der hervorragendste unter den Arbeiter-Narodowolzen, W. P. Prijutow<sup>1</sup>, war zu einer solchen Annäherung am wenigsten geneigt; er sah darin bloß ein Zugeständnis an den Geist der Zeit. Er war ein ausgesprochen starker Charakter und tat alles, damit wir seinem Einfluß nicht entglitten. Besonders bemühte er sich, Tulupow und Below in seiner Gewalt zu behalten. Doch gerade starke Charaktere täuschen sich am leichtesten und überschätzen ihren Einfluß auf schwache Menschen. Das war bei ihm der Fall gegenüber Tulupow; mir schien, daß Tulupow die strenge Bevormundung durch Prijutow als lästig empfand.

Prijutow idealisierte die sogenannte „Gesellschaft“, aus der die meisten revolutionären Narodowolzen hervorgegangen waren, und brachte Tulupow noch vor Aufnahme einer aktiv-revolutionären Tätigkeit mit manchen Studenten und Hochschulhörerinnen zusammen.

Tulupow stand damals unter dem Einfluß der Theorie von Michailowski, die den „Helden“ verherrlichte im Gegensatz zu der „Masse“, und die Studenten und Hörerinnen machten auf ihn großen Eindruck als Persönlichkeiten aus einer fremden, höheren, glänzenden Welt.

Der studierenden Jugend aber galt damals die ganz besondere Aufmerksamkeit der Polizei; sobald Prijutow sich aktiv für die Revolution zu betätigen begann und die Druckerei am

---

<sup>1</sup> W. P. Prijutow lebt gegenwärtig in Jakutsk. Er ist parteilos, genießt großes Vertrauen und arbeitet in Sowjetinstitutionen.

Krjukow-Kanal organisierte, verbot er deshalb Tulupow, Studenten zu besuchen, und schimpfte furchtbar, sobald er merkte, daß der Genosse dieses Gebot durchbrechen wollte.

Da Tulupow nichts feststellen konnte, was darauf hingewiesen hätte, daß er von der Polizei beobachtet wurde, kam er zu dem Trugschluß, daß alle Furcht vor dieser Beobachtung übertrieben sei und nur Prijutows erhitzter Phantasie entspringe.

Dem jungen, lebensfrohen Mann fiel es schwer, seine ganze Zeit in der drückenden Atmosphäre der illegalen Druckerei zu verbringen. Auf Grund des von dem Narodowlez Al. Michailow hinterlassenen Vermächtnisses verbot ihm Prijutow nicht nur die ihm bekannten Studentinnen und Studenten zu besuchen, sondern untersagte ihm sogar den Besuch der Arbeiterzirkel, Theater, Konzerte und Vorlesungen. Ueberall drohte dem Mitarbeiter der illegalen Druckerei die Gefahr, daß er einen Polizeispitzel auf seine Spur lenkte.

Tulupow hatte nicht die geringste Vorstellung davon, wie leicht man ganz ungewollt eine illegale Organisation der Polizei ausliefern konnte; deshalb empörte er sich gegen die rigoreuse Vormundschaft Prijutows. Äußerlich tat er so als ob er sich ihm unterordne; aber als schwacher Charakter, der er war, lehnte er sich innerlich gegen Prijutow auf und war stets im Zustande heimlichen Aufruhrs. Er war begeisterungsfähig, gütig, weichherzig, aber es fehlte ihm die Kraft, den Versuchungen, die an ihn herantraten, zu widerstehen: obwohl er Prijutow das Versprechen gegeben hatte, seine Anweisungen zu befolgen, handelte er doch anders. Er rechtfertigte und tröstete sich damit, daß, soweit er feststellen konnte, die Polizei weder hinter ihm noch hinter den anderen Druckarbeitern her war. Obywohl ihm Prijutow verboten hatte, bei Ausführung von revolutionären Aufträgen, sich auch nur eine einzige Adresse zu notieren, fing er an, ein Tagebuch zu führen. Als Prijutow ihn dabei erwischte, gab er sein Wort darauf, dies nicht mehr zu tun, setzte aber dennoch, wie ein Schüler hinter dem Rücken des Lehrers, das Tagebuch fort.

Dadurch, daß er unmittelbar aus der illegalen Druckerei zu Studentinnen und Studenten ging, daß er in seinem Tagebuch alle täglichen Ereignisse in der illegalen Druckerei auf-

zeichnete — eine für einen Revolutionär undenkbar Sache! — gefährdete er alle und setzte Leben und Freiheit seiner Genossen aufs Spiel. Das Bedürfnis zu schreiben, kam besonders unwiderstehlich über ihn, wenn er empört war gegen die Genossen, die mit ihm in der Druckerei arbeiteten, wenn er sich durch sie beleidigt fühlte, wobei seine besondere Entrüstung stets Prijutow galt, weil dieser ihn manchmal mit Vorwürfen überschüttete. Tulupows leichtsinnige Außerachtlassung jeder Vorsicht ging aber noch viel weiter.

Als Prijutow ganz einwandfrei feststellte, daß die Polizei hinter ihm und allen anderen Genossen her war und deshalb die Liquidierung der Druckerei am Krjukow-Kanal durchsetzte, als er ferner seine und Tulupows Abreise nach der Stadt Akkermann im südlichen Rußland beschloß, auch da vernichtete Tulupow sein Tagebuch nicht, sondern nahm es mit nach Akkermann. Dort fiel es den Gendarmen bei der Verhaftung Tulupows in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1896 in die Hände.

Man liest dieses Tagebuch, das sich jetzt im Leningrader Archiv der „Istpart“ befindet, mit gemischten Gefühlen. Einerseits entzückt es den Leser durch die unmittelbare Aufrichtigkeit und Lebendigkeit, mit der das Leben der Arbeiter im allgemeinen und besonders die Erlebnisse des Verfassers in der unterirdischen Druckerei dargestellt sind; andererseits ist man aber entrüstet über die kolossale Dummheit, ein solches Tagebuch überhaupt zu schreiben.

Alle an der Druckerei beteiligten Personen wurden in diesem Tagebuch bald unter falschem, bald unter ihrem richtigen Namen angeführt. Bald schildert er, wie sich die Genossen bei der „Tante“ (die illegale Bezeichnung für die Druckerei) versammeln, bald nennt er die Dinge beim richtigen Namen und spricht unzweideutig davon, daß er und die anderen in der illegalen Druckerei tätig waren.

Tulupows Tagebuch, der Verrat des Provokateurs Gurowitsch oder Gurwitsch, die weibische Dummheit der Frau Fjodor Jergins, die zur Rettung ihres Mannes den chiffrierten

---

<sup>1</sup> „Kommission zum Studium der Geschichte der Revolution und der KP der USSR.“

Briefwechsel zwischen den Brüdern Jergin, Alexander und Fjodor den Gendarmen aushändigte, und endlich die sehr offenerzige Aussage Fjodor Jergins selbst, der sich nicht einmal scheute, ein erniedrigendes Gnadengesuch an den Zaren einzureichen, — das alles genügte vollauf, um die Gendarmen genau davon zu unterrichten, wie die Druckerei entstanden war, wie darin gearbeitet wurde, und bot reichliches Material zur Aufdeckung der Rolle, die jeder der Beteiligten in dieser Sache gespielt hatte.

\*

Katarina Preiß hatte viele sympathische Eigenschaften<sup>1</sup>. Aber als Anhängerin der Theorie Michailowskis von den „Helden“ und der „Masse“ glaubte sie eine heroische Persönlichkeit zu sein von der Art der großen russischen Revolutionärinnen Sofja Perowskaja und Vera Figner. Diese Vorstellung schmeichelte ihr und berauschte sie. Daran wäre weiter nichts Schlimmes gewesen. Mehr als eine Frau noch wird dem Beispiel der großen russischen Sozialistinnen oder der deutschen Kommunistin Rosa Luxemburg nacheifern, die ihr Leben für die Befreiung der Unterdrückten hingaben. Schlimm war aber, daß der niederträchtige Gendarm Schmakow, als er diesen Zug bei K. Preiß entdeckt hatte, ihn für die Zwecke der Polizei ausnutzte. Darin kam ihm auch Tulupows Tagebuch zu Hilfe. Während Schmakow mir, einem Arbeiter, gegenüber grob und streng war, zog er gegenüber der Preiß ganz andere Saiten auf; er behandelte sie als Heldin, die im Zentrum einer Organisation stand und alle Fäden in ihrer Hand hielt; er sprach zu ihr von der geistigen Unzulänglichkeit, von der Minderwertigkeit der revolutionären Proletarier, die so dumm wären, bei ihrer unterirdischen Arbeit solche Tagebücher über ihre Arbeitskameraden und über sich selber zu führen. Die ehrgeizige Preiß, die die Gendarmen als die Diener des ihr verhassten Zarismus verabscheute, unterlag dank diesem Tagebuch den Einflüsterungen Schmakows. Sie vergaß das Vermächtnis eines der Revolution bedingungslos ergebenden Narodowolzen, Alexander Michailows. („Ich hinterlasse euch ein Vermächtnis, meine Brüder: Verweigert jede Aussage

<sup>1</sup> Sie war zur Zeit ihrer Verhaftung vierundzwanzig Jahre alt.

beim Verhör, so eindeutig auch die Denunziationen oder die Nachrichten der Geheimpolizei erscheinen mögen. Das wird euch vor vielen Irrtümern bewahren!“) Sie machte die ausführlichsten Angaben, schrieb ganze Bände voller Aussagen<sup>1</sup>. Der listige Schmakow brachte ihr, wie man erzählt, aus dem Polizeiarchiv die Aussagen der großen Sozialistin Vera Figner. Dieses Protokoll war zwar weitläufig, bot aber, wie man mir versichert hat, keinerlei belastendes Material, während man auf Grund der Aussagen der Preiß sogar die verhaftete, die bis dahin unbehelligt geblieben waren. Schuld an dem Ganzen war natürlich nicht der böse Wille der Preiß; es kam eben, wie es stets zu kommen pflegt. Sobald sie mit ganz allgemeinen Aussagen begonnen hatte, verstrickte sie sich und wurde zum Spielzeug in Schmakows Hand.

Zuerst jagte er ihr Angst damit ein, daß er ihr eröffnete, auf Grund des Tulupowschen Tagebuchs bekämen alle Beteiligten die höchsten Strafen bis zu 20 Jahren Zuchthaus; dann aber versprach er ihr, wenn sie die Tätigkeit jedes einzelnen wahrheitsgemäß schildere, würde man es bei leichteren Strafen, wie einer nicht allzu langen Verbannung nach Sibirien bewenden lassen. Sobald sie angefangen hatte ihre Aussagen niederzuschreiben, konnte sie nicht mehr davon loskommen: ganze Nächte brachte sie mit Schreiben zu, wobei sie in hysterische Lachkrämpfe ausbrach. Dieses Lachen hörten die Genossen, die nebenan in den Zellen saßen: „Sie schrieb, und dann lachte sie stundenlang. Dann schrieb sie wieder und lachte wieder.“

Die Aussagen der Preiß<sup>2</sup>, die Schmakow dann A. Jergin, Prijutow und anderen vorlas, wirkten niederschmetternd und katastrophal. Jedes weitere Leugnen erschien unmöglich, be-

---

<sup>1</sup> Nach Ansicht der Brüder Jergin, der Katanskaja und Tulupows konnten außer dem Tagebuch noch folgende Umstände die Preiß bewegen, Aussagen zu machen: die Handlungsweise der Frau F. Jergins, die den Gendarmen den chiffrierten Briefwechsel des A. Jergin auslieferte, der Verrat des Provokateurs Gurwitsch oder Gurowitsch, der Agent der Geheimpolizei war und der Preiß seinerzeit Pässe auf den Namen des Edelmanns „Weimar“ und einer „Anna Tschimirjow“ verschafft hatte, so daß sie und ihr Mann Belewski sich mit der Druckerei in Lachta niederlassen konnten, und die ausführlichen Aussagen F. Jergins.

<sup>2</sup> Die Preiß erklärte ihre Handlungen damit, daß sie die an der Druckerei Beteiligten in den Augen der Gendarmerie von dem Verdacht des Terrors entlasten und den Anschein erwecken wollte, als ob die Organisation sich ausschließlich damit befaßt habe, Broschüren für die Arbeiter zu drucken.

reits im August 1896 entschlossen sich die anderen Beteiligten, einer nach dem anderen, ihre Aussagen zu machen.

Der Gendarmerieoberst Schmakow, der unter drei Zaren wie ein treuer Hund gedient und unzählige russische und polnische Revolutionäre in den Folterkammern der russischen Gefängnisse gefoltert hatte, war äußerst erbittert, als er bei mir auf unerwarteten Widerstand stieß. Sollte man das glauben? Alle, auch die Führer der Bewegung hatten ihre Aussagen gemacht. Alle hatte er sie zu brechen vermocht, nur mich nicht! Der Ehrgeiz des Henkers erwachte in ihm, und deshalb beschloß er, mich in die dunkle, kalte Strafzelle zu setzen. Und erst in dieser Strafzelle, sieben Monate nach meiner Verhaftung, im Dezember 1896, erfuhr ich von dem ungeheuerlichen Verhalten der Preiß.

Bald nachdem ich die Strafzelle verlassen hatte, hörte ich im Korridor eine junge, klangvolle Frauenstimme. Sie schien mit den Gendarmen zu streiten. Ich sah in meiner Phantasie das Bild einer Frau: eine junge Studentin von etwa zwanzig Jahren, die, noch voller Leben und Energie, sich nicht in das traurige Gefängnisleben finden konnte. Sie wurde in einer Zelle neben der meinigen untergebracht. Ich begann an ihre Wand zu klopfen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß es die berühmte Kämpferin von der Partei „Narodnaja Wolja“, Ludmila Wolkenstein war. Die lange Schlüsselburger Haft schien die Energie dieser bewundernswerten Frau nicht gebrochen zu haben.

Zu uns kam sie aus dem Schlüsselburger Festungsgefängnis. Sie teilte mir mit, daß sie mit ihrem Mann nach Sachalin in die Verbannung fahre. In den Jahren 1905—1906 wurde sie von der verräterischen Hand eines Kosaken während einer Demonstration in Wladiwostok getötet.

Ich teilte ihr mit, daß sie und ihre Genossen nicht umsonst im Gefängnis geschmachtet hätten, und daß manche von ihnen nicht umsonst zugrunde gegangen wären: Eine neue gesellschaftliche Macht, die Arbeiterklasse, habe den Kampf gegen die Selbstherrschaft aufgenommen; ich sagte ihr, ich sei sicher, daß die Arbeiterklasse die Selbstherrschaft stürzen und all die Leiden rächen werde, die die alten Sozialisten in den



furchtbaren Gefängnissen erduldet hätten. Ich bat sie, doch ausfindig zu machen, ob ich der Nachricht vom Verhalten der Preiß glauben solle.

Da L. Wolkenstein jeden Tag ihren Mann sehen durfte, bekam sie es fertig, an ihn meine Frage weiterzugeben. Nach einigen Tagen schon bekam ich die Antwort, daß leider alles stimme. Das war ein furchtbarer Schlag für mich. Trotzdem ließ ich nicht die Hoffnung fallen, daß ein Irrtum oder ein Mißverständnis hinter all dem stecke.

Bald wurde ich in eine andere Zelle gebracht. Als ich in der Nachbarzelle Schritte vernahm, klopfte ich an die Wand und erfuhr, daß mein neuer Nachbar Lehmann hieß, und daß er in Sachen des „Kampfverbandes“ angeklagt war.

Ich sah in ihm einen Gesinnungsgenossen. Bald entdeckte ich, daß man durch die Ventilationsöffnung in der Verbindungswand miteinander sprechen konnte, wenn man auf den Kasten kletterte, in dem der Koteimer stand. Legte man das Ohr an die Ventilationsöffnung, dann konnte man genau die Stimme des Nachbars hören. Er war sehr verwundert, als er erfuhr, daß ich acht Monate ohne Besuchserlaubnis, ohne Bücher säße, und daß man mich in die Strafzelle gebracht hatte. „Das ist ja regelrechte Inquisition!“ rief er. Er durfte, sagte er mir, jede Woche Besuch empfangen und nicht nur aus der Gefängnisbibliothek, sondern auch von draußen Bücher beziehen. Er erzählte, daß er Student sei, daß seine Verwandten die Inhaber der berühmten Schriftgießerei Lehmann in Petersburg und irgendwelcher großen Fabriken in Baku seien.

„Meine Verwandten sind alle Bourgeois!“ sagte er.

„Was treiben die denn die ganze Zeit?“, fragte ich.

„Sie tun nichts weiter als essen, trinken und das Leben genießen. Sie beginnen und beenden jeden Tag mit ausgesuchten, reichlichen Mahlzeiten. Im Winter besuchen sie Theater, Konzerte, im Frühling gehen sie aufs Land, im Sommer ans Meer, im Herbst ins Gebirge oder ins Ausland!“

Die Geschichte der Arbeiterbewegung in Rußland und in Westeuropa zeigt, daß nicht nur einzelne Personen, nicht nur die unorganisierten Massen, sondern auch sehr viele Führer die Neigung haben, sich von der nackten Wirklichkeit abzu-

wenden und in Abstraktionen und süße Träumereien zu verfallen. Der Mensch läuft am bequemsten in ausgetretenen Pfaden. Viele von denen, die sich Marxisten nennen, denken metaphysisch und nicht dialektisch.

Die Begeisterung für den Parlamentarismus, für die legale Arbeit, entspringt nicht bloß dem Unglauben an die Fähigkeit der Arbeiterklasse, die gleiche revolutionäre Energie aufbringen zu können, wie die Bourgeoisie in der großen französischen Revolution, sondern auch dem verlockenden Selbstbetrug, wonach man ohne große Erschütterungen, ohne furchtbare Opfer, ohne die furchtbaren Qualen der Uebergangszeit den Sozialismus erreichen könne.

Nach der Verhaftung der „Iljitsch“-Gruppe<sup>1</sup> im Jahre 1895 unterlag ein Teil der Marxisten diesen süßlichen Träumereien. Die Zukunft war ganz ungewiß. Niemand wußte, welche Entwicklung die russische Revolution nehmen werde. Wie Schüler, die stets dazu neigen, in ihren Lehrern das höchste Vorbild zu sehen, sahen die russischen Marxisten mit Bewunderung auf die, wie sie glaubten, für sie unerreichbaren Erfolge der deutschen Sozialdemokratie der neunziger Jahre mit ihren 2 000 000 Wählern; sie hätten sich nicht träumen lassen, daß wir russischen Arbeiter die deutsche Arbeiterbewegung nicht nur einholen, sondern überholen würden. Viele glaubten, daß wir nicht den französischen Entwicklungsweg der Revolution, sondern den deutschen einschlagen würden. Ein Teil der Marxisten unterlag der gefährlichen Neigung zur Routine, zur Einengung und Entstellung des Marxismus, zu seiner Verflachung, wie sie in der ökonomischen Bewegung ihren Ausdruck fand.

Ich glaube, auch Genosse Lehmann gehörte zu dieser Art Marxisten, die die marxistische Lehre einengen und des revolutionären Schwungs berauben. Mit dem Genossen Lehmann, von dem Martow in seinen Erinnerungen erzählt, daß er Ende Sommer 1896 verhaftet wurde und dann in der Peter-Pauls-Festung saß, bin ich niemals persönlich zusammengetroffen. Ich weiß bis auf den heutigen Tag nicht, ob er es war, der in der Festung neben meiner Zelle saß, mit mir durch die Ventilationsöffnung sprach und mir entschieden riet, den frucht-

<sup>1</sup> „Iljitsch“ ist Lenin. Anm. d. Übers.

losen Kampf gegen Schmakow aufzugeben und Aussagen zu machen, oder ob es ein geschickter Gendarm war, der die Rolle des Genossen Lehmann spielte.

Alles spricht aber dafür, daß es wirklich Genosse Lehmann war. Der Ratschlag, den er mir gab, ist typisch für einen Marxisten ökonomistischer Färbung. Das war nicht der Ratschlag eines revolutionären Marxisten, sondern der eines Vertreters der Strömung, die die Arbeiterbewegung auf die eng umgrenzte Bahn des rein wirtschaftlichen Kampfes drängen und die Leitung des politischen Kampfes in die Hand der liberalen Bourgeoisie legen wollte.

Schon damals erfuhr ich am eigenen Leibe, wie gefährlich es für die Arbeiter ist, auf solche Ratgeber zu hören, die entweder Anhänger des Nur-Parlamentarismus oder des nur wirtschaftlichen Kampfes der Arbeiter sind.

Es ist natürlich auch vom Standpunkt des revolutionären Marxismus aus kein Verbrechen, wenn der eine oder der andere Genosse im Gefängnis seine Aussagen vor dem Untersuchungsrichter macht. Alles hängt von der konkreten Lage der Dinge ab. Wichtig ist, wer wen an Schlaueit übertrumpft, er die Gendarmen oder die Gendarmen ihn. Wenn man aber die Verhältnisse von damals in Betracht zieht, die Einzelhaft unter der Selbstherrschaft, die völlige Losgerissenheit des Verhafteten von der Außenwelt, der Mangel an jenen hohen sittlichen Eigenschaften, die die revolutionären Proletarier sich erst nach und nach aneignen mußten, so spricht alles dafür, daß es für einen Durchschnittsmenschen, ganz besonders für einen Arbeiter von damals das beste war, keinerlei Aussagen zu machen und die Taktik zu befolgen, an die ich mich sieben-einhalb Monate gehalten habe.

In diesem Sinne entschied sich auch der I. Kongreß unserer Partei im Jahre 1903. Er nahm folgende Resolution an:

„In Anbetracht dessen, daß Aussagen, die von Revolutionären vor der Untersuchungskommission gemacht werden, gegen den Willen dieser Revolutionäre den Untersuchungsbehörden als neues Belastungsmaterial dienen und Anlaß zu Verhaftungen weiterer Personen geben, und daß eine Verweigerung der Aussagen, im großen Maßstabe angewandt, auf die

revolutionäre Entwicklung des Proletariats fördernd wirkt, empfiehlt der II. Kongreß der RSDAP allen Mitgliedern der Partei, jegliche Aussage vor der Untersuchungskommission zu verweigern.“

Die ganze Lachtiner Angelegenheit, der Prozeß der Narodowolzen und meine Erlebnisse beweisen deutlich, wie dringend notwendig eine solche Resolution war.

Eines Tages, acht Monate nach meiner Verhaftung, durfte ich zum ersten Male meine Mutter sehen. Ich wurde durch lange Korridore geführt, bis ich aus dem Gefängnisgebäude herauskam und in einen Raum trat, der in die Festungsmauer eingebaut war. Durchs Fenster sah man auf die schneebedeckte Eisfläche der Newa. Es war noch strenger Winter, doch man spürte schon den leisen Atem des neuen Lebens, das Nahen des Frühlings. Es war Ende Februar; die Sonne schien grell auf den eisbedeckten, breiten Fluß und auf den Weg, der über das Eis führte und auf dem Passanten dahineilten, schwere Wagen sich bewegten und elegante Droschken rasten. „Leben! Leben! Wieviel Leben!“ schoß es mir durch den Kopf. Längliche meterdicke Eiswürfel wurden aus der Newa ausgehauen und die Sonnenstrahlen brachen sich in diesen grünlich-bläulichen Eisstücken. In der Ferne, durch den nebligen Frostdunst hindurch, sah man am gegenüberliegenden Ufer die Riesensilhouette des Winterpalais, in dem der Zar wohnte. Im Zimmer hinter dem Gitter stand meine alte Mutter mir gegenüber; nach ihrer ganzen Kleidung konnte man sie für eine Bettlerin halten, wie man sie oft auf Kirchenstufen antrifft. Man sah, welche furchtbare Lebenslast sie zu schleppen hatte. Ihre Augen waren rot vor lauter Weinen. Bald klammerte sie sich krampfhaft an das Gitter, bald ordnete sie ihre inzwischen weiß gewordenen Haare, seufzte und weinte leise, erdrückt, zerbrochen von ihrem ungeheuren Schmerz. Ich war ihr liebster Sohn, ihr Sascha.

Mein Schwesterchen Dascha, war in der sogenannten „Patriotischen Schule“ untergebracht, wo sie Wäsche für die Reichen sticken mußte; sie bekam dort die Schwindsucht und starb. Mein Bruder Jegor ging langsam zugrunde in der furchtbaren „Kantonisten“-Schule des Kürassierregiments, wo er un-

barmherzig von den Unteroffizieren geprügelt wurde; er bekam auch die Schwindsucht und starb etwas später. Mit Entsetzen gedenkt Herzen der Kantonistenschulen unter Nikolaus I., wo jüdische Kinder zugrunde gingen. Aber noch unter dem Enkelsohn dieses Zaren, unter Nikolaus II. gab es diese furchtbaren Schulen, in denen Proletarierkinder zugrunde gerichtet wurden. Als ich es zuließ, daß meine Schwester Darja in die „Patriotische Schule“ und mein Bruder Jegor in die Kantonistenschule in Zarskoje Selo kamen, fehlte mir noch jedes politische Bewußtsein, war ich noch ein Spielzeug in den Händen eines Popen, glaubte ich noch bedingungslos an den Zaren und an die Popen. Mein jüngster Bruder Pawel war Arbeiter in einer Druckerei geworden. Bald bekam er Bleivergiftung, erkrankte schwer und wurde ein Krüppel für sein Lebtag. Alle meine Angehörigen wurden unter den Rädern des Kapitalismus zermalmt, unter der Last der Not, unter den furchtbaren Resten des Leibeigenschaftssystems in der Schule. Alle wurden von der selbstherrlich-zaristischen Ordnung in Rußland zugrunde gerichtet.

Beim Anblick meiner weinenden Mutter, ihrer Not, ihres Elends zwang ich mich, daran zu denken, daß ich diese Frage längst entschieden hatte. Der Mensch, der an seine Familie, an seine Mutter, an seine Brüder und Schwestern denkt, steht über dem engherzigen Egoisten, der nur das allerpersönlichste Wohlergehen anstrebt. Aber höher noch steht der Mensch, der das Glück eines ganzen Landes, z. B. seiner Heimat, über das Glück seiner Familie stellt. Denn die Grenzen seines Ideals sind unendlich weiter gesteckt. Ein Proletarier hat aber kein Vaterland. Das hat schon Marx gesagt. Ein Proletarier kämpft für die Befreiung aller Unterdrückten. Sein Ideal steht noch höher. Sein Ideal umfaßt die ganze Menschheit. Wir Arbeiter kämpfen dafür, daß alle schmerzgebeugten Mütter, die um ihre Kinder weinen, um ihre Söhne und Töchter, die wie meine Schwester Darja, wie meine Brüder zugrunde gehen, daß alle diese unglücklichen, elenden Mütter sich aufrichten, die Not und den Hunger überwinden.

Doch das alles konnte ich ihr nicht sagen. Zwischen uns stand der Gendarmerieoffizier, der kein Wort unseres Ge-

sprächs verlor. Seine Gegenwart hemmte jede offene Aussprache. Außerdem hätte mich meine Mutter gar nicht verstanden. Die Fesseln der alten Begriffe, der alten Lebensordnung, der alten Sklaverei, die Macht der Popen hielten sie gefangen. Aber welch ein Schmerz, welch ein unerträglicher Schmerz war es für mich, die Lumpen zu sehen, in die sie gekleidet war, die Läuse, die in diesen Lumpen herumkrochen, all diese Zeichen grenzenloser Armut, ungeheuerlichster Entbehrungen, die auf ihr lasteten, — und vor allem die Tränen, die unaufhörlich aus ihren Augen liefen.

Endlich sagte der Gendarmerieoffizier, der gleichgültig die Szene betrachtete: „Die Sprechzeit ist zu Ende.“

\*

Eines Tages wurde ich in die Stadt vor die Gendarmerieverwaltung gerufen. Ich wurde in Angelegenheiten des „Kampfverbandes“ von einem neuen Gendarm, einem noch nicht alten, schwarzhaarigen Obersten mit rotem Gesicht verhört. Nachdem ich alle seine Fragen mit einem strikten Nein beantwortet hatte, befahl er, mich wieder in die Festung zu bringen. Zwei junge Gendarmerieoffiziere brachten mich zurück. Vergeblich suchte ich in ihren Gesichtern auch nur nach einem Schatten von Mitleid. Es waren freche, schamlose Gesichter mit den Spuren nächtlicher Orgien und Ausschweifungen.

„Sie haben sich verkauft“, dachte ich. „Sie dienen dem Mammon. Von ihnen ist weder Mitgefühl noch Erbarmen zu erwarten.“

Ich war damals noch ein einfacher, unerfahrener Proletarier. Ich hatte mir noch nicht die eiserne Standhaftigkeit erworben, die unsere Führer, die Intellektuellen, besaßen. Diese Führer schienen mir auf einer ganz unerreichbaren Höhe zu stehen. Unzweifelhaft machten die Nachrichten, die ich durch meine Klopfunterhaltungen mit der Katanskaja, der Wolkenstein, mit Lehmann erhalten hatte, und ganz besonders der Ratschlag, den mir dieser gab, einen äußerst entmutigenden und demoralisierenden Eindruck auf mich. Sie lähmten meine Widerstandskraft und töteten in mir für eine Zeitlang den Glauben an die Menschen. Durch Lehmanns Rat geriet ich auf eine für einen Gefangenen sehr schlüpfrige Bahn, auf eine für

einen im Gefängnis schmachtenden Revolutionär schiefe Ebene. Viele, die bei solchen Gelegenheiten ausgeglitten sind, haben sich niemals mehr erheben können.

Wenn die Führer, die an der Spitze der ganzen Sache stehen, sich entschlossen haben, ihre Aussagen zu machen, warum soll ich nicht das gleiche tun? fragte ich mich. Einer, der im Gefängnis sitzt, hat einen ewigen inneren Kampf durchzumachen. Nicht immer siegt der menschliche Teil über den niederen, tierischen. Das ist ein harter Kampf und manchmal genügt eine Kleinigkeit, und der letzterwähnte Teil bleibt Sieger. Der Rat, den mir Lehmann erteilt hatte, wurde ausschlaggebend für mich und ich entschloß mich zum Kompromiß, ich entschloß mich, die Aussagen zu machen.

# U n t e r s u c h u n g s g e f ä n g n i s

Ich gab eine schriftliche Erklärung ab, dahingehend, daß ich Aussagen machen möchte. Mit einem Schlag war die Gefängnisverwaltung mir gegenüber wie umgewandelt. Man schlug mir vor, mir die Haare und die Nägel zu schneiden, die in den acht Monaten mächtig gewachsen waren. Man bot mir nach freier Auswahl Bücher aus der Gefängnisbibliothek an. Die Gefängniswächter, die mich bisher mit kalter Grausamkeit betrachteten, wurden jetzt peinlich zuvorkommend. Besonders freundlich wurde der Gendarmerierittmeister Podarewski. Ich fühlte sofort, daß meine Kerkermeister mich besiegt hatten und verlor jede Achtung vor mir selber. Ein moralischer Ekel packte mich. Es war eine furchtbare Qual.

Sehr bald nach meiner Erklärung brachte man mir meine Kleider und sagte: „Ziehen Sie sich an!“ Zwei Unteroffiziere brachten mich aus der Festung nach dem Untersuchungsgefängnis.

Aufs äußerste deprimiert, in düsterster Verfassung kam ich dort an. Obwohl das Untersuchungsgefängnis eine Musteranstalt war, fünf Stock hoch, mit eisernen Galerien, die bis nach oben hinführten, und mit schwarzen gußeisernen Treppen, obwohl das Regime hier weniger streng war, obwohl hier nicht mehr die tödliche Grabesstille der Peter-Pauls-Festung herrschte, besserte sich meine innere Verfassung nicht im mindesten.

Die Zellen der politischen Gefangenen lagen hier stets zwischen zwei Zellen krimineller Gefangener. Letztere saßen entweder in Einzelhaft oder in großen, gemeinsamen Zellen. Das Gefängnis hatte sehr viel Insassen, so daß zehn und mehr Gefangene auf einmal in den Hof gelassen wurden. In einem Teil des großen Hofes gingen die Kriminellen aus den gemeinsamen Zellen in großen Haufen spazieren.

Für die Spaziergänge der Politischen und der in Untersuchungshaft befindlichen Kriminellen war ein besonderer Teil



des Gefängnishofes bestimmt. In seiner Mitte stand eine Art Aussichtsturm mit einer Plattform. Am Geländer dieser Plattform gingen zwei Aufseher auf und ab. Sie konnten genau die Gefangenen beobachten, die, voneinander getrennt, in abgezaunten Zellen ihren Spaziergang machten. Auf diese Weise gingen mehr als zwanzig Gefangene gleichzeitig spazieren. Sie trafen sich nie und sahen einander nie. Auch hier war wie im Inneren des Gefängnisses stets jede Zelle eines politischen Gefangenen von zwei Zellen krimineller Gefangener flankiert.

Als ich nun meine Spaziergänge machte und in alle möglichen Verschlänge (deren jeder übrigens ein Dreieck darstellte und mit einem Winkel dem Aufsichtsturm zugekehrt war) geriet, entdeckte ich überall auf dem Zaun eine stets mit der gleichen Hand geschriebene Aufschrift: „Preiß-Johannson ist eine Verräterin.“ Das schnitt mir wie ein Messer ins Herz. Ich wollte das nicht glauben. Das war nicht möglich. Das war eine Lüge! Das hatten die Gendarmen geschrieben.

Aber es kamen doch auch andere Genossen in diese Verschlänge, sagte ich mir. Wenn es eine Lüge wäre, hätte doch der eine oder der andere hingeschrieben: „Gelogen! Das ist nicht wahr!“ Allmählich gewann ich die Überzeugung, daß doch ein Tropfen Wahrheit in dieser Aufschrift sein mußte, daß, wenn die Preiß auch keine direkte Verräterin war, sie doch Aussagen gemacht haben mußte, die der Urheber dieser Aufschrift für Verrat halten konnte.

Obwohl ich unter Lehmanns Einfluß die Erklärung abgegeben hatte, aussagen zu wollen, war ich doch noch nicht ganz dazu entschlossen. Als ich aber die Aufschrift immer wieder las, die allem Anschein nach schon vor einem Jahr gemacht und trotzdem unwidersprochen geblieben war, hörte jedes Schwanken bei mir auf.

Es wäre besser, Genosse Borowoi, du würdest deine Aussagen nicht machen! Es wäre besser, du bliebst der stolze Arbeiter, der, in der Peter-Pauls-Festung begraben, in kalter, dunkler Zelle seinen Mann gestanden hatte! Halt ein, bevor es zu spät ist!

Doch es war schon zu spät! Kitschin ließ mich zum Verhör vorführen, und ich schrieb meine Aussage nieder. Obwohl ich

glaubte, niemand zu belasten, beging ich doch Fehler, wie es sich später herausstellte ... Als ich nach Niederschrift der Aussage dann ins Gefängnis zurückkehrte, war ich in einem Dämmerzustand.

Als ich dann wieder zu klarem Bewußtsein kam, spürte ich deutlich, daß ich einen Fehler begangen hatte. Ich suchte im Gedächtnis die Aussage zu rekonstruieren, konnte aber zu meinem Entsetzen mich nicht mehr an das Geschriebene erinnern. Vielleicht war mir ein Wort zu viel entschlüpft! Vielleicht hatte ich, ohne es zu wollen, Fehler begangen! Ich war von der Annahme ausgegangen, daß den Gendarmen alles bekannt wäre. Da ich wußte, daß man Sozialdemokraten weniger streng zu bestrafen pflegte als Narodowolzen — dies war die Einstellung der Regierung um 1897, als sie noch nicht die Gefahr erkannt hatte, die ihr von der sozialdemokratischen Bewegung drohte — hatte ich ganz besonders meine Abkehr von den Narodowolzen und meinen Übertritt zu den Marxisten betont. Trotzdem ließ mir das Bewußtsein, durch meine Aussagen unrichtig gehandelt zu haben, keinen Augenblick Ruhe. Im Gegenteil, mit jeder Stunde kam ich mir als immer schlimmerer Verbrecher an der Revolution vor.

Ganze vierzehn Monate lang befand ich mich in furchtbarster seelischer Depression. Automatisch stand ich morgens auf, aß, trank, legte mich schlafen, ging spazieren, traf mich mit meiner Mutter und meinem Bruder. Ich lebte wie im Halbschlaf und wünschte den Tod herbei.

Als ich in eine andere Zelle überführt wurde und abends mein Bett herunterließ, entdeckte ich an der Wand einen großen, bereits eingetrockneten grünlich-gelben Fleck. Kein Zweifel, mein Vorgänger hatte die Schwindsucht im letzten Stadium gehabt. Augenscheinlich war seine Willenskraft im Gefängnis derart geschwächt worden, daß er, statt aufzustehen und in den Kübel zu spucken, direkt auf die Wand vor sich gespuckt hatte. Als ich diesen Ansteckungsherd sah, war ich weit davon entfernt, den Fleck abzukratzen und mit heißem Wasser abzuwaschen. Im Gegenteil, ich war sogar darüber erfreut. Ich pflegte mich aufs Bett zu legen, die Mikroben einzuatmen und dabei zu denken:

„Ich werde die Tuberkulose bekommen und werde sterben! So wird es gut sein, das wird die Strafe für meinen Kleinmut sein.“

Ich machte eine intensive Krise durch. In meinem Inneren tobte der Kampf. Zar, Kapitalist, Religion, Pope, all die Götzen, die ich gestürzt, deren Einfluß ich in mir unterdrückt und erstickt hatte, sie alle schienen wieder lebendig zu werden und mir wie die Schlange auf dem Grund der Hölle, die die Popen ausgedacht haben, zuzuflüstern:

„Wahnsinniger! Woher nimmst du dir das Recht, dich gegen die ewige, durch Jahrtausende geheiligte Ordnung, gegen den Zaren, gegen den irdischen und den himmlischen Gott, gegen die Reichen aufzulehnen? Warum stört ihr, du und deine Genossen, die Ruhe von Millionen Menschen? Sie sind es ja gewohnt, schweigend ihre Ketten zu tragen. Sieh, wie unüberwindlich die Macht des Zaren, der Popen, der Kapitalisten, des Adels ist! Sie steht so fest wie die Cheopspyramide, denn auch diese ruht auf dem breiten Fundament sklavischer Unterwürfigkeit. Besteht denn die Armee nicht aus Arbeitern und aus Bauern und ist sie nicht bereit, jeden Augenblick auf ein Zeichen des Zaren sich auf euch Wahnsinnige und Gottlose zu stürzen? Und die Gefängniswache, die dich hier festhält und dich quält, besteht sie denn nicht aus denselben Arbeitern und Bauern? Sieh dir eure Führer an! Sieh dir die Preiß an, die doch stets gepredigt hat: „Laßt euch unter keinen Umständen, weder durch Schmeicheleien noch durch Drohungen der Gendarmen dazu verleiten, Aussagen zu machen!“ Und doch hat sie nicht standgehalten! Was hat sie getan, sie, die an der Spitze stand? Verraten hat sie uns, uns alle! Laß ab! Verzichte! Beuge dich! Wahnsinniger, glaubst du denn wirklich im Verein mit deinesgleichen die Macht des Zaren und der Kapitalisten brechen zu können? Wie ein zermalmter Wurm wirst du liegen bleiben unter dem prächtigen Triumphzug des siegreichen Zarismus und Reichtums. Laß ab vom Kampf! Beuge dich!“

„Nein! Nein! Laß dich nicht unterkriegen durch die Drohungen des Alten und Morschen!“ sprach eine andere Stimme in mir, die Stimme des Guten, das mich aufgerichtet, das mich zum Empörer gemacht hatte, das mich gegen den Zaren, gegen

die ganze alte Welt mit ihrer Ungerechtigkeit und ihrer Unterdrückung revoltieren ließ. Die Wissenschaft ist eine Macht, und sie ist für uns! Hat sie denn nicht bewiesen, daß all die Märchen von der Erschaffung der Welt, von der Sintflut usw. schamlose Popenlügen sind. Hat nicht der große Darwin in seiner „Abstammung der Arten“ bewiesen, daß der Mensch nicht von Gott geschaffen wurde, sondern von niederen Arten abstammt und sich zu seiner heutigen Gestalt Hunderte von Jahrtausenden hindurch allmählich entwickelt hat! Hat nicht der große Karl Marx das Geheimnis der kapitalistischen Akkumulation aufgedeckt und bewiesen, daß aller Reichtum der Reichen nichts anderes als der dem Arbeiter gestohlene Mehrwert ist? Hat er nicht greifbare, von den bürgerlichen Pseudowissenschaftlern niemals widerlegte Beweise dafür geliefert, daß der Kapitalismus vom Sozialismus abgelöst werden muß? Denk an die unzähligen Helden und Märtyrer der Wissenschaft und des Sozialismus! Die Wissenschaft hängt ebenso unzertrennlich mit dem Sozialismus zusammen, wie die Religion mit dem Kapitalismus. Die Wissenschaft ist für uns, für die Arbeiter! Denk an Galilei, den die katholische Kirche gemartert hat! Zermartert, krank, im Gefängnis erblindet, verlor er zwar den Mut genau wie du, aber im letzten Augenblick hat er seine Kraft doch wiedergefunden und verkündet: „Und sie bewegt sich doch!“ Erhebe auch du dich! Werde stark! Schleudere den Unterdrückern und Reaktionären eine Herausforderung ins Gesicht!“

Ein Soldat, der auf dem Schlachtfeld gefangen genommen wird, verliert den Mut, er glaubt die Schlacht verloren; so erging es mir, als ich erfuhr, daß die E. Preiß schwach geworden war, sobald sie ins Gefängnis kam, sobald die Türe ihrer Zelle sich hinter ihr geschlossen hatte, so schwach, daß sie Schmakow alles erzählt hatte. Jetzt, da auch ich meine Aussage gemacht hatte, jetzt verlor ich jeden Mut.

Die große russische proletarische Revolution hat alle, die gegen sie kämpften, besiegt, hat unerbittlich alle Überreste der Leibeigenschaft und des Feudalismus hinweggefegt, hat den Weg für eine große, ruhmvolle Zukunft geebnet. Schon entsteht in Rußland der neue, stolze, der mutige Mensch, der ein

neues Leben schaffen wird. Ich aber gehöre noch zur alten, in den Traditionen der Sklaverei aufgewachsenen Generation. Ich hatte wohl die Kraft, mich zu empören, dann aber im Gefängnis verlor ich den Mut.

Ich verachtete mich selber. Mich drückte der Gedanke nieder, zu jenen zu gehören, von denen Schmakow gesagt hatte: „Am Anfang seid ihr stolz, seid ihr aber erst acht Monate oder ein Jahr in Einzelhaft, dann werdet ihr windelweich!“ Diese Worte waren erschreckend wahr! Das Gefängnis, die Einzelhaft töteten den Menschen. Sie hatten auch mich getötet. Mit Sehnsucht rief ich die Zeit zurück, als ich, sieben Monate lang, den Gendarmen getrotzt und keine Aussagen gemacht hatte. „Wie glücklich muß ein Genosse sein, der auf keinen Kompromiß eingeht und bis zu Ende unerschütterlich wie ein Felsen bleibt“, sagte ich mir oft.

In meinem tiefsten Inneren glaubte ich noch immer nicht, daß die Preiß solche Aussagen gemacht, daß Tulupow ein Tagebuch geführt hatte. „Wahrscheinlich hat Smirnow<sup>1</sup>, die „schwere Artillerie“, alles verschuldet“, dachte ich. „Smirnow konnte nicht fest bleiben, er war immer schwach.“ Um so verächtlicher war es von mir, meine Aussagen gemacht zu haben.

Wenn man in Einzelhaft sitzt, bekommt man oft Lust, zu den kleinen, vergitterten Fenstern hinaufzuklettern und zu sehen, was es draußen gibt. Eines Tages konnte ich dem Wunsch nicht mehr widerstehen, schwang mich hinauf, faßte mit den Händen das Gitter und sah hinaus. Draußen, in einem der kleinen Holzverschläge, ging Jergin spazieren. Sofort beschloß ich, ihm das Wichtigste mitzuteilen, ihm zu sagen, daß es meiner Meinung nach einen Verräter unter uns geben müsse, und daß dieser Verräter kein anderer als Smirnow sein könne. Ich gab ihm entsprechende Zeichen mit dem Taschentuch. Jergin erwiderte die Zeichen mit der Hand: „Nein“, antwortete er. „Ich glaube nicht, daß Smirnow ein Verräter ist. Aber K. Preiß-Johannson hat ausführliche Aussagen gemacht, als sie von Tulupows Tagebuch erfuhr. Von Ihnen hat der Staatsanwalt Kitschin mir gesagt, Sie wären der Standhafteste

<sup>1</sup> Wie es sich später herausstellte, war das Verhalten Smirnows weder standhafter noch nachgiebiger gewesen, als das der anderen Arbeiter der „Narodnaja-Wolja“-Richtung.

von uns allen und hätten erst als letzter Ihre Aussagen gemacht.“

Im selben Augenblick hörte ich, wie die Tür geöffnet wurde. Ich sprang vom Fenster. Aber es war schon zu spät. An der Schwelle stand der kleine Gehilfe des Gefängnisvorstehers, machte böse Augen und schrie: „Was soll das? Sie kommen für vierundzwanzig Stunden in Arrest bei Wasser und Brot! Werden Sie noch mal beim Schreien oder der Zeichensprache erwischt, dann entziehen wir Ihnen das Recht, Bücher aus der Bibliothek zu bekommen und Besuch zu empfangen!“

Jergins Mitteilung, daß ich als letzter ausgesagt habe, beruhigte mich ein wenig und hob mich etwas in meiner eigenen Meinung. Ich begann gegen meine furchtbare Stimmung anzukämpfen und bekam wieder Lust am Leben. Als ich aus dem Arrest herauskam, entfernte ich den Mikrobenfleck von der Wand, wusch diese mit heißem Wasser ab und stürzte mich über die Bücher. Zum Glück gab es in diesem Gefängnis eine ausgezeichnete Bibliothek.

Je mehr ich las, desto mehr überzeugte ich mich, daß wir Arbeiter die Opfer eines unerhörten, ungeheuerlichen Betrugers sind. Popen aller Religionen, käufliche Tintenkulis, schamlose Henker von Gendarmen, diese ganze vom Kapital bestochene Bande suchte mit allen Mitteln den Arbeiter davon zu überzeugen, daß er in diesem Leben zu dulden und zu gehorchen habe, um die ewige Seligkeit im Himmel zu erlangen. Es gibt aber diese Ewigkeit ebenso wenig, wie es einen Gott oder einen Teufel gibt.

Meine früheren Genossen, die Narodowolzen, von denen ich aus rein geistigen Gründen schon 1895 abgerückt war, die ich aber noch immer wegen ihrer Heldenhaftigkeit, ihrer Hingabe an die Revolution, ihrer Bereitwilligkeit, sich für die Idee zu opfern, sehr hoch einschätzte, sanken jetzt endgültig in meinen Augen.

Nein, die damaligen Narodowolzen hatten nichts mehr gemein mit jenen großen und mutigen Revolutionären, die für die großen Ideale des Sozialismus ihr Leben geopfert hatten. Nein, sagte ich mir, die Narodowolzen würden nicht siegen in dem gigantischen Kampf, zu dem sich die Revolution ent-

wickeln muß. Es war kein bloßer Zufall, daß ich, der von schwerer Arbeit mitgenommene, abgezehrte Arbeiter, mich widerstandsfähiger und fester gezeigt hatte als sie. Ich hatte meinen Halt in jener ungeheuren Kraft gefunden, die der unter dem Banner des revolutionären Marxismus kämpfenden Arbeiterklasse innewohnt. Diese Kraft ist unüberwindlich.

So vergingen Frühling, Sommer, Herbst und Winter 1897. Im Winter wurde mir das Urteil verkündet: Ich war für drei Jahre nach Ostsibirien verbannt. Von meiner Mutter, die mich regelmäßig besuchte, erfuhr ich, daß das Revolutionäre Rote Kreuz, das mir Geld für Tee und Zucker schickte und auch meine Mutter ein wenig unterstützte, für meine Reise einen Schafspelz, Stiefel und — was für mich das Wichtigste war — den 1. Band des „Kapital“ von Karl Marx angeschafft hatte. Den Zeitpunkt meiner Abreise kannte ich nicht genau.

Ich las viel, da ich mich für alle neuen Entdeckungen der Wissenschaft interessierte. Aber tagsüber, wenn ich auf und ab durch meine Zelle marschierte, abends, wenn ich, ein Buch in der Hand, am Tische saß, nachts, wenn ich schlafen ging, und morgens, wenn ich aufwachte, stets begleitete mich der Gedanke, wie schön das Leben der künftigen Generationen unter dem Sozialismus sein werde. Ich fühlte eine neue Kraft in mir, ich fühlte, wie mir Flügel wuchsen. Zwei Gefühle beherrschten mich. Die Liebe zu den unterdrückten und leidenden werktätigen Massen und der intensive, unerbittliche, unversöhnliche Haß gegen alle Parasiten, gegen alle Blutsauger.

Ich war wieder der Arbeiter geworden, der sich gegen die urewige Unterdrückung, gegen Gott, gegen den Zaren und gegen das Kapital erhob. Der Haß verbrannte mich wie Feuer. Alles in mir schrie nach Rache!

„Der Tag der Vergeltung kommt“, sagte ich mir, „sobald der sich auflehrende Arbeiter gesiegt hat“.

## Das Etappengefängnis in Petersburg und der Uhrenturm des Butyrski- Gefängnisses in Moskau

Weder in der Peter-Pauls-Festung noch im Petersburger Untersuchungsgefängnis war es Sitte, dem Gefangenen den Tag seines Abtransportes im voraus mitzuteilen. Dieser Regel getreu, beschränkte sich der Aufseher, der eines Tages in meine Zelle trat, auf die Worte: „Packen Sie Ihre Sachen und kommen Sie mit ins Büro.“ Auf meine Fragen, weshalb, wozu, gab er keine Antwort. Ich vermutete aber, daß ich irgendwohin gebracht werden sollte, um nach Sibirien abtransportiert zu werden. Im Büro händigte man mir die paar Rubel aus, die meine Mutter vom Revolutionären Roten Kreuz für mich bekommen hatte, ließ mich den Erhalt schriftlich bestätigen und übergab mich dann gegen Quittung zwei Begleitsoldaten.

Sie führten mich durch den Hof. Vor dem Tore wartete eine Droschke. Wohin? Ich wußte es nicht. Die Begleitsoldaten waren zwar höflich gegen mich, schwiegen aber auf meine Frage, wohin ich denn gebracht werde.

Draußen schien die Februarsonne. Der Schnee schmolz. Es tropfte von den Dächern. Die Eiszapfen lösten sich von den Dachrinnen und fielen zu Boden. An den Häusermauern, besonders dort, wo die Sonne schien, zwitscherten fröhlich die Spatzen. Krähen und Elstern schrien laut und flogen hin und her. Alles sprach von dem nahenden, langersehnten Frühling. Aufmerksam betrachtete ich alles, was auf der Straße vorging. Die Menschen eilten ihren Sorgen nach. Niemand beachtete einen, der unter Begleitung von Soldaten transportiert wurde. „Es gibt Gauner genug auf der Welt“, sagten die gleichgültigen Blicke, die die eiligen Passanten uns zuwarfen.

Als wir an den Kosakenplatz kamen, wurde mir klar, daß man mich ins Etappengefängnis brachte. Wir fuhren über den Platz an hochbeladenen Heuwagen, an Bauern in Halbröcken



und Halbpelzen vorbei. Die Heukäufer griffen tief ins Innere des festgepackten Heus, zogen eine Handvoll hervor, betrachteten es aufmerksam, feilschten und stritten mit den Bauern, die das Heu verkauften. Einige wurden handelseinig, faßten sich gegenseitig an die Rockschoße, schlugen ein und gingen gemeinsam in die Schenke Tee trinken. Aus dem „Monopol-laden“ kamen in einem fort Lastträger, Landstreicher und Arbeiter mit Schnapsfläschchen in der Hand. Mit einem geschickten Schlag gegen den Flaschenboden entkorkten sie die Flasche, tranken und ließen das berauschende Gift aus dem Flaschenhals direkt in den Mund fließen.

An all diesen lachenden, streitenden, schimpfenden Menschen fuhren wir vorbei und gelangten endlich vor das Tor des Etappengefängnisses. Als man mich ins Büro brachte, fiel mir auf, daß sich hier irgendetwas soeben ereignet haben müsse. Der Gefängnisvorsteher sah voller Ärger die Aufseher an. Diese waren sichtlich verwirrt und überboten sich angesichts des Vorgesetzten an Eifer. Sie untersuchten meine Kleider, meine Stiefel, alle meine Sachen mit unglaublicher Sorgfalt und schienen zu überlegen, ob es nicht das beste wäre, alle Nähte meiner Kleidung aufzureißen und die Sohlen von den Stiefeln abzutrennen.

„Sicher haben Sie in der Schuhsohle Feilen versteckt“, meinte einer.

„Wenn, Gott bewahre, noch mal was passiert, dann können wir was erleben! Hat der uns zugesetzt! Ich bin direkt in Schweiß geraten!“ meinte ein anderer.

Aus dem Gespräch der Aufseher, die lange darüber stritten, ob sie die Sohlen abtrennen sollten oder nicht, entnahm ich, daß soeben jemand aus dem Gefängnis geflohen war, nachdem er die Festungsgitter durchgesägt hatte, und daß der Gefängnisvorsteher außer sich war vor Wut und den Aufsehern gedroht hatte, ihnen „die Fressen vollzuhauen“, „sie vors Gericht zu bringen“ usw.

Als die Gefängnisaufseher meinen Korb durchwühlt und alles darin auf den Kopf gestellt, als sie alle Nähte untersucht und meine Schuhe unzählige Male innen und außen geprüft hatten, beschlossen sie endlich, die Schuhe in Ruh zu lassen,

und führten mich aus dem Büro in die Gefängnikorridore. Sofort schlug mir der unerträgliche, spezifische Geruch, der entsetzliche Gefängnisgestank entgegen.

Durch die vergitterten Glastüren der gemeinsamen Zellen trafen mich Dutzende neugieriger Blicke. Es waren Kriminelle in Gefängnis Kleidung. Ich kam in eine Einzelzelle. Ich erschauerte vor Ekel. Die Zelle war halbdunkel, die Wände klebrig vor Feuchtigkeit, das Bett schmutzig. Unter dem Fußboden quiekten Ratten und Mäuse. Es roch nach Wanzen. Der Gestank, der die Korridore füllte, drang auch hierher. Die Luft war zum Ersticken. Ich klopfte sofort an die Türe.

„Ich will den Vorsteher sprechen“, sagte ich zu dem Aufseher, der herbeikam.

„Wozu brauchen Sie den Vorsteher?“ fragte er.

„Man soll mich in eine andere Zelle bringen“ antwortete ich. „Hier kann kein Mensch es aushalten!“

„Gedulden Sie sich bis morgen, Sie kriegen dann eine andere Zelle. Heute haben wir keinen Platz.“

Das Essen war ekelhaft, das Brot mit Sand vermischt, nicht durchgebacken, kleisterig und trotzdem von brenzlichem Geschmack. Die Suppe, die man mir brachte, stank so und hatte einen derart widerlichen Geschmack, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie anzurühren.

Abends kam der Gefängnisaufseher, der in der Stadt Einkäufe für die Gefangenen machte.

„Morgen werden Sie nach Moskau transportiert, ins Moskauer Etappengefängnis“, sagte er. „Soll ich für Sie was besorgen?“

Ich bestellte Weißbrot und Stockfisch.

„Wozu haben Sie sich solches Zeug bestellt?“ fragte der andere Aufseher, der mir am nächsten Morgen das bestellte halbe Pfund Stockfisch und die zwei Pfund Brot brachte. „Ihre Kameraden haben doch schon alles eingekauft.“

„Welche Kameraden?“ fragte ich; ich glaubte, er wolle mich anführen. „Ich habe hier keinen einzigen Bekannten.“

„Wollen Sie jetzt Ihren Spaziergang machen?“ sagte er gleichsam in Erwiderung auf meine Worte.

Als ich in den Korridor trat, war ich so erstaunt, daß ich mich vor Überraschung kaum fassen konnte. Michail Alexandrowitsch Silwin trat auf mich zu mit den Worten: „Guten Tag, Alexander Sidorowitsch!“ Er stand mit drei mir unbekanntem jungen Leuten zusammen und machte uns sofort miteinander bekannt; es waren die Genossen Friedrich Wilhelmowitsch Lengnik, Konstantin Konstantinowitsch Bauer und M. Lurje. Voller Freude über diese erste Begegnung mit Genossen, nach so langer Einzelhaft, gingen wir alle zusammen in den Hof, um den Spaziergang zu machen.

Bisher war ich mit Genossen aus der Intelligenz nur flüchtig bekannt. Es waren immer kurze, geschäftliche Begegnungen auf der Straße oder in einem Zirkel gewesen. Wir wußten, daß die Polizei hinter uns her sein konnte, daß jede überflüssige Minute, die wir zusammen verbrachten, eine Verhaftung nach sich ziehen konnte. Deshalb pflegte der als Arbeiter verkleidete Genosse aus der Intelligenz, sobald er das Dringendste besprochen hatte, sich schleunigst zu entfernen. Erst jetzt, im Gefängnis, unterwegs nach Sibirien und in Sibirien hatte ich Gelegenheit, diese, wie ich damals glaubte, ungewöhnlichen Menschen näher kennen zu lernen. Sie hatten nichts gemein mit jenem westeuropäischen Intellektuellen-Typus, der aus bloßem Ehrgeiz und in dem Wunsch, eine hervorragende Stellung im Parlament, im Staate einzunehmen, sich der Arbeiterbewegung anschließt. Es waren im Gegenteil Menschen, die ihr Leben ganz der Befreiung der Arbeiterklasse gewidmet hatten, keine persönlichen Vorteile genossen und alles für die Arbeiterklasse opferten.

Ich beobachtete sie aufmerksam. Sie waren alle ebenso jung wie ich. Ihr Gesichtsausdruck, ihre Augen, ihr ganzes Wesen verriet die Freude, sich nach langer Trennung endlich wiederzusehen. Sie waren voller Leben, Fröhlichkeit und jugendlicher Herausforderungslust. Als sie nach vielen Monaten unfreiwilligen Schweigens im Gefängnishof zusammentrafen, ließen sie ihrem Bedürfnis, sich mitzuteilen, frei die Zügel schießen und äußerten laut ihre Begeisterung. Besonders laut waren Bauer und Lurje. Sie erinnerten ein wenig an Schuljungen, die der Schule, der strengen Aufsicht der Lehrer ent-

laufen waren; waren doch die Schule dem Gefängnis und die Lehrer den Kerkermeistern ziemlich ähnlich.

Während meiner zweijährigen strengen Einzelhaft hatte ich mir mein künftiges Leben auf dem Wege in die Verbannung und in Sibirien als Fortsetzung der drückenden Einsamkeit vorgestellt. Um so überraschender war für mich diese plötzliche Begegnung mit marxistischen Genossen. Aus ihren Erzählungen von ihrem Leben während der monatelangen Einzelhaft entnahm ich, daß sie lange kein so strenges Regime zu erdulden hatten wie ich. Alle bekamen sie Besuch von ihren jungen Bräuten, durften Bücher lesen und Briefe von draußen empfangen. Das alles milderte und verschönerte ihre Gefängnisexistenz.

Diese verschiedene Behandlungsweise war nur so zu erklären, daß die Regierung damals die Marxisten noch nicht als die gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde erkannt hatte, die es für sie gab.

Als ich noch frei war, litt ich unter den grausamen Fesseln der Not, unter dem Joch des Kapitalismus; als ich dann in das Festungsgefängnis kam, mußte ich den ganzen Schmerz und alle Bitterkeit der Einsamkeit auskosten. Ich hatte keinen einzigen Freund, der mich besucht hätte. Die Besuche meiner Mutter waren keine Freude, sondern eine Marter für mich. Ich wußte, daß sie nicht fähig war, mich zu verstehen, daß sie sich nicht zum Sozialismus erheben konnte, daß sie mir alle Schuld an ihrem Unglück, an ihrem grenzenlosen Schmerz, an ihrem Entsetzen vor der Zukunft zuschrieb. In ihren Augen las ich den stummen Vorwurf: „Warum mußtest du ein gottloser Sozialist werden, uns alle der Not preisgeben? Warum hast du die Revolution deiner Mutter vorgezogen?“

Ich erinnerte mich an K. Preiß. Auch sie war eine Intellektuelle. Aber welche schrecklichen Erlebnisse hatte ihre furchtbare Handlungsweise bei mir zur Folge gehabt! Wie ein von giftigen Gasen betäubter Bergmann lange nicht zu sich kommen kann, wenn man ihn aus dem Schacht geholt hat, so blieb ich, vergiftet wie ich war, von Mißtrauen gegen die Menschen, gegen die Führer, gegen die Intellektuellen erfüllt; lange Zeit zur Verwunderung meiner Genossen düster und traurig. Während

sie sich über die Begegnung freuten, lachten, und ihre Erlebnisse austauschten, schwieg ich, ohne den furchtbaren Druck von meiner Seele abwälzen zu können.

Am meisten drückte mich das Bewußtsein nieder, daß ich Aussagen gemacht hatte, daß ich im Kampf gegen Schmakow unterlegen, daß ich nicht festgeblieben war, daß ich mich genau so erniedrigt hatte, wie die anderen, die in der Sache der „Narodnaja Wolja“ verhaftet waren. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, den Genossen haarscharf darzustellen, was ich in den acht Monaten Festungshaft erduldet und erlebt hatte, welche Qualen ich durchgemacht hatte, als ich Lehmanns Ratschlag nachgab und meine Aussagen machte.

Ich war darauf gefaßt, daß die Genossen mich verurteilen würden; aber im Gegenteil, sie sagten, auch sie hätten Aussagen gemacht und könnten nichts Schlimmes in meiner Handlungsweise finden. Ich aber fand keine Rechtfertigung für mich. Ich dachte: K. Preiß und die anderen sind Narodowolzen. Diese Genossen stammen aus kleinbürgerlichem oder bürgerlichem Milieu. Du bist wirklicher Arbeiter. Was hat dir das Leben geboten, als du noch frei warst? Nichts, außer Unterdrückung, Elend und Not. Du hast die Freuden des Lebens niemals kennen gelernt. Als du ins Gefängnis kamst, hattest du nichts zu verlieren. Du hättest stark sein sollen wie eine Eiche, die vor keinem Sturm sich beugt, unerschütterlich wie ein Felsen, an dem die wütenden Wellen zerschellen. Du, ein marxistischer Arbeiter, hättest an Standhaftigkeit, an Verachtung jedes Schmerzes die christlichen Märtyrer übertreffen müssen. Deine Bestimmung ist, ein Kämpfer und ein Märtyrer für den Sozialismus zu sein.

„Und trotz alledem“, sagte ich mir, „hast du bei der ersten Prüfung versagt und bist umgefallen wie gemähtes Gras.“

Diese Gedanken quälten mich, während ich im Hof den Genossen zuhörte, die wirr durcheinander sprachen.

Gleich am nächsten Tage wurden wir mit einem Schub Krimineller zum Nikolai-Bahnhof gebracht. Ich kam in einen Wagen neben Genossen Lengnik zu sitzen. Auf dem Bahnhof hatte sich eine Anzahl Menschen eingefunden, die Verwandten und Bekannten meiner Reisegeossen. Unter diesen Menschen

fiel mir ein langer Intellektueller auf mit blassem Gesicht und ein sehr hübsches junges Fräulein. Ersterer war der berühmte legale Marxist Peter Struve<sup>1</sup>. Er wollte von seinem Bekannten, K. K. Bauer, Abschied nehmen. Das schöne Fräulein war die Braut des Genossen Lurje, seine „Kusine“, wie er sie nannte.

Meine Mutter war nicht auf dem Bahnhof. Wir fuhren früher ab, als ursprünglich geplant war, so daß sie nicht mehr rechtzeitig meine Karte erhalten hatte, in der ich ihr unsere Abreise meldete. „Vielleicht ist es besser so“, dachte ich. „Der Abschied wäre ihr wie mir sehr schwer gefallen.“

Der Begleitoffizier wurde nicht müde, immer wieder zu rufen: „Steigen Sie ein, meine Herrschaften. Unterhaltungen auf dem Perron sind verboten.“ Die Genossen hörten nicht auf ihn. Besonders schwer fiel es dem Genossen Lurje, das Gespräch zu beenden und den Blick von dem schönen Gesicht seiner Kusine loszureißen. Endlich sagte man sich endgültig Adieu.

Wir stiegen in den Gefangenenwagen mit den vergitterten Fenstern. Die Verwandten und Bekannten der Genossen, die die Begleitmannschaft zurückzudrängen suchte, schwenkten ihre Tücher und grüßten so lange, bis der Zug sich ratternd in Bewegung setzte und ihren Augen entschwand.

Die Genossen im Wagen waren traurig und nachdenklich. Alle schwiegen und betrachteten durch die Fenster die entschwindende große Stadt. Allmählich verschwanden die Häuser, die öffentlichen Gebäude, die Kreuze der Kirchen. Nur die hohen Fabrikschornsteine, denen schwarzer Rauch entstieg, sah man noch lange. Vor uns erstreckte sich eine traurige, eintönige, ärmliche, schneebedeckte Ebene. Zu beiden Seiten der Eisenbahn fielen uns die großen Strecken abgeholzten Waldes auf. Alle wurden traurig. „Leb wohl, Petersburg! Leb wohl für lange Zeit!“ war die allgemeine Empfindung.

Der Offizier unserer Begleitmannschaft, die uns nach Moskau bringen sollte, unterbrach das Schweigen:

„Meine Herrschaften“, wandte er sich zu uns: „Ich kann nicht mit jedem einzelnen verhandeln. Wählen Sie sich einen Ältesten, der soll das Verpflegungsgeld in Empfang nehmen.“

---

<sup>1</sup> Jetzt steht Struve in einer Front mit den schlimmsten Konterrevolutionären und mit dem Schwarzen Hundert und lebt außerhalb Rußlands.

Silwin zeigte sofort auf Bauer. Alle bestätigten einstimmig die Wahl. Seine erste Sorge war, uns in unserem Kupee möglichst bequem unterzubringen. Die Bänke am Wageneingang waren von den Soldaten besetzt, die in unserer Bewachung abwechselten. An der Türe stand die ganze Zeit über ein Posten. Der größte Teil des Wagens war von den Kriminellen besetzt. Wenn die Begleitmannschaft die Türe öffnete, sahen wir, daß sie dort wie die Heringe in einem Faß zusammengepfercht waren. K. Bauer, der auf einer Bank über den Soldaten saß, sprang in einem Fort von seiner Bank auf und sagte, er könne es vor Gestank nicht mehr aushalten. Den besten Platz überließen wir der Genossin L. Jergina. Die Fahrt von Petersburg nach Moskau verlief glatt. Nur in Twer stritt sich Bauer mit dem Offizier herum. Da keine Erlaubnis davorlag, wollte der Offizier nicht dulden, daß Bauer sich mit seinen Bekannten vom Twerer Semstwo unterhielt, die von ihm Abschied nehmen wollten. Schließlich bekam Bauer, trotzdem es Nacht war, die Erlaubnis dennoch.

Wir näherten uns Moskau. Das war die Stadt, der ich als Narodowolez eine Zeitlang eine gewisse Verachtung entgegengebracht hatte. Moskau hatte die mittelalterlichen russischen Republiken Groß-Nowgorod und Pskow vernichtet. In Moskau war die Selbstherrschaft groß geworden. Moskau war die Stadt des grausamen, unerbittlichen Despotismus, die Wiege des Zarismus, die Stadt, die ganz Rußland unter ihre Fuchtel bekommen hatte.

„Moskau schläft“, sagte Silwin, als man uns in Droschken unterbrachte, um uns nach dem Butyrski-Gefängnis zu bringen.

Er spielte darauf an, daß die Massen in Moskau noch einen tiefen Schlaf schliefen, daß unsere Ankunft weder freundliches noch feindliches Aufsehen erregte.

Aber dasselbe hatte man auch in Petrograd beobachten können.

Die Massen sind träge und gleichgültig. Um sie in Schwung zu bekommen, ist intensive Arbeit notwendig. Das ist eine Arbeit für Jahre, für Jahrzehnte, vielleicht für mehrere Generationen, besonders wenn man eine Stadt wie Moskau nimmt, die 1898 rückständiger war als Petersburg. Der Gedanke, daß

die Massen uns, die wir nach Sibirien gingen, wie Freunde hätten begrüßen können, schien mir damals ein unerreichbarer Traum. „Nein, das ist undenkbar. Darauf muß man noch lange warten“, sagte ich zu mir, als wir in das Tor des Butyrski-Gefängnisses fuhren. Wir wurden im „Uhrenturm“ untergebracht. Ich erfuhr, daß es noch so einen Turm da gab, den „Pugatschew-Turm“, so genannt nach dem Führer des Bauernaufstandes unter Katharina II., einem Uraler Kosaken namens Jemeljan Pugatschew; in diesem Turm hatte er gesessen.

Als wir den großen, runden Raum im oberen Stock des Turmes betraten, sah ich plötzlich zu meiner größten Freude und Überraschung die alten Genossen: Kossolobow, Kupzow, Below. Ich merkte ihnen eine große Veränderung an. Sie waren nicht mehr die exaltierten Jünglinge von damals. Die Leiden der Einzelhaft in der Peter-Pauls-Festung hatten sie zu Männern gemacht. Da sie ganz auf sich selbst angewiesen waren, hatten sie gelernt, selbständig zu handeln.

Aber die Aussagen der Preiß und Tulupows Dummheit hatten auch auf sie, wie es schien, demoralisierend gewirkt. Sie waren in den Führern enttäuscht. Später hatten sie einen Monat mit Prijutow und Bjelewski zusammen gelebt. Die letzteren hatten sich ganz und gar in der Narodowolzen-Richtung entwickelt, hatten allen Konzessionen gegenüber dem Marxismus abgesagt und waren unversöhnlich geworden. Man konnte meinen früheren Genossen den Einfluß Bjelewskis und Prijutows direkt ansehen.

Früher, vor meiner Verhaftung, war ich der Vermittler des marxistischen Einflusses gewesen. Unter meiner Beihilfe, unter meinem Einfluß hatten sie sich von Gott losgesagt und, genau wie ich, sich gegen Gott aufgelehnt. Sie hatten die Religion in sich getötet als einen gemeinen, die Massen irreführenden Betrug. Zusammen mit mir hatten sie zwei Jahre lang nach Sozialisten gesucht. Zusammen mit mir traten sie in die Partei „Narodnaja Wolja“ ein. Zusammen mit mir hatten sie mit den Narodowolzen gebrochen. Genau wie ich hatten sie den brennenden Wunsch gehabt, mit der Bombe in der Faust zu sterben. Zusammen mit mir hatten sie sich von der „Narodnaja Wolja“ losgesagt und sich zum revolutionären Marxismus bekehrt.



Aber von uns allen war ich allein dem Marxismus treu geblieben. Sie erklärten mir sofort, daß sie wieder Narodowolzen seien. Besonders unversöhnlich war Genosse Kupzow. Er zog seine hohe, weiße Stirn zusammen und sagte:

„Wir haben als Narodowolzen im Gefängnis gelitten und gehen als Narodowolzen hinter das Uralgebirge, an die einsamen Ufer der Lena!“

Noch einen anderen neuen Zug stellte ich bei meinen Genossen fest. Sie sprachen viel von Frauenschönheit und Frauenliebe.

Auch bei den intellektuellen Genossen schien diese Seite des Lebens eine große Rolle zu spielen. Sie sprachen miteinander von ihren Bräuten, die sie besucht hatten. Sie spotteten über M. Lurje, der sichtlich traurig geworden war, seitdem er in Petersburg von seiner Kusine Abschied genommen hatte.

Bis zu meiner Verhaftung hatte ich die Genossen von einer einzigen, von ihrer besten Seite gesehen. Ich hatte sie immer nur hingerissen von der revolutionären, unterirdischen Arbeit gesehen. Restlos waren sie dieser Arbeit ergeben. Und das war auch kein Wunder. Eine so ungeheuere, zugleich aber auch unmerkliche anonyme Arbeit, wie sie unsere Partei damals und später noch leistete, wurde nirgendwo sonst in der Welt vollbracht. Galt es doch, den damals halbbarbarischen russischen Arbeiter bis zu den Höhen des Sozialismus hinaufzuentwickeln. Es war darum kein Wunder, daß jeder Genosse seine ganze Persönlichkeit restlos in den Dienst der Arbeit stellen mußte. Alle seine Worte, alle seine Handlungen, alle seine Taten gehörten der einen großen Sache. Er lebte nicht für sich. Er lebte nur für das Ideal, für die große Idee des Sozialismus.

Ein solcher Mensch war kein Durchschnittsmensch. In meinen Augen war er stets von einem Nimbus umgeben. Ich habe nur eine Braut, nur eine Frau, nur eine Mutter, schien er zu sagen, und das ist die Revolution!

Aber im Gefängnis, und besonders in der Verbannung, verurteilt zum müßigen Leben, kehrten diese Menschen ihre andere Seite hervor, die bis dahin unterdrückt und von höheren Interessen übertäubt war. Ihr privates, persönliches Le-

---

<sup>1</sup> Fluß in Sibirien. Anm. d. Übers.

ben trat in den Vordergrund. Wenn diese Seite des Lebens zu sehr die Überhand gewann, nahm sie manchmal sogar abstoßende Formen an. Das schöne, vergeistigte Bild des revolutionären Kämpfers trübte sich, mußte vor dem Allzumenschlichen, Persönlichen in den Hintergrund treten.

Vor der Verhaftung hatten wir ausschließlich revolutionäre Lieder gesungen und Gedichte gelesen, die von den Leiden der Massen, von der Schönheit heldenhafter Selbstaufopferung sprachen. Hier im Gefängnis mußte ich zu meiner Verwunderung feststellen, daß meine Genossen oft genug Lieder sangen, in denen von der Liebe die Rede war. Kossolobow, Kupzow und Below sangen oft die Verse:

„Der Zufall hat uns zusammengebracht,  
Im Blute brannte Begier.  
Wir haben uns nicht lange bedacht  
Und bald gehörtest du mir.“

Von dieser Atmosphäre der Verliebtheit spricht auch Tolstoi bei seiner Schilderung der Sozialisten, die in seinem Roman „Auferstehung“ nach Sibirien, in die Katorga, in die Verbannung verschickt werden.

Fast jeder intellektuelle Genosse hatte eine Braut, die ihn besuchte und ihm später auch nach Sibirien folgen wollte.

Die Arbeiter wurden, wie ich merkte, nur von ihren Müttern besucht. Die fortgeschrittenen Arbeiter von damals, die auf einem unvergleichlich höheren Niveau als der Durchschnitt der damals noch nicht erwachten Massen standen, fühlten sich von den intellektuellen Frauen angezogen. Doch die revolutionäre Arbeit nahm sie so restlos in Anspruch, daß sie an kein persönliches Leben denken konnten. Sie standen einsam. Die Mütter, die zu ihrem Besuch kamen, teilten noch nicht die Begeisterung ihrer Söhne für den Sozialismus. Erst in der späteren Epoche, als die großen Massen in Bewegung gerieten, kam der Typus auf, den Gorki in seinem Roman „Die Mutter“ schildert.

Sah ich, wie Genosse Lurjes Augen vor Freude strahlten, wenn er von seiner „Kusine“ einen Brief erhielt, beobachtete ich, welch einen großen Platz die Genossen in ihrem Leben diesen persönlichen Angelegenheiten einräumten, dann hatte ich

ein doppeltes Gefühl. Einerseits beneidete ich sie. Andererseits sagte ich mahnend zu mir selber, daß ich zu jener Arbeiterschicht gehörte, der es beschieden sei, für die große Sache zu leiden und unterzugehen. In diesem unerbittlichen Kampf war ich zum Untergang verurteilt. Das Konsequenteste wäre gewesen, trotz der Gitter und der Mauern zu fliehen und mich wieder in den ungleichen Kampf zu stürzen! Aber dies letztere war noch unmöglich. Die Partei war damals zu schwach, um die Existenz illegaler Revolutionäre zu ermöglichen. Wie Zederbaum (L. Martow) in seinen Erinnerungen erwähnt, wurde beschlossen, nach Sibirien zu gehen und dort bessere Zeiten abzuwarten. Deshalb mußte ich volle drei Jahre in der Verbannung sein. Deshalb konnte ich nicht meinen Wunsch, mein aufrichtiges jugendliches Streben befriedigen, im Kampfe für die Befreiung der Arbeiterklasse zugrunde zu gehen. Das war bitter. Ich litt unsagbar darunter.

Ich haßte das alte Rußland mit seinem Zaren, seinen Popen und Gendarmen. Ich haßte die kapitalistische Gesellschaftsordnung. Ich fand Freude in der Müdigkeit, die sich jedesmal meiner bemächtigte, wenn ich von der schweren Schufterei in der Fabrik und der revolutionären Arbeit zurückkehrte. Jeden Tag den Hammer gegen den Zarismus, gegen das Kapital, gegen die Mauern dieser furchtbaren Gesellschaftsordnung zu schwingen, unerbittlich, unaufhörlich mit aller Wucht dreinzuschlagen — das hätte mir Freude gemacht! Ich hätte so lange den Hammer schwingen, so lange dreinschlagen mögen, bis diese Mauern zusammenstürzten, bis das Ungeheuer, der Zarismus und das Kapital tot am Boden lagen.

„Weshalb sind Sie so traurig und düster? Wir alle lachen und scherzen, sind fröhlich . . . Nur Ihr Gesicht hellt sich niemals auf?“, fragten mich die Genossen Lurje und Bauer.

„Ich schäme mich vor mir selber, weil ich Schmakow nachgegeben und vor den Gendarmen Aussagen gemacht habe“, antwortete ich.

„Aber lassen Sie doch!“ meinte Lurje. „Denken Sie, welche Ehre es ist für einen Revolutionär, in Sibirien, hinter dem Uralgebirge zu hausen! Das heißt zum ersten Male Pulver riechen!“

Wie zur Antwort auf diese Worte ertönte das Lied:

„Brüder, zur Sonne, zur Freiheit . . .“

Kossolobow, Below und Kupzow sangen das Lied.

Erst vor kurzem hatte ein Genosse es verfaßt. Sein Name blieb leider unbekannt<sup>1</sup>. Unsere Genossen hatten das Lied von einer eben nach Sibirien abtransportierten Gruppe politischer Verbannter übernommen. Ich hörte es zum ersten Male; wir fanden es alle wunderschön und waren ganz begeistert davon.

Aber außer diesem revolutionären Lied hörten wir auch noch zwei schöne, feierliche Hymnen: „Tobt, Tyrannen“ und „Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte“. Diese beiden Hymnen waren von dem Genossen Krschischanowski gemeinsam mit Martow aus dem Polnischen übersetzt worden. Die Musik dazu war den polnischen Hymnen aus der Aufstandszeit entnommen.

An der Innenseite der Tische entdeckte ich zufällig Aufschriften in lateinischer Schrift: Tschekalski, Kowalewski, Prominski, Petraschek, Kulik usw. Das waren polnische Genossen, die vor uns über Moskau nach Sibirien gegangen waren und hier ihre Namen eingetragen hatten.

Ich möchte dem Leser jetzt die Genossen vorstellen, mit denen zusammen ich nach Sibirien gehen sollte und mit denen ich mich im „Uhrenturm“ des Butyrski-Gefängnisses befand.

Von den Genossen Kossolobow, Kupzow und Below habe ich schon gesprochen. Den Genossen M. A. Silwin habe ich nur flüchtig erwähnt. In der Freiheit hatten wir uns selten gesehen. Erst im Gefängnis lernte ich ihn näher kennen. Es war ein begeisterungsfähiger, lebensfroher Mensch, der, wie es schien, das Leben und die Frauen liebte. Er stammte aus einer Kleinbürgerfamilie in Nischni-Nowgorod. Es gelang ihm, die Realschule zu absolvieren. Wie so mancher andere ermöglichte er sich den Schulbesuch durch Stundengeben. Schon in Nischni-Nowgorod begann er, sich für die Arbeiterbewegung zu interessieren. In Petersburg besuchte er dann die Universität und trat bald in den „Kampfverband“ ein. Von seinen Fähigkeiten zeugt allein schon die Proklamation, die er zum

<sup>1</sup> Genosse Buntsch Brujewitsch bezeichnet Gen. Pjotr Leonow (Radin) als Verfasser.

ersten Mai 1896 verfaßte. Sie gefiel den Arbeitern außerordentlich. Er selber sagte mir, daß er der Verfasser sei<sup>1</sup>.

Er begeisterte sich sehr für die schöne Literatur und las, wie er sagte, Puschkins „Eugen Onjegin“ und Gogols „Tote Seelen“ jedes Jahr einmal. Das Referat, das er in unserem Zirkel gegen die Narodowolzen und für den Marxismus hielt, machte starken Eindruck auf uns. In seiner Begeisterung für schöne Frauen, idealisierte er sie: „In der Frau“, sagt er, „ist alles Schöne, wonach die Menschheit strebt, verkörpert.“

Schon damals zeigte sich bei ihm die Neigung, den Wert des legalen Marxismus zu überschätzen. Er gab aber Grund zu großen Hoffnungen<sup>2</sup>. Stets trug er eine graugelbe Jägerjoppe und Hose, was ihm ausgezeichnet stand. Er war der Freund Friedrich Wilhelmowitsch Lengniks.

Dieser letztere war das gerade Gegenteil Silwins. Während man bei Silwin allerlei Züge von Unbeständigkeit, ja Leichtsinns finden konnte, machte Lengnik den Eindruck eines strengen, unbeugsamen, in seinen Neigungen äußerst beständigen Menschen. Er hatte einen schwarzen Bart und trug eine Arbeiterbluse. Sein Äußeres war so ernst und streng, daß ich mich anfangs vor ihm fürchtete. Und dennoch hatte dieser Genosse ein sehr zartes Herz. Er war gütig und weich. Er machte den Eindruck eines Menschen, der seiner Lebensaufgabe bis zu Ende treu bleibt.

In Petersburg hatte er sich dem „Kampfverband“ angeschlossen. Seine Verhaftung erfolgte, gleich nachdem er sein Studium am Technologischen Institut beendet hatte. Er ging also schon als fertiger Ingenieur in die Verbannung. Er las viel, besonders im Untersuchungsgefängnis. Er stand um fünf

---

<sup>1</sup>Die vom Petersburger „Kampfverband“ herausgegebene Proklamation zum 1. Mai 1896 hat Genosse Lenin im Gefängnis verfaßt und dann in die Freiheit durchgeschmuggelt. Anm. d. Istpart.

<sup>2</sup>Michail Alexandrowitsch Silwin beteiligte sich aktiv und in hervorragender Weise an der Organisation der alten „Iskra“-Gruppen in Rußland und an dem Kampfe gegen den Ökonomismus. Als er verhaftet war, verhinderte es ein unglücklicher Zufall, daß er die berühmte Flucht der „Iskra“-Leute aus dem Lukjanowski-Gefängnis in Kiew mitmachte. Er saß beinahe drei Jahre im Gefängnis. Erst nach der Spaltung der Partei 1903 ging er ins Ausland, schloß sich Plechanow an und beteiligte sich an den Verirrungen der Menschewisten. Gegenwärtig gilt er als parteilos, genießt großes Vertrauen bei der Sowjetregierung und arbeitet in Sowjetinstitutionen mit.

Uhr morgens auf und ging gleich an die Lektüre. Er hatte eine gewisse Neigung zum Neokantianismus<sup>1</sup>.

Silwin und Lengnik erwähnten in ihren Gesprächen mit den Genossen Bauer und Lurje oft den „Alten“, den „Iljitsch“. Aus diesen Gesprächen ging hervor, daß dieser mir unbekanntes „Iljitsch“ ein besonders hervorragender Mensch und der Führer des „Kampfverbandes“ war. Charakteristisch ist, daß sie, wenn sie von Martow sprachen, diesen niemals auf eine Stufe mit Lenin stellten. Schon damals, ganz zu Beginn der Tätigkeit unserer Partei betrachteten alle, die Wladimir Iljitsch (Lenin) und Julij Ossipowitsch (Martow) kannten, nur den ersteren als eine wahre Führerpersönlichkeit.

Konstantin Konstantinowitsch Bauer war der typische Intellektuelle von siebenundzwanzig, achtundzwanzig Jahren. Er war mittelgroß, blond, hatte graue Augen, war sehr lebhaft und ziemlich geschickt. Seiner Bildung nach Jurist, entzweite er sich mit seiner ganzen reichen und aristokratischen Verwandtschaft und schloß sich dem revolutionären Marxismus an. Es war ihm jedoch noch nicht gelungen, die revolutionäre Taufe zu bekommen. Kein einziges Mal noch war er in Arbeiterzirkeln gewesen.

Soweit ich mich erinnern kann, überschätzte er die Bedeutung des legalen Marxismus und neigte ebenfalls dem Neokantianismus zu. Da er an der „Freien Ökonomischen Gesellschaft“ mitarbeitete und überhaupt ein geistig bedeutender Mensch war, hielten ihn die Gendarmen für den Führer des „Kampfverbandes“.

Wahrscheinlich aus diesem Grunde wurde er ganz weit verbannt, nach Wercholensk (Gouv. Irkutsk). Er besaß unglaubliche Energiereserven, die er noch gar nicht für die revolutionäre Arbeit verbraucht hatte. Er war im Gefängnis ein mustergültiger „Ältester“ und vertrat ungemein geschickt und energisch unsere Interessen vor der Gefängnisverwaltung.

Der jüngste aller Genossen, mit denen ich von Moskau abreiste, war Genosse M. Lurje. Er stammte aus Wilna. Sein Lehrer war Martow. Bald verfiel er in Nachdenken und ver-

<sup>1</sup> Gen. Lenin debattierte (Sommer 1899) mit Gen. Lengnik über das Neokantianertum im Dorfe Tessj, Bezirk Minussinsk (Sibirien).

zehrte sich in Sehnsucht nach seiner „Kusine“, bald sprang er begeistert umher, sang revolutionäre Lieder und rief: „Wir fahren nach Sibirien! Nach Sibirien!“ Er und die anderen Genossen sprachen oft von Nansens Buch über die Reise zum Nordpol.

Im „Uhrenturm“ trafen wir den Genossen Winokur. Er war ein Halb-Intellektueller, hatte das Gymnasium als Externer beendet, stammte aus Odessa. Ein typischer Ökonomist, der den rein wirtschaftlichen Kampf überschätzte. In der Stadt Wiljujsk unterlag er als erster der Agitation des Anarchisten Machaiski und übte einen negativen Einfluß auf die Genossen Kossolobow und Kupzow aus, die als Anarchisten der Machaiski-Richtung aus Wiljujsk zurückkehrten.

Der älteste Aufseher des „Uhrenturms“, ein langer kahlköpfiger Alter, hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis; nach zwanzig Jahren noch erkannte er die Politischen, die einst über das Butyrski-Gefängnis nach Sibirien oder in die Katorga transportiert worden waren. Im „Uhrenturm“ lernte ich zum ersten Male das Schachspiel kennen. Mit Tinte wurde auf einem Stück dicken Packpapiers ein Schachbrett gemalt. Die Figuren wurden aus Schwarzbrot zusammengeknetet. Der beste Spieler war, soweit ich mich erinnere, Lengnik.

Alle zusammen, Intellektuelle und Arbeiter, saßen in einer Gemeinschaftszelle. Wir suchten unsere Zeit auszunutzen. Wir lasen viel. Wir bildeten Zirkel für alle Gebiete des Wissens. Aber der ewige Lärm, das Lachen, das Singen revolutionärer und anderer Lieder, das alles sprach von der Lebhaftigkeit der Bewohner des „Uhrenturms“. Die meisten Aufseher überzeugten sich, daß sie mit den Politischen nicht fertig wurden, gaben jeden Kampf auf und ließen uns nach Herzenslust lärmern, schreien, singen. Einen Aufseher aber gab es, der sich vor den Vorgesetzten fürchtete. Er weinte fast und bat uns, doch nicht so laut zu singen.

Besonders gut sang Lengnik ukrainische Volkslieder. Das waren Lieder aus alter Zeit, in denen noch ein schwaches Echo des großen Kampfes zwischen den unterdrückten ukrainischen Bauern und dem polnischen Adel, den polnischen Landmag-naten, lebte.

Wenn ich diese Lieder hörte, sah ich in meiner Phantasie die südrussischen Steppen, den Dnjepr, die alten Kirgisengräber, von denen Schewtschenko, Gogol und Korolenko sprechen.

Michail Silwin konnte sehr gut Gedichte deklamieren. Oft las er uns z. B. das Gedicht vor: „Auf den Tod des Gendarmerieobersten Mesenzew“, der bekanntlich von dem Narodowolzen Stepnjak-Krawtschinski getötet wurde.

Die Zelle in dem unteren Stock des „Uhrenturms“ blieb lange Zeit leer. Während der Osterfeiertage erschien dort aber ein Insasse, irgend ein hoher, ungetreuer Beamter, der einer riesigen Bestechung angeklagt war.

Während wir hauptsächlich mit der Gefängnissuppe vorlieb nehmen mußten, wurde er während der Feiertage mit allerlei Pirogen, Kuchen, Torten und anderen Leckereien, die ihm seine Verwandten und Bekannten ins Gefängnis brachten, überhäuft.

Einmal schickte er uns durch den Aufseher einen Teil dieser Leckereien. Als Genosse Bauer erfuhr, daß all diese schönen Sachen von einem der Bestechung angeklagten Beamten stammten, lehnte er die Annahme ab und beauftragte den Aufseher, sie dem Beamten zurückzubringen.

Hier im Gefängnis stießen zwei radikal verschiedene Lebensweisen aufeinander. Die eine, die die Arbeiter verteidigten, war die Lebensweise des arbeitenden Menschen. Wir waren gewohnt, früh zu Bett zu gehen und früh aufzustehen. Die andere war die Lebensweise der Intellektuellen, die Lebensweise der russischen Herren. Sie machten gerne die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht. Leider steckt unsere Intelligenz auch die Arbeiter mit dieser Gewohnheit an, spät zu Bett zu gehen und spät aufzustehen. Die Arbeiter, die gerne die Intelligenz nachahmten, gewöhnten sich sehr leicht daran, bis lange nach Mitternacht aufzubleiben und erst gegen zehn, elf Uhr morgens aufzustehen. Diese Herrengewohnheit war mir stets zuwider; ich kämpfte unermüdlich gegen sie an. Aber es war unmöglich, zu einer normalen Abendstunde einzuschlafen. Den ganzen Abend, bis in die tiefe Nacht hinein, war unser „Uhrenturm“ voller Lärm und Stimmengewirr. Die Debatten und Ge-



sprache wollten nicht enden. Nachts wurden alle Weltfragen gelöst. Besonders unermüdlich war Genosse Bauer. Wenn alle schon schliefen, schlich er an irgendein Bett, meistens zu dem Genossen Silwin, kniete davor nieder und begann zu flüstern und irgendeine Debatte über Kant oder über das „Ding an sich“ weiterzuspinnen, bis Genosse Silwin rabiat wurde und schrie: „Scher dich doch endlich zum Teufel!“ Erst dann, so gegen zwei Uhr, entschloß sich Genosse Bauer, zu Bett zu gehen, wobei er nicht aufhörte, zu brummen, daß man hier gezwungen sei, mit den Hühnern schlafen zu gehen.

Bald nach unserer Ankunft mußten wir uns alle zusammen aus dem „Uhrenturm“ ins Gefängnisbüro begeben. Wir waren betroffen von der großen Zahl Krimineller, die ihrer Verschickung in die Katorga oder in die Verbannung harrten. Der Klang der Fuß- und Handfesseln, die zur Hälfte kahl rasierten Köpfe, der unerträgliche Gestank, der die Zelle und den Gefängnis Korridor füllte, das alles prägte sich scharf meinem Gedächtnis ein. Unter den Kriminellen waren alle Völkerschaften vertreten: Großrussen, Ukrainer, Weißrussen, Polen, Kaukasier, Tataren usw. Unaufhörlich schalt irgendein grobschnäuziger Gehilfe des Gefängnisvorstehers bald diesen, bald jenen Kriminellen aus. Unaufhörlich hagelten die gemeinsten, wütesten Schimpfworte: „Kanaille, Hundesohn, Strafarrrest, fünfundzwanzig auf den bloßen Hintern usw. usw.“

Wir hatten eben Melschins „Aus der Welt der Ausgestoßenen“ gelesen. Der Verfasser idealisiert weder das Gefängnis noch die Gefängnisinsassen. Aber die Wirklichkeit, die sich uns da bot, übertraf all diese furchtbaren Schilderungen. Es fiel uns auf, mit welcher Hast die Gefangenen, ganz besonders die Kaukasier, mit ihren Töpfen in den Korridor eilten, um ihre Suppe und ihre „Kascha“ in Empfang zu nehmen.

Die Passionswoche war vorbei. Es war in der Ostersonntagsnacht. Ich haßte die christlichen Feiertage und legte mich, gewissermaßen aus Protest gegen sie, früh zu Bett. Trotz des Lärms und des Geschreis der Genossen schlief ich in dieser Nacht früh ein. Merkwürdige Geräusche, die mir bald wie das Rauschen von Meereswellen, bald wie die Melodie eines Riesen-

orchesters vorkamen, weckten mich. Es war Mitternacht. Die Sterne leuchteten durchs offene Fenster und die Wellen eines ungewöhnlichen Glockengeläutes, wie ich es noch nie gehört hatte, ergossen sich in das Zimmer. Es läutete von allen Glockentürmen der „vierzimal vierzig“ Kirchen von Moskau. Die ganze Stadt schallte wider von diesem Glockenläuten. Ich wurde ganz wach und sah, wie die Genossen aufmerksam lauschten. Diese schwingende, gleichmäßige Musik erinnerte mich an das Glockengeläute von Groß-Nowgorod, sie wiegte mich ein, und ich sank wieder in Schlaf.

Am nächsten Tag kam der Aufseher und sagte zu mir: „Kommen Sie mit, Sie bekommen Besuch.“ Gleichzeitig mit mir ging, nein flog Genosse Lurje, den seine Kusine besuchen kam. Ich konnte kaum Schritt mit ihm halten und zerbrach mir den Kopf: „Wer mag mich hier in Moskau, wo ich keinen Menschen kenne, besuchen?“ Da sah ich meine schmerzgebeugte und weinende Mutter.

Der Brief, den ich ihr aus dem Petersburger Etappengefängnis geschrieben, in dem ich ihr meine Abreise gemeldet und sie gebeten hatte, zu kommen, um Abschied zu nehmen, war im Gefängnisbüro und beim Staatsanwalt eine ganze Woche liegen geblieben. Am Tag meiner Abreise war Besuchstag, und ohne etwas zu ahnen, ging meine Mutter ins Gefängnis. Sie saß lange da und wartete, bis man sie aufrufen würde. Endlich fiel sie dem ältesten Aufseher auf.

„Worauf warten Sie denn? Ihr Sohn ist schon weg nach Sibirien. Sie können ihn vielleicht noch in Moskau einholen.“

Diese unerwartete Nachricht, dieser neue Schmerz traf meine Mutter wie ein Donnerschlag. Sie fiel in Ohnmacht. Verwandte von gefangenen Genossen, die im Besuchsraum waren, nahmen sich ihrer an. Jemand sagte ihr, daß sie vom Staatsanwalt die Erlaubnis bekommen könne, mich in Moskau aufzusuchen. Als sie sich von ihrer Ohnmacht erholt und deutlich begriffen hatte, daß ihr „liebster“ und, wie sie sagte, „bester“ Sohn nicht mehr da war, überkam sie die unbezwingbare Sehnsucht, mich noch ein einziges Mal in Moskau zu sehen und Abschied von mir zu nehmen. Mit Hilfe jener Ver-

wandten und der Genossen, die ihr Geld für die Reise gaben, bekam sie auch vom Staatsanwalt die Erlaubnis und reiste trotz ihrer kranken Beine nach Moskau. Direkt vom Nikolai-Bahnhof begab sie sich durch die fremde Stadt zu Fuß nach dem Butyrski-Gefängnis. Unterwegs wurde sie mehrere Male von Schutzleuten angehalten, die sie wegen ihrer schlechten und zerrissenen Kleidung für eine Bettlerin hielten und verhaften wollten. Aber die schriftliche Erlaubnis, die sie vom Petersburger Staatsanwalt hatte, bewahrte sie vor weiteren Unannehmlichkeiten.

Als sie im Butyrski-Gefängnis ankam und erfuhr, es wäre schon zu spät zu einem Besuch, ging sie in einen Bauerngasthof, brachte die Nacht schlaflos zu und lief, sobald der Morgen dämmerte, wieder ins Gefängnis. Dort mußte sie noch mehrere qualvolle Stunden warten, bis man sie aufrief.

Ungeheures, grenzenloses Leid lag in ihrem Gesicht. Sie umarmte mich hastig und brach in Tränen aus. Bis jetzt hatte sie in ihrem tiefsten Inneren nicht die Hoffnung aufgegeben, daß man ihr den Sohn zurückgeben werde. Jetzt sah sie alle ihre Hoffnungen gescheitert.

Weinend betrachtete sie mich und konnte ihren Blick nicht von mir losreißen. Wie ein Augenblick flogen ihr die dreißig Minuten Besuchszeit vorbei. Der älteste Aufseher hatte schon einige Male wiederholt: „Die Besuchszeit ist zu Ende, meine Herrschaften!“ Sie wich nicht von der Stelle, wollte nicht fortgehen. Sie küßte mich immer wieder, sah mir tief in die Augen und weinte unaufhörlich. Der Aufseher, der es satt bekam, noch länger zu warten, trat auf sie zu, faßte ihre Hände und zog sie weg. Sie weinte unaufhaltsam und suchte sich von ihm loszureißen.

„Leb wohl, leb wohl, Mutter!“ rief ich, als ich den Raum verlassen mußte.

„Leb wohl, Sascha, mein liebster Sohn“, hörte ich noch.

Traurig und düster ging ich in den „Uhrenturm“ zurück. Genossen Lurjes Augen strahlten vor Glück.

Endlich brachte uns Genosse Bauer aus dem Gefängnisbüro die Nachricht, daß wir bei der nächsten Gelegenheit mit einem Schub Krimineller nach Sibirien aufbrechen würden. Wir trafen alle Anstalten zur Abreise. Es waren die Frühlingstage, wo die letzten Schneereste schmelzen, wo die Bäche heiter rauschen, wo die nackte, schwarze, noch nicht mit ihrem grünen Teppich bedeckte Erde dampft. Wir fuhren zum Bahnhof.

„Leb wohl, Moskau!“

Als wir damals nach Sibirien gingen, ahnte keiner von uns, daß du, Moskau, so bald dich gegen den Zaren, gegen die ewige Unterdrückung erheben würdest!

III

VERBANNUNG NACH SIBIRIEN



# V e r b a n n u n g

Dem Gedächtnis des ausgezeichneten  
Bolschewiken und Revolutionärs Viktor  
Konstantinowitsch Kurnatowski.

Wir wurden zum Kasanski-Bahnhof nicht etwa zusammen mit dem Transport der Kriminalverbrecher gebracht, sondern getrennt von diesen, in Droschken und unter Bewachung von Soldaten. Damit wollte man wahrscheinlich jede Fluchtmöglichkeit verhindern und ein Zusammentreffen mit Arbeitern unmöglich machen.

Wir mußten länger als eine Stunde warten, bis endlich auch die Kriminellen am Bahnhof ankamen. In ihren langen, grauen Röcken, den flachgedrückten Mützen ohne Schirm, mit ihren zur Hälfte glatt rasierten Köpfen und den hinten auf dem Rücken eingenähten Karo-Ab-Zeichen, boten sie ein äußerst deprimierendes, trauriges Bild.

Das Fluchen der Soldaten, das Geschimpfe und Kreischen der Frauen, das Kettenklirren, dieser ganze ununterbrochene, verwirrende, ohrenbetäubende Lärm füllte den Bahnhofsperron und ergoß sich in die Eisenbahnwagen. Diese wurden derart mit Gefangenen vollgepfropft, daß nicht nur die Bänke, sondern jedes Fleckchen auf dem Boden, in den Gängen und zwischen den Bänken besetzt war. Ein säuerlicher, ekelerregender Gestank, den die Sträflinge, wie es schien, in den Falten ihrer Kleidung aus dem Gefängnis mitgebracht hatten, füllte bald alle Wagen und drang auch zu uns.

Sobald der Zug sich in Bewegung setzte, erscholl als letzter Abschiedsgruß ein Weinen, ein Klagen, Heulen und Rufen der Frauen, Mütter und Schwestern; sie glaubten, daß die Gefangenen dem sicheren Untergang im fernen, unbekanntem Sibirien entgegengingen. Man sah, wie die Zurückgebliebenen den davonsausenden Zug gierig mit den Augen verfolgten, das letzte Lebewohl riefen und mit den Taschentüchern winkten. Inzwischen beschleunigte der Zug seine Fahrt und brauste dahin. Die Genossen wurden alle nachdenklich und schauten stumm

der verschwindenden Stadt nach, als ob sie Abschied von ihr nehmen wollten. Nur ganz allmählich schüttelten sie den Druck der Stunde von sich ab. Dann begann ein allgemeines Gespräch. Wie bei der Ankunft in Moskau beklagte sich M. Silwin darüber, daß unsere Abreise unbemerkt geblieben war und weder freundliche noch feindliche Kundgebungen hervorgerufen hatte. Zerstreut nur hörte ich zu. Die wechselnden Bilder der russischen Natur nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Schnee war schon geschmolzen. Schwärme von Krähen, Elstern und Dohlen flogen über den Feldern. Noch vor kurzem hatten hier Winterstürme getobt, waren diese Felder mit Schnee und eisigem Frost bedeckt; jetzt aber sah man schon hier und da einen Bauer das Pferd antreiben und die feuchte Erde mit dem Pflug aufwühlen. Die Knospen der Bäume waren schon dick angeschwollen, und Gras lugte aus dem Boden. Auf den Stationen waren schon die ersten Lerchen zu hören . . . Überall erwachte die Erde in ihrem unüberwindlichen Lebensdrang. Unser Zug jagte nach Osten und durchschnitt den unendlichen Raum, der vor uns lag. Manchmal schien er unbeweglich auf einem Fleck festzustehen, und die Felder, die Wälder, die Dörfer und Städte schienen mit schwindelerregender Schnelligkeit an uns vorbeizurasen.

Die Unermeßlichkeit, durch die uns der Zug dahintrug, riß mich mit und erregte mich. Zum ersten Male sah ich unser Land vor mir, das große, schweigsame, geheimnisvolle; ich sah in Gedanken das gewaltige, unermeßliche Sibirien mit seinen Frösten, seinem Schnee und Eis.

Wir näherten uns der Wolga; es fiel mir auf, wie verhältnismäßig wenige Wälder es hier gab. Ich, der in Petersburg groß geworden war, hatte mir unser Land ganz anders vorgestellt. Ich sah, wie irrsinnig und schonungslos man die Wälder abgeholzt hatte und stellte mir lebhaft die Raubwirtschaft vor, die die Kapitalisten, die Adligen und die zaristischen Beamten im Lande trieben.

Mit Interesse betrachtete ich in der Nähe von Sysran die großrussischen Dörfer auf dem rechten Ufer der Wolga; kunstvolle Holzschnitzereien zierten die Dächer, Fensterläden und Türen der Häuser.



Wir fuhren immer weiter nach Osten und passierten bald Samara, das Gebiet links der Wolga und Ufa. Die Gegend änderte ihren Charakter; wir kamen allmählich in die Ausläufer des Urals. Da mir bis dahin nur die Ebene bekannt war, konnte ich mich an den frappierenden, ungewöhnlichen Bildern einer Gebirgsgegend gar nicht satt sehen.

„Wir sind hinter dem Ural!“ schrie begeistert Genosse Lurje, als wir die Stadt Tscheljabinsk erreichten.

Hier begannen sibirische Sitten. Der Zug fuhr langsamer und hielt länger an jeder Station. Als wir den Irtysch hinter uns ließen, stand zu beiden Seiten des Eisenbahndammes wie ein drohendes Heer die Taiga<sup>1</sup>. Sie umringte uns von allen Seiten und begleitete uns bis nach Krasnojarsk. Wie ein schmales Band schlängelte sich die Lichtung dahin, durch die der Zug fuhr. Fichten, Tannen, Zedern und andere sibirische Bäume streckten uns ihre ewig grünenden Zweige entgegen. Es wurde merklich immer kälter. In der Taiga lag noch Schnee. Wir kamen in Gebiete, wo noch Winter war.

Auf der Knotenstation „Taiga“, wo eine Linie nach der Stadt Tomsk abzweigt, erzählten uns die Genossen M. Silwin und M. Lengnik eine wahre Geschichte, nach der man sich ein deutliches Bild von der Bestechlichkeit der am Bau der sibirischen Eisenbahn beschäftigten Ingenieure machen konnte. So wurde die Universitätsstadt Tomsk, eines der Hauptzentren Sibiriens, umgangen und dadurch dem Niedergang preisgegeben, nur weil sie sich geweigert hatte, die geforderten Bestechungsgelder zu zahlen.

Endlich erreichten wir die Stadt Krasnojarsk und wurden in dem dortigen Etappengefängnis bis zur weiteren Entscheidung über unser Schicksal untergebracht. Das große, außerhalb der Stadt gelegene Gouvernementsgefängnis war von einer hohen Wand riesenhafter, nach oben spitz zulaufender Baumstämme umgeben, die in die Erde eingegraben und ganz dicht aneinander gefügt waren.

Sobald die Begleitmannschaft uns im Gefängnisbüro abgeliefert hatte und wir durch den Hof, vorbei an allerlei Gebäu-

---

<sup>1</sup> Sibirischer Urwald. Anm. d. Übers.

den aus dicken Holzbalken, in unsere Zelle gekommen waren, begann der Kampf mit der Gefängnisverwaltung.

„Hier ist Ihre Zelle“, sagte der Aufseher. „Richten Sie sich hier ein!“

Wir sahen uns um. Die Fenster, die Schlafkojen, der Fußboden, alles starrte von Schmutz. Wir Arbeiter, die an alles gewöhnt waren, wollten uns schon auf diesen, durch den jahrealten Schmutz und die Feuchtigkeit glitschig gewordenen Kojen niederlassen.

„Wartet“, flüsterte Genosse Bauer mir zu. — „Passen Sie mal auf“, wandte er sich an den Aufseher: „Bestellen Sie dem Gefängnisvorsteher, daß wir Seife, Schrubber und heißes Wasser verlangen. Außerdem haben wir keine Lust, auf nackten Brettern zu schlafen. Wir verlangen Strohmattentzen. Wir fordern auch, daß der Fußboden und die Fenster sauber gewaschen werden, widrigenfalls verlangen wir einen Sanitätsarzt.“

„Gut!“ meinte der Aufseher. „Ich werde seiner Hochwohlgeboren eure Bitte ausrichten. Ich muß mich aber wundern: Seit das Gefängnis besteht, wurden die Schlafkojen und der Fußboden noch nie gewaschen, und niemand hat je daran Anstoß genommen. Das wäre noch schöner, wenn man für Gefangene den Fußboden, die Kojen und die Fenster putzen müßte!“

Da die Zelle ungeheuer schmutzig war und die Behörde weitere Beschwerden und den Besuch des Sanitätsarztes vermeiden wollte, wurde unsere Forderung erfüllt.

Die Nachricht, daß die Politischen ihre Kojen wuschen, wirkte wie ein ungeheures Ereignis. Die Aufseher und die Gefangenen, die uns heißes Wasser brachten, standen da und rissen die Augen weit auf, als wir, mit den Schrubbern, der Seife und dem heißen Wasser bewaffnet, ganze Schmutzströme von den Kojen herunterspülten.

„Das sind wohl hohe Herrschaften?“ fragten die Kriminellen den ältesten Aufseher. „Werden wohl Adelige sein?“

Unter der Leitung unserer intellektuellen Genossen, die höher entwickelte Bedürfnisse und größeres Geschick in der Verteidigung ihrer menschlichen Würde besaßen, gelang es

uns, durch Kampf vieles zu erreichen. So bekamen wir das Recht, die Türen unserer zwei Zellen vom Morgen- bis zum Abendappell offen stehen zu lassen; wir erkämpften die Heraussetzung der Dauer des Spaziergangs auf mehrere Stunden am Tag, für unseren Ältesten die Berechtigung, zu jeder Tagesstunde ins Büro zu gehen, und viele andere wesentliche Zugeständnisse, die den Kriminellen nicht gemacht wurden; wir durften in unseren Zellen tagsüber singen und abends bis 9 Uhr beim Lampenlicht lesen und jeden Tag, so lange wir wollten, mit den verbannten Genossen sprechen, die uns im Gefängnis besuchten.

„Wann können wir ein Bad nehmen?“ fragte Genosse Bauer den ältesten Aufseher, als wir mit der Reinigung unserer Kojen fertig waren.

„Da könnt ihr am Sonnabend hingehn“, antwortete der. „Bei der Gelegenheit könnt ihr unseren Scharfrichter sehen; der ist auch Bademeister.“

Zu meiner Verwunderung und ganz gegen mein Erwarten hatte der Scharfrichter gar nichts Unheimliches an sich. Er hatte das gewöhnliche Gesicht eines weißrussischen Bauern. In der Hoffnung, ein Trinkgeld zu bekommen, versuchte er sogar, sich beim Genossen Bauer einzuschmeicheln.

„Zeig uns mal deine Peitsche!“ sagte Bauer zu ihm, als wir uns gewaschen und wieder angezogen hatten.

„Sofort! Dafür aber müssen Euer Gnaden mir eine Kleinigkeit schenken!“

Wir waren entsetzt, als wir diese Peitsche sahen. Das war ein richtiges Folterwerkzeug, ein schändlicher Überrest des Mittelalters. Die über zweieinhalb Meter lange Knute war aus langen, feingeschnittenen Rohlederstreifen geschickt zusammengeflochten. An einem kurzen, dicken Holzstock befestigt und unten faustdick, lief sie spitz zu und endete in einigen feinen Lederstreifen.

Allein schon der Anblick dieser Knute mußte einem Gefangenen Entsetzen einjagen. Wie mußte es ihm erst zu Mute sein, wenn dieser Henker nach der alten Sitte seiner Zunft vor der Exekution brüllte:

„Paß auf! Das brennt!“

„Marterst du die Gefangenen oft mit dieser Knute?“ fragte Genosse Lengnik.

„Aber ich bitte Sie, Euer Gnaden! Wieso denn oft? Wenn die Obrigkeit es befiehlt! Werden etwa solche Herrschaften wie Sie bestraft? Nur entlaufene Sträflinge, wenn Sie erwischt werden! Oder auch Gauner. Heutzutage ist es mit dem richtigen Peitschen vorbei! Die Menschen taugen nichts mehr. Man braucht nur mal kräftig auszuholen, und der Kerl stirbt einem unter der Hand weg! . . . Darf ich Euer Gnaden um ein kleines Trinkgeld bitten!“ wandte er sich an Bauer.

\*

Der in diesem Jahre besonders späte Frühling holte uns endlich in Sibirien ein. In den drei Wochen, die seit unserer Abreise von Moskau, d. h. in den zwei, die seit der Ankunft in Krasnojarsk vergangen waren, schmolzen die riesigen Schneehaufen, die den Gefängnishof versperrten, und verschwanden spurlos; die Sonne trocknete all die Pfützen und den Schmutz. Nach den nebligen, feuchten Tagen spendete sie besonders heitere Helligkeit. Zwar gab es noch immer leichte Nacht- und Morgenfröste; am Tage aber war es warm, und neben den Gefängnismauern schoß junges Gras hervor.

Die ermüdende, während der Wintermonate höchst selten unterbrochene Stille wurde von den lebendigen Lauten und Geräuschen abgelöst, die mit dem Frühlingswind durch die geöffneten Fenster hereinwehten und uns im Hof während der Spaziergänge entzückten. Bald hörten wir das fröhliche Wiehern der sibirischen Pferde, bald Menschenstimmen, Kindergeschrei und das ansteckend lustige Lachen der jungen Mädchen, die in der Nähe spazieren gingen.

Seit der Frühling da war, haßten wir die stinkigen Gefängniszellen noch mehr. Die Sträflinge vergingen vor Sehnsucht in Erwartung ihres Spazierganges. War die Stunde gekommen, dann hallte der Gefängnishof wider vom Lärm und Geschrei der Kriminellen; sie gingen unter besonderer Bewachung, getrennt von uns spazieren.

Ich beobachtete aufmerksam diese für mich ganz neue Welt. Ein Teil dieser Menschen waren von genau demselben Schlag wie die Petersburger „Strolche“. Dieselbe Gedrücktheit,

Hilflosigkeit, das Bewußtsein ihrer hoffnungslosen Lage, Zynismus, Willenlosigkeit, der trübe Blick, das waren die typischen Merkmale dieser Menschenkategorie.

Einige aber zeichneten sich durch Entschlossenheit, Energie, Unerschrockenheit und durch den unbeugsamen Willen aus, ihr Ziel bis zum Ende zu verfolgen.

Sie gaben nie die Hoffnung auf, sie schrakten vor keiner Schwierigkeit zurück, um aus dem tiefen Abgrund herauszukommen, in den das Schicksal sie gestoßen hatte.

„Weshalb seid ihr hier?“ fragte mich mancher von ihnen, wenn es ihm gelang, in einem Augenblick, wo der Aufseher nicht hersah, unbemerkt sich uns zu nähern.

Trotz aller Eile bemühten wir uns, ihnen die allereinfachsten, einleuchtendsten Erklärungen zu geben. Aber die befriedigten sie nicht. Mit den seltensten Ausnahmen waren sie alle Individualisten reinsten Wassers; sie waren völlig unfähig zu begreifen, daß jemand nicht um persönlicher, sondern um allgemeiner, ihnen gar nicht verständlicher Ziele willen, die keine direkten Vorteile boten, kämpfen und Strafen wie Verhaftung und Verbannung nach Sibirien auf sich nehmen konnte.

Die Aufseher sprachen von ihnen mit Verachtung und Furcht:

Das sind gar keine Menschen! Und wenn sie auf der Landstraße oder in der Taiga dem eigenen Vater begegnen, haben sie kein Mitleid mit ihm. Sie kennen nur eins: Diebstahl und Totschlag. Sehen Sie sich mal den Butylkin an, der bei Ihnen den Koteimer hinausträgt. Der ist schon achtmal geflohen und achtmal gepeitscht worden. Was ist so einer wert?“

Einmal, als ich im Gefängnishof war, sah ich hoch oben am Himmel Wandervögel fliegen.

„Kraniche, Kraniche!“ riefen im selben Augenblick die Kriminellen.

„Wirklich, da kommen die Kraniche!“ sagte Genosse Kupzow, der bei mir war.

Vielleicht, weil es die ersten Wandervögel waren, oder vielleicht, weil diese in unermesslicher Höhe fliegenden Vögel frei

waren und den schroffsten Gegensatz zu uns, den Gefangenen da unten, bildeten, lenkten die Kraniche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und machten auf die Sträflinge einen fast erschütternden Eindruck.

Alle wurden im Nu still. Das ununterbrochene, grobe Geschimpfe, die Witze, das Kettenklirren, alles verstummte. Mit erhobenen Köpfen, die Augen zum Himmel gerichtet, beobachteten die Sträflinge den Flug der stolzen Vögel, die nach Norden zogen.

Sogar die Aufseher, die sich sonst wahrhaftig nicht durch besondere Empfindsamkeit auszeichneten, vergaßen in diesem Augenblick ihren Dienst, die Sträflinge die strengen Vorgesetzten und schienen an etwas ganz anderes, Wichtigeres als den grauen Gefängnisalltag zu denken.

Dieser kurze Augenblick gab allen Gesichtern etwas Gemeinsames, etwas wahrhaft Menschliches.

Von oben kam der laute, befehlende Ruf der Vögel, der Ruf zur Freiheit, zur Ungebundenheit.

„Fliehen!“ dieser Gedanke schoß sicher den meisten der zu langer Haft verurteilten und in schwere Ketten gefesselten Sträflinge durch den Kopf.

Schon machte einer unwillkürlich eine Bewegung nach der Mauer hin, aber das Klirren seiner Ketten weckte einen der Aufseher aus seiner Versunkenheit und riß ihn zur Wirklichkeit zurück.

Es war der älteste Aufseher. Der Versuch des gefesselten Sträflings, die Mauer zu erreichen, war ihm nicht entgangen.

„Zurück!“ schrie er. „Was fällt dir ein, du Lump! Du weißt, daß es verboten ist, sich der Mauer zu nähern!“

„Mir ist die Pfeife aus der Hand gefallen, Herr Aufseher! Ich suche meine Pfeife!“

„Das kennen wir! Ihr habt euch genug gelüftet. Zurück in die Zellen!“ schrie der Aufseher.

„In die Zellen! Rasch!“ brüllten die anderen.

Wie aus einem zauberhaften Traum erwacht, geduckt, demütig wie eine Herde Schafe, die man mit der Peitsche antreibt, kehrten die Sträflinge in ihre Zellen zurück.

Drückendes Schweigen trat ein. Alle fühlten sich unbehaglich, verlegen. Noch verhaßter, noch widerwärtiger waren die Kojen, die Wände, die Gitter, der durchdringende Gefängnisgeruch.

Plötzlich warf jemand laut ein schmutziges, unendlich zynisches Wort hin. Es wurde aufgegriffen, und eine trübe Flut gemeiner, sinnloser Schimpfereien brach los. Dieses Geschimpfe erleichterte seltsamerweise die Sträflinge und befriedigte etwas in ihnen.

In meine Zelle zurückgekehrt, legte ich mich auf die Bretterkoje und dachte lange an die freien, stolzen Vögel. Ich sah das Dreieck, an einer Seite lang, an der anderen kurz, ganz wie eine Schlachtordnung. Noch immer hörte ich das Geschrei der Vögel. Ich beneidete sie, ich dachte: „Warum bin ich kein freier Vogel? Warum kann ich nicht Flügel ausbreiten, mich hoch hinaufschwingen und diese verhaßten Mauern hinter mir lassen?“

Wieder einmal kam mir klar zum Bewußtsein, daß ich noch immer ein trauriger, übel zugerichteter, angeketteter Sklave des Kapitalismus war. In meiner Bitternis, in meinem Schmerz sehnte ich mich nur noch stärker nach dem Anbruch der neuen Zeit, der neuen Ordnung, die den Menschen befreien und ihm die Möglichkeit geben würde, seine Fähigkeiten zu entfalten. . . .

\*

An einem richtigen warmen Frühlingstag schickte man uns unter militärischer Bewachung in die Stadt. Wir sollten photographiert werden. Für einen Rubel, den unser Ältester dem Unteroffizier zusteckte, durften wir den ganzen Tag bis zum Abend in dem photographischen Atelier bleiben.

Unermüdlich unterhielten wir uns mit den verbannten Genossen, die in Krasnojarsk wohnten und zu uns gekommen waren. Erst gegen Abend übergab uns Genosse Skorjakow eben aus Petersburg eingetroffene illegale Literatur. Genosse Lurje nahm sie an sich; er und ich ließen die anderen Genossen im Atelier zurück und kamen in der Abenddämmerung unter Bewachung eines Soldaten ans Gefängnistor. Hier wartete der älteste Aufseher auf uns.

„Das Photographieren hat aber lange gedauert! Ich dachte schon, ihr wolltet die Nacht dort bleiben! Wo sind die anderen?“

„Die kommen gleich!“ erwiderte Genosse Lurje.

„Ich will Sie untersuchen“, sagte der Aufseher und streckte die Hand nach Lurje aus, der näher zu ihm stand als ich.

„Das dulde ich nicht!“ rief Genosse Lurje streng und entschlossen, ohne die Erwidernngen des Aufsehers zu beachten. „Wir sind keine kriminellen Sträflinge. Sie dürfen an uns keine Leibesvisitation vornehmen!“

„Auch ich dulde keine Untersuchung!“ erklärte ich ebenso entschieden.

Nach einigem Hin und Her ließ uns der Aufseher, der es schon gewöhnt war, den Politischen Zugeständnisse zu machen, ohne Untersuchung passieren.

Wenn man bedenkt, daß das ein Gefängnis für Katorgasträflinge war, war es ein selten gelungener Sieg. Man darf die große Gefahr nicht vergessen, der wir uns durch das Einschmuggeln illegaler Literatur ausgesetzt hatten.

\*

Es wurde immer wärmer. Beim Morgenappell erzählte uns der Aufseher, daß der Jenissej<sup>1</sup> sich blau gefärbt habe, gedunsen und voller Risse sei, und daß man jeden Tag den Eisgang erwarte.

„Sobald der Eisgang beginnt, werdet ihr weiter befördert.“

Eines Tages brachte er uns die Nachricht, daß das Eis gebrochen sei.

„Es ist ein Eisgang“, sagte er, „wie man ihn schon lange nicht mehr erlebt hat.“

Ende Mai trat einer der Aufseher im Hof auf mich zu.

„Heißen Sie Schapuwal?“

„Ja“, sagte ich.

„Gehen Sie sofort ins Büro. Sie werden verlangt.“

Im Gefängnisbüro standen Begleitsoldaten.

„Das ist er“, sagte der Gehilfe des Gefängnisvorstehers zum Unteroffizier.

---

<sup>1</sup> Einer der größten sibirischen Flüsse. Anm. d. Übers.



„Packen Sie sofort Ihre Sachen. Sie fahren mit dem Dampfer nach dem Dorf Tessj im Bezirk Minussinsk. Der Dampfer steht schon bereit zur Abfahrt.“

„Was ist los? Was will er von Ihnen?“, so überschütteten mich die Genossen mit Fragen.

„Ich komme nach dem Dorf Tessj, im Bezirk Minussinsk. Ich muß schnell meine Sachen packen. Wir fahren sofort los. Der Dampfer wartet schon.“

Ich lief in meine Zelle, um zu packen. Ich untersuchte meinen Korb, überzeugte mich, daß der erste Band des „Kapital“ von Marx, den ich mit hatte, darin lag, und ging dann hinaus, um Abschied von den Genossen zu nehmen.

„Das ist fein, daß Sie nach Tessj kommen“, meinte Genosse Silwin. „Ich freue mich sehr Ihretwegen. Sie werden dort ausgezeichnete Genossen finden. Im selben Dorfe wohnen die Genossen Krschischanowski und Starkow, unsere „Dekabristen“. Dort sind überhaupt unsere besten Genossen. Auch der Alte<sup>1</sup> wohnt dort in der Nähe, im Dorf Schuschenskoje. Sie kommen in die allerbeste Gesellschaft!“

„Ja, sehen Sie nur zu, daß Sie unbedingt Wladimir Iljitsch Lenin kennen lernen“, sagte Genosse Lengnik.

„Wir lassen ihn und alle anderen Genossen grüßen!“, sagten die Kameraden, als sie mich zum Abschied küßten.

„Lebt wohl, Genossen!“, sagte ich. „Lebt wohl!“

„Leb wohl, Sascha! Schreibe uns!“, riefen mit Tränen in den Augen die Genossen Kossolobow, Kupzow und Below.

„Wir müssen jetzt gehen, Herr Schapuwal!“, drängte der Aufseher. „Der Dampfer wartet, beeilen Sie sich!“

„Lebt wohl, Genossen“, sagte ich noch einmal. „Wir wollen uns nicht aus den Augen verlieren, wir wollen uns schreiben, damit wir unsere revolutionäre Arbeit gemeinsam wieder aufnehmen können, wenn die Verbannung zu Ende ist.“

Ich trat aus dem Gefängnistor. Die kriminellen Sträflinge standen schon in militärischen Kolonnen da. Zufällig stellte man mich neben Butylkin.

Ich war traurig. Es tat mir leid, Genossen zu verlassen, die so viel für mich bedeuteten. Während der Unteroffizier uns

---

<sup>1</sup> So nannte man damals Lenin.

zählte, sich erzählte und immer wieder von neuem anfangen mußte, zog eine lange Reihe Erinnerungen an mir vorbei: das Petersburger Etappengefängnis, die Eisenbahnfahrt, unser gemeinsames Leben im Krasnojarsker Gefängnis. In allen Lebenslagen hatte ich Gelegenheit gehabt, die marxistischen Genossen aus der Intelligenz achten zu lernen.

Diese Menschen, voller Wissen, von hervorragender geistiger Begabung, hatten mit der Bourgeoisie, aus der sie hervorgegangen waren, gebrochen und uns Arbeitern ihre hilfreiche Hand entgegengestreckt. Niemals hatte ich bisher so viel Freundschaft, so viel Teilnahme, so viel zärtliche Fürsorge gefunden wie bei ihnen. Wenn ich unter ihnen weilte, war es mir, als stände ich mit einem Fuß an der Schwelle der idealen Ordnung, für deren Verwirklichung wir kämpften.

Brüderlichkeit, Freundschaft, Teilnahme am Schicksal des Nächsten, kameradschaftliche Liebe, all diese Lebenselemente der kommenden Menschheit in der sozialistischen Ordnung, in diesem kleinen Kreis politischer Verbannter schienen sie bereits verwirklicht. Wie wenig erinnerte dieser Kreis an die Menschen, mit denen ich früher verkehrt hatte! Keiner lebte für sein persönliches Wohlergehen, alle nur für die große Zukunft, für deren Verwirklichung sie gerne ihr Leben geopfert hätten.

„Wollen wir uns Du sagen?“ hatte mich einmal Genosse Lurje gefragt.

Ich erinnere mich, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte. Ich glaubte in ihm und seinen Kameraden Wesen höherer Ordnung zu sehen. Außerdem konnte ich mich damals noch nicht von der trügerischen Vorstellung befreien, daß ich zu einem niedrigeren Menschenschlage gehörte; auch die Nachwehen meiner Haft in der Peter-Pauls-Festung waren noch nicht ganz überwunden.

Plötzlich schlug mir das schroffe Kommando des Unteroffiziers ans Ohr; ich zuckte auf und kehrte zur Wirklichkeit zurück.

„Richt euch!“, schrie er. „Vorwärts, marsch!“

Der Marsch begann.

Die untergehende Sonne vergoldete den Staub, den die kleine Sträflingskolonne in den ungepflasterten Krasnojarsker

Straßen aufwirbelte. Der Dampfer hatte schon zum zweiten Male seinen langgezogenen Pfiff hören lassen. Mit der Verladearbeit war man fast zu Ende. Lastträger rollten Fässer und schleppten schwere Kisten auf eine Barke, die an den Dampfer angehängt war. Verwandte nahmen hastig Abschied von abreisenden Angehörigen. Schon wurde das Stegbrett zurückgezogen, der Dampfer rauschte, bereit zur Abfahrt. Wir aber wurden auf der schmutzigen Barke untergebracht, die er mit-schleppen sollte.

„Warum werden wir auf der Barke untergebracht?“, fragte ich den Unteroffizier, der unsere Bewachungsmannschaft kommandierte.

„Weiß ich nicht“, sagte er. „Fragen Sie seine Hochwohlgeboren, den Herrn Offizier.“

Ich ließ mich zu diesem führen. Es war ein langer, rot-haariger Mann von ziemlich gutmütigem Aussehen.

„Guten Tag! Was wünschen Sie? Womit kann ich dienen?“ fragte er.

„Man hat mir gesagt, daß wir mit dem Dampfer verschickt würden“, sagte ich. „Und nun ladet man uns wie Vieh auf diese schmutzige Barke! Ich kann mir das nicht gefallen lassen! Ich fordere, daß man uns auf dem Dampfer unterbringt.“

„Sie halten uns ja auf!“, mischte sich der Kapitän des Dampfers ein. „Alle Plätze sind mit Fahrgästen belegt. Wo sollten wir Sie noch unterbringen?“

Der Dampfer pfiff gedehnt zum dritten Male, stieß rauschend, das Wasser hoch aufwirbelnd und schwerfällig vom Ufer ab und schleppt unsere Barke nach.

Wir fuhren flußaufwärts. Es dämmerte bereits. Die Abend-schatten umfingen die Erde. Bald war es dunkle Nacht.

„Wir haben Sie zum Ältesten gewählt“, sagte Butylkin zu mir. „Sie haben mit dem Offizier so mutig gesprochen. Keiner von uns bringt das fertig. Sie sollen auch die Verpflegungsgelder für uns alle aufbewahren. Bei Ihnen sind sie am sichersten.“

Ich suchte mir auf dem Deck ein Plätzchen aus, das nicht mit Naphtha beschmutzt war, und richtete mich für die Nacht ein.

Hoch am dunklen Himmel leuchteten die Sterne ungewöhnlich hell. Frischer Wind setzte ein. Es wurde kalt.

Der Unteroffizier, der merkte, daß ich fror, lud mich ein, mich in seinem Kämmerchen aufzuwärmen.

„Man sieht gleich, daß Sie ein Politischer, ein Sozialist sind“, sagte er. „Hatten Sie denn gar keine Angst vor dem Offizier, als Sie sich so offen mit ihm stritten? Solche Leute wie die Sozialisten gefallen mir. In unserem Dorfe wohnten früher auch Sozialisten. Das waren gute Menschen. Aber die Pflegegelder hätten Sie nicht an sich nehmen sollen. Nachts, wenn Sie schlafen, wird man sie Ihnen sicher stehlen. Ich kenne meine Leutchen. Es ist eine Qual mit ihnen. Passen Sie gut auf Ihre Sachen auf. Die Pflegegelder lassen Sie lieber bei mir. Ich werde sie dann nach Ihren Anweisungen verwenden.“

Nach einiger Zeit verließ ich ihn. Ich rollte mich zwischen den Kisten zusammen. Das eintönige, rhythmische Geräusch der Maschinen schläfernte mich bald ein.

Nachts weckte mich die schneidende Kälte und die Berührung einer Hand. Ich sprang auf und sah Butylkin vor mir, der meinen Rucksack aufzumachen suchte.

„Was machts du da?“, schrie ich. „Schämst du dich nicht? Das ist doch mein Sack!“

„Verzeihen Sie um Himmelswillen! Ich war im Halbschlaf und hab mich geirrt. Sagen Sie bitte nichts dem Unteroffizier, sonst geht's mir schlecht.“

„Schön, Butylkin. Dieses Mal verzeihe ich dir noch. Aber das nächste Mal laß ich dir so was nicht mehr durchgehn.“

„Ich soll sofort in die Erde versinken, mein Bauch soll platzen, wenn das noch einmal vorkommt. Seien Sie ganz beruhigt!“

Bevor ich wieder einnickte, merkte ich, daß die Ufer immer gebirgiger wurden. Ich erwachte, als es schon Tag war. Ein ungewöhnlicher, märchenhaft schöner Anblick eröffnete sich vor mir.

Zu beiden Seiten des herrlichen Flusses ragten Berge empor, fast senkrechte, mehrere hundert Meter hohe Felsen. Sie sahen wie zackige Festungswälle aus. Durch diese ungeheuren Felsen hatte sich der Fluß den Weg gebahnt und trug nun

stolz sein Wasser an ihnen vorbei. Hoch oben sah man ab und zu einen Bauer, der seinen selbstgemachten sibirischen Pflug handhabte. Vögel sangen. Man spürte die kräftige Kühle der russischen Flüsse. Der Wind brachte von den Ufern Gräser- und Blumenduft herüber und umschmeichelte mild das Gesicht. Hoch oben sang jemand ein Lied, seltsam gemischt aus sehnsüchtiger Trauer und räuberischem Draufgängertum. Hoch über unseren Köpfen, im blauen Himmel, kreisten die Adler. Manchmal hörte man ihren Schrei.

Der Rhein zwischen Koblenz und Wiesbaden ist schön; als ich ihn viele Jahre später sah, machte er aber lange nicht den gleichen starken Eindruck auf mich wie der Jenissej. Hier gibt es zwar nicht die mittelalterlichen Burgruinen, wie sie der Rheinreisende dauernd auf dem gebirgigen Ufer sieht. Hier gibt es auch keine Loreleisage. Das schnell dahinströmende Rheinwasser ist aber trüb und schmutzig, während die durchsichtige Klarheit des Jenissej, der noch viel schneller dahinfließt, ganz erstaunlich ist. Statt des Heine-Liedes von der Lorelei singt man hier in Sibirien das nicht minder schöne Lied vom herrlichen Baikalsee.

Woher aber dieses Glockengeläute, das mich aus meinen Gedanken weckt?

Wir fahren an einer herrlichen Schlucht vorbei; wie ein Gespenst der Vergangenheit steht ein Kloster darin mit einer Kirche und einem achteckigen Kreuz oben auf dem Glockenturm.

Am Ufer steht unbeweglich ein dicker, untersetzter Klosterarchimandrit mit einem Kreuz in der Hand.

„Ein Kreuz!“, dachte ich. „Einst, bei den alten Römern war es das Werkzeug der Folter und der Todesstrafe. Ans Kreuz nagelte man Verbrecher und meuternde Sklaven. Was aber für die stolzen römischen Patrizier das Symbol der Schande war, wurde mit der Zeit das Symbol der Rettung für die christlichen Sklaven. Und später wieder schlug es in seinen Gegensatz um, so daß es heute ein Werkzeug der geistigen Versklavung und Unterdrückung ist.“

Voller Haß betrachtete ich das Kreuz, das der Archimandrit bald in die Höhe hob, bald senkte; er segnete damit den Dampf

fer. Alle entblößten ihren Kopf und bekreuzigten sich. Aus Protest gegen die Religion behielt ich als einziger die Mütze auf dem Kopf und sah mit Verachtung diesem langmähnigen, dicken Priester zu.

Keuchend, das Wasser mit den Rädern aufklatschend, zog der Dampfer am Kloster vorüber. Das Läuten verstummte. Die grandiose Schönheit der sibirischen Natur nahm wieder meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die bald schroffen und scharfkantigen, bald sanften Windungen der Berge, Schluchten und Täler, die Wälder, das Murmeln der Wellen, das alles hatte einen so eigenartigen Charakter, wie ich ihn noch nirgends gesehen, noch nirgends erlebt hatte.

„Wollen Sie nicht etwas am Ufer spazieren gehen?“, fragte mich der Offizier, als der Dampfer zum ersten Male anlegte, um Holz aufzuladen. Die Frage verblüffte mich. Ich hatte mich in Sibirien auf strengste Bewachung gefaßt gemacht.

Vor uns lag eine waldige Schlucht. Wie ein schmales Band lief die Landstraße aufwärts. Wir folgten ihr. Unten standen allerlei sibirische Gebüsche, weißer Flieder und Pappeln, dann kamen die weißen Stämme der Birken und noch höher Tannen und Fichten. Endlich kamen wir auf der höchsten Höhe dieses gebirgigen Ufers an, und ein neues, herrliches Bild lag vor unseren Augen. Alles war von eigenartiger, zauberhafter Schönheit.

Und erst die Luft, die Luft der Berge, Wälder und Felder! Nach Petersburg, nach den zwei Jahren Haft, kam sie mir wie getränkt mit ungewöhnlichen Düften vor. Ich atmete mit voller Brust und kostete tief jeden Atemzug aus.

Je weiter wir nach Süden, je näher wir nach Minussinsk herankamen, desto schmaler wurde der Fluß und das Wasser flacher. Nach drei Tagen legte der Dampfer, ohne bis nach Minussinsk zu fahren, beim Dorf Sorokino an. Weiter konnte er nicht, das Flußbett war nicht mehr tief genug. Wir übernachteten in Sorokino und setzten die Reise auf Bauernwagen fort.

Der Frühling stand in vollster Blüte. Ueberall ging das Pflügen zu Ende. Wir fuhren durch hügelige Gegend. Die Abhänge

waren bepflanzt und grüntem schon. Zu beiden Seiten der Landstraße sah man hellblaue sibirische Blumen.

Es war am 10. Mai, als wir um die Mittagszeit in Minussinsk ankamen. Als wir vor dem hölzernen Polizeigebäude stehen blieben, hörte man die Polizisten aus den Fenstern rufen: „He, Butylkin! Guten Tag! Du bist ja wieder in unserer Gegend!“

Ich und die anderen mit mir angekommenen Sträflinge wurden registriert. Dann führte man uns in einen ziemlich schmutzigen Raum im Polizeigebäude. Nach einiger Zeit kam der sogenannte „Aufseher für die politischen Verbannten“. Er prüfte meine Papiere und sagte:

„Sie sind frei. Sie können gehen und sich aufhalten, wo Sie wollen. Sie können hier übernachten oder auch in der Stadt bei den Politischen. Am besten ist es, wenn Sie sich in meiner Wohnung ein wenig erholen. Kommen Sie mit.“

Ich lehnte es ab, dem Aufseher, dem neuen Kerkermeister in seine Wohnung zu folgen, erkundigte mich, wo die Politischen wohnten, ließ meine Sachen bei der Polizei und begab mich auf die Suche nach den Genossen.

## M i n u s s i n s k

Die Eisenbahnlinie nach Minussinsk gab es damals nicht. Sie wurde erst 1921 fertiggestellt. Die verhältnismäßig schnelle Dampfverbindung über den Jenissej funktionierte nur im Sommer; sobald es kalt wurde und der Herbsteisgang einsetzte, hörte sie für die vielen Wintermonate auf. Deshalb gerade dienten Stadt und Bezirk Minussinsk, die 400 Werst von der Eisenbahn entfernt lagen, unter dem Zaren ausschließlich als Verbannungsort für Kriminal- und Staatsverbrecher.

Dieses Minussinsker Gebiet mit seinem gesunden und trockenen Klima, seinem fruchtbaren Boden, auf dem nicht nur Korn, Hafer, Gerste, Buchweizen, Hirse, sondern auch Weizen, Zuckerrüben, Mais usw. gedeihen konnten, mit seinen Bodenschätzen, seiner Kohle, seinem Eisen und Kupfer, seinem Gold, Silber, Asbest, Quecksilber usw., wäre einer besseren Aufgabe wert gewesen, denn als Verbannungsort zu dienen und die traurige Rolle zu spielen, zu der das zaristische Regime es verurteilt hatte.

Als ich nach dem Gespräch mit dem Aufseher das Polizeigebäude verlassen hatte, sah ich einen großen, ungepflasterten Platz vor mir. In der Mitte stand eine aus Ziegelsteinen ziemlich ungeschickt gebaute, weiß angestrichene Kirche. Am Rand des Platzes, den ein Kranz von offensichtlich niemals austrocknenden Pfützen und von plattgetretenem Rasen umgab, waren die Läden der Kaufleute, die hauptsächlich mit den Goldbergwerken Handel trieben, das Museum von Minussinsk und ein dreistöckiges, aus Holz gebautes Gasthaus.

Der Besitzer des letzteren war ein früherer polnischer Aufständischer. Er hieß Re-z; im Lauf der Zeit hatte er sich mit dem Zarismus ausgesöhnt, hatte begonnen, friedliche und prosaische Geschäfte zu machen, war Gasthausbesitzer geworden, vermietete Zimmer an Reisende und besaß außerdem noch eine Wurstfabrik. Es ging das Gerücht, daß er für die Bergwerksarbeiter aus dem Fleisch krepierter Schweine Wurst mache



und es nicht verschmähe, den Bergwerksbesitzern allerlei zweifelhafte Dienste zu leisten. Was erzählen aber böse Zungen nicht alles von Stadthonoratioren, die allzu schnell zum Reichtum gelangen! Um so mehr als die übrigen Einwohner von Minussinsk, z. B. der Aufseher, den Bergwerksbesitzern auch ganz gerne so manchen ähnlichen Dienst erwiesen. Das hinderte aber nicht, daß der Isprawnik (Kreispolizeichef), ein Bulgare namens Stojanow, den Aufseher für einen höchst moralischen Menschen hielt und ihm die Überwachung der politischen Verbannten übertrug.

Auf dem Marktplatz und den Straßen, die ich passierte, trieben sich erstaunlich viele Schweine herum. Paarweise, umgeben von ihrer zahlreichen Nachkommenschaft oder auch in ganzen Herden promenierten sie wie vollberechtigte Stadtbürger überall herum, wälzten sich in den schmutzigen Pfützen und suchten grunzend Erholung im Schatten der Zäune. Aus jedem Hof hörte man das Geschrei und Gegacker von Gänsen, Hühnern, Enten. Manchmal auch das Wiehern von Pferden und das Brüllen von Kühen.

Die Bürger wohnten in gewöhnlichen, aus Balken zusammengefügt und mit Brettern überdeckten Bauernhäusern, wie man sie in allen größeren Dörfern sieht. An jedes Haus schloss sich ein größerer oder kleinerer umzäunter Hof mit Kornspeichern, Kuh- und Pferdeställen usw., an. Man sah, daß die Einwohner von Minussinsk genau wie die Bauern der umliegenden Dörfer noch immer von der Landwirtschaft lebten. Die festen Tore, die kleinen Fenster, die für die Nacht mit Holzläden und Eisenstangen verschlossen wurden, die bissigen Hunde, die ihre bösen Schnauzen durch den kleinen Spalt zwischen Tor und Erdboden durchsteckten und die Passanten wütend anbellten, dies alles ließ darauf schließen, daß es hier manche Gefahr gab, daß es hier nicht ganz „geheuer“ war.

Die ungepflasterten Straßen und Plätze, das Fehlen von Wasserleitungen, Kanalisation, elektrischer oder Gasbeleuchtung, die bäuerlich aussehenden Häuser, die Stille und Menschenleere, gaben Minussinsk das typische Aussehen eines großen sibirischen Dorfes.

Aber der Ort besaß eine eigene Postverwaltung, Kasernen, ein Krankenhaus, ein Gefängnis und außerdem noch etwas, was nicht jede russische Stadt aufweisen konnte: das berühmte Museum, das zusammen mit der Stadtbibliothek in einem großen Steingebäude untergebracht war.

Da es keine Straßenschilder und keine Hausnummern gab, mußte ich ziemlich lange herumirren, bis ich die politischen Verbannten ausfindig machte. Von diesen lebten damals in Minussinsk folgende:

Arkadij Wladimirowitsch Tyrkow, ein Narodowolez, der an der Sache des 1. März 1881 beteiligt war; durch einen glücklichen Zufall und durch Verwendung seiner zu den einflußreichsten Kreisen der Aristokratie gehörenden Familie, die ihn für geistig nicht normal ausgab, entging er dem Schicksal, von den Zarenknechten gehängt zu werden. Da er zu den höchsten Kreisen gehörte, hatte ihn das Komitee der Narodnaja Wolja beauftragt, den Zaren Alexander II. zu beobachten. Seine Informationen hatten augenscheinlich dazu beigetragen, daß der Zar von dem Narodowolzen Griniwezki hingerichtet werden konnte. Seit sechzehn Jahren schmachtete er in Sibirien.

Felix Jakowlewitsch Cohn. Er war wegen seiner Mitarbeit an der polnischen sozialistischen Organisation „Das Proletariat“ zu Katorga verurteilt. Nach Verbüßung dieser Strafe und nach der Verbannung in Jakutsk hatte man ihn nach Minussinsk geschafft. Gegenwärtig gehört er zu den hervorragendsten Mitgliedern der KPR.

Melnikow, ein Narodowolez, der bei dem Versuch, einem Spitzel zu entweichen, so unglücklich von einem fahrenden Zug absprang, daß er sich beim Sturz das Rückgrat schwer verletzte; er litt furchtbare physische Qualen und mußte ununterbrochen im Bett liegen.

Stojanowski, der jüngste der in Minussinsk ansässigen Narodowolzen, war Student; 1890 hatte man ihn in der Sache der Sofja Ginsberg verurteilt; zusammen mit Jakubowitsch-Mel-schin verlebte er seine Katorgazeit und dann die Verbannungs-jahre im Gebiet von Jakutsk. Er genoß bei den Narodowolzen keine großen Sympathien; man verübelte es ihm sehr, daß er ein Gesuch um Strafmilderung an den Zaren gerichtet hatte.

Er galt im allgemeinen als bloß zufälliges Element in der Revolution. Seine Kusine Sofja Ginsberg hatte ihn in die Sache hineingezogen<sup>1</sup>.

Außer den erwähnten Narodowolzen gehörten zur Minusinsker Kolonie politischer Verbannter noch zwei Mitglieder der bürgerlich-liberalen Organisation „Narodnoje Prawo“ („Volksrecht“), Jakowlew und Tjutschew. Ersterer war ein ziemlich gescheiter junger Mann von etwa 24 Jahren, ein ehemaliger Student. Der zweite, der Bruder des berühmten Dichters Tjutschew, stammte noch aus dem Kreise der alten Narodniki. Mehr als alle anderen alten Narodowolzen der Verbanntenkolonie war er entrüstet über die Flucht des Marxisten Semjon Grigorjewitsch Raitschin, eines Arbeiters, der zur neuen Generation der politischen Verbannten gehörte; er war gegen den Willen der alten Verbanntengeneration kurz vor meiner Ankunft geflohen.

Als ich ankam, waren die Beziehungen zwischen den alten politischen Verbannten, die in der Stadt selbst, und den neuen, die zerstreut in den umliegenden Dörfern wohnten, wegen dieser Flucht so gespannt, daß man mit einem völligen Bruch rechnete. Die alten Verbannten, die zur „Narodnaja Wolja“ und zum „Narodnoje Prawo“ gehörten, waren tief verletzt, weil Raitschin ihnen, als ob er ihnen nicht traute, seine geplante Flucht verschwiegen und nur seine eigentlichen Genossen, die Marxisten W. W. Starkow und G. J. Okulowa, in die Sache eingeweiht hatte.

Dazu kam noch, daß die alten Narodowolzen aus der Intelligenz, ganz besonders Tjutschew<sup>2</sup>, auf die Arbeiter-Marxisten mit einer gewissen Verachtung herabsahen.

---

<sup>1</sup> Gen. Baramsin und andere waren jedoch der Ansicht, daß dieses Urteil über Gen. Stojanowski ungerecht und nur aus persönlichen Konflikten heraus zu erklären war.

<sup>2</sup> Tjutschew starb in Leningrad als rechter Sozialrevolutionär. Von adeliger Abstammung und Aristokrat, huldigte er national-sozialistischen Ideen, trat 1874 der Partei „Semlja i Wolja“ („Boden und Freiheit“) bei und wurde 1878 verhaftet. Zu Katorga und Verbannung verurteilt, verlebte er achtzehn Jahre in der Verbannung (er unternahm einen Fluchtversuch). Die allen Narodowolzen gemeinsame Enttäuschung am Volke übertrug er auf die Arbeiterklasse und gehörte zu jenen Skeptikern, die nicht glaubten, daß die Arbeiterklasse jemals so viel moralische und geistige Kraft aufbringen könnte, wie sie der Kampf um den Sturz des Zarismus und für die sozialistischen Ideale verlangte. Er glaubte, daß nur die russische Intelligenz genügend Kraft und

Die alten politischen Verbannten, vertreten durch Tjutschew und bis zu einem gewissen Grade auch durch F. Cohn, geizten nicht mit energischen Redensarten und forderten, daß die Handlungsweise des Genossen Raitschin offiziell als unmoralisch gestempelt werde und daß man dem Genossen Starkow, der die Fluchtvorbereitungen den anderen verschwiegen hatte, einen Tadel ausspreche. Die unversöhnlichste Haltung gegenüber den alten Verbannten nahm Genosse Lenin ein. Während der viel weichere Genosse Starkow bereit zu Konzessionen war und die Genossin Okulowa Starkows Entgegenkommen zu billigen schien, scheute Genosse Lenin auch vor dem völligen Bruch nicht zurück.

Ich wußte weder etwas von der Flucht noch von den gespannten Beziehungen und war peinlich berührt durch den sehr merkwürdigen Empfang, den mir die alten Verbannten bereiteten. Lange schon von der Regierung aus Rußland verbannt, herausgerissen aus der lebendigen Wirklichkeit, erstarrten sie in den alten Begriffen, klammerten sich hartnäckig an die alte Vorstellung der Narodowolzen von der Rolle der Bauerngemeinde, der „Obschtschina“, und sahen noch immer in den heldenhaften Terroristen die Befreier des bedrückten, seine Leiden passiv ertragenden Volkes.

Es fehlte ihnen an Scharfblick, um in uns marxistischen Arbeitern und in Wladimir Iljitsch Lenin die Kraft zu entdecken, die dazu berufen war, die entscheidende Rolle im Kampf gegen den Zarismus zu spielen. In ihrer Starrheit erinnerten diese zweifellos klugen und sympathischen Menschen an Revolutionsreliquien.

Sobald sie erfuhren, daß ich, ein Arbeiter, ein früherer Narodowolez, zum revolutionären Marxismus übergetreten war, daß ich Wladimir Iljitsch, der als Verbannter im Dorf Schuschenskoje lebte, und seine Kameraden, die man damals

---

Energie besäße, um die Revolution und den Sturz der alten Ordnung durchzuführen. Sich selber rechnete er zu diesen auserwählten Helden, fühlte sich unter den politischen Verbannten als Aristokrat und sah mit Verachtung auf die ganze Arbeiterklasse herab und auf ihre Vertreter, die fortgeschrittenen Arbeiter, die in die Verbannung kamen. Er hielt uns gewissermaßen für „gemeines Pack“.

„Jetzt kommt auch noch der Pöbel in die Verbannung“, pflegte er in Minussinsk in den Jahren 1897 und 1898 zu sagen.

„Dekabristen!“ nannte, sehr hoch schätzte, änderten sie merklich ihren Ton mir gegenüber.

„Wie? Was? Wie nennen Sie diese Leute?“, fragte Genosse Jakowlew.

„Ich sagte doch schon: Dekabristen. Sie wurden im Dezember verhaftet.“

„Dekabristen! Schöne Dekabristen! Diese Leute sind nicht den kleinen Finger eines Dekabristen wert! Ebenso gut können Sie einen Sperling mit einem Elefanten vergleichen! Auch in der Verbannung sind sie das erste Mal!“

Ich sah an ihren Gesichtern, ihren Stimmen, daß mein Besuch ihnen wenig Freude machte. Als es Abend wurde, konnte ich mich deshalb nicht entschließen, bei ihnen zu übernachten.

Der Tag ging zur Neige. Die Sonne war schon untergegangen. Die letzten herrlichen Farbenreflexe erloschen am Himmel. Von der Weide heimkehrende Kuhherden wirbelten dicken Staub in der dämmerigen Straße auf.

„Guck mal, Serjoschka!“, hörte ich einen Hirtenjungen sagen, „die Wiesen brennen.“

Ich schaute mich um und war hingerissen von einem herrlichen, fremdartigen Bild. Der ganze Horizont stand in Flammen. Das Feuer bedeckte die Bergabhänge, folgte den gewundenen, gebrochenen, vielfältig verzweigten Linien der Berggipfel und änderte in einem fort seine Umrisse. Die Bauern hatten das vorjährige dürre Gras angezündet. Ein solches Feuer läuft gewöhnlich wie ein schmales Band und läßt hinter sich die Erde schwarz und kahl zurück; aber schon nach einigen Tagen wird der durch die Asche gedüngte Boden lebendig, und nach dem ersten Regen schießt junges, saftiges Gras empor.

Tief in Nachdenken versunken, irrte ich bis Mitternacht in der Stadt umher. Erst das grelle, trockene Geräusch der Nachtwächterklappern weckte mich aus meinen Gedanken. Nun merkte ich, daß alle Tore und Fensterläden geschlossen waren. Ich konnte also nicht mehr zu Tyrkow oder Jakowlew schlafen gehen und mußte ins Polizeigefängnis.

---

<sup>1</sup> Damals hießen die Mitarbeiter des Leninschen Zirkels „Dekabristen“, weil sie im Dezember (russisch: Dekabr) 1895 verhaftet wurden. Die eigentlichen Dekabristen sind bekanntlich die Aufständischen vom Dezember 1825. Anm. d. Übers.

Dort fand ich niemanden mehr außer einem kriminellen Verbannten, einem Letten, der nach dem Dorf Bulanki kommen sollte, das damals als Ansiedlungsort für Kriminalverbrecher aus den Ostseeprovinzen diente. Mit seinem Sträflingsrock zugedeckt, lag er auf dem nackten, schmutzigen Fußboden und schlief fest.

Da es in dem Raum weder Betten noch Matratzen gab, mußte ich das Gleiche tun. Trotz der vielen Flöhe, die mich stachen, trotz des Piepsens der Mäuse und Ratten, die hin- und herliefen, schlief ich auf diesem schmutzigen, seit vielen Jahren nicht gewaschenen Fußboden fest ein und erwachte erst am anderen Morgen.

Beim Tee, zu dem mich Jakowlew — er besuchte mich am Morgen in der Arrestzelle — eingeladen hatte, fiel mir sein trauriges Gesicht auf.

„Es ist hier zum Sterben langweilig“, sagte er, „besonders im Winter... Ich und Tjutschew trinken ganz starken Tee, um die Nerven anzuregen. Es hilft aber nichts. Die Nacht konnte ich wieder nicht einschlafen. Ich bedauerte sehr, daß Sie nicht zu mir kamen. Wir hätten uns ein wenig unterhalten können.“

Jakowlew stand damals ganz unter dem Einfluß Tjutschews und war ebenfalls Narodoprawez; später ging er zu den rechten Sozialrevolutionären über. Ich nahm Abschied von ihm und zog los. Ich wollte die Stadt besichtigen, an das Jenissej-Ufer gehen, das acht Kilometer von Minussinsk entfernt lag, und auch das berühmte Museum besuchen.

Es lockte mich, die Stadt zu verlassen und ins Freie zu kommen. Stets zog mich die Ferne unwiderstehlich an. Als ich mich dem Gefängnis näherte, sah ich gerade, wie ein Schub Sträflinge herauskam. Sie gingen nach Krasnojarsk. Die Bewachungsmannschaft und der Unteroffizier waren dieselben, mit denen wir gestern hierher gekommen waren.

Als der Unteroffizier mich sah, lächelte er mir wie einem alten Bekannten zu und sagte:

„Vergessen Sie bitte nicht, in Tessj Awdotja Arsenjewna von mir zu grüßen.“

Der Haufen Sträflinge, der auf der Landstraße ganze Wolken Staub aufwirbelte, machte einen traurigen Eindruck. Ich machte, daß ich schnell von dem verhassten Gefängnis wegkam und benutzte die Gelegenheit, um das Museum zu besichtigen. Mit Hilfe einiger politischer Verbannter hatte ein Minussinsker Apotheker, Martjanow, für das Museum unvergleichliche Sammlungen zustande gebracht, die in ganz Europa berühmt sind. Man sieht da Werkzeuge aus der Stein- und Bronzezeit; die Bodenschätze, die Fauna und Flora der Gegend sind erschöpfend vertreten.

Nachdem ich die Stadt, die Gegend, das Museum besichtigt hatte, beschloß ich, noch am selben Tage nach meinem Verbannungsort zu fahren.

Der Isprawnik hatte mir zwar erlaubt, eine ganze Woche in Minussinsk zu bleiben, aber der kühle Empfang, der mir bei den alten Verbannten zuteil geworden war, der Geldmangel, der mir die Bestreitung eines eigenen Zimmers und des Essens unmöglich machte, die Abneigung gegen ein nochmaliges Uebernachten im Arrestraum oder beim Aufseher, der, wie man mir erzählte, außer seiner offiziellen Beschäftigung sich noch mit Mädchenhandel abgab, das alles bewog mich zur Abreise.

## V o n M i n u s s i n s k n a c h T e s s j

Ich mußte schriftlich bestätigen, daß man mir das Reglement für politische Verbannte vorgelesen hatte. Danach war uns fast jede Art menschlicher Betätigung verboten; auch durften wir uns ohne Erlaubnis des Isprawniks nicht aus unserem Verbannungsort entfernen. Mit meinem Rucksack und meinem Korb verließ ich das Polizeigebäude. Schon wartete auf mich ein zweispänniger Wagen mit strohgeflochtenem Sitz. Ein Gendarmerieunteroffizier von etwa dreißig Jahren saß bereits darin. Er erklärte mir sofort, daß er nicht zu meiner Bewachung, sondern in anderen Dienstangelegenheiten mitfahre.

Es war kein angenehmer Reisegenosse. Trotz seiner Uniform war er der typische verschlagene sibirische Bauer. An dem Wagen und den Pferden machte sich ein junger Bauernbursche aus dem Dorf Samodurowka zu schaffen; er wollte sich überzeugen, ob alles in Ordnung sei. Der gesprächige Bursche erklärte mir, das eine Pferd sei sehr schlau und heiße „Muchorty“, das andere „Solowej“. Die Schelle war an das Krummholz festgebunden und läutete nicht, solange wir durch die Stadt fuhren; erst als wir Minussinsk hinter uns hatten und in ein Tannenwäldchen kamen, band der Kutscher sie los und sagte:

„Der Isprawnik, hol ihn der Teufel, duldet kein Schellengeläute in der Stadt.“

„Muchorty“ benutzte die Fahrtunterbrechung, um vom Wege abzubiegen und Gras zu fressen; der Kutscher merkte es aber, schlug ihm mit der Faust auf den Kopf und sagte:

„Was fällt dir ein, du verfluchter Räuber!“

Dann sprang er wieder auf den Sitz, faßte die Zügel und schrie:

„He! He! Ihr Lieben, die Pest über euch!“

Sofort setzten sich „Muchorty“ und „Solowej“ in Trab, und der Wagen holperte über die staubige, ungepflasterte Straße. Laut ratterten die reifenlosen Wagenräder und klapperten die



unbeschlagenen Pferdehufe. Staubwolken begleiteten uns; immer mehr entfernten wir uns von Minussinsk. Bald verschwanden die vergoldeten Kreuze der Kirchentürme. Bald lag auch das Tannenwäldchen hinter uns. Wir fuhren an riesigen Misthaufen vorbei. Die Bauern benutzen hier nämlich keinen Dünger; nach ihrer Meinung ist der hiesige Boden so fruchtbar, daß er nicht gedüngt werden muß.

Unterwegs erzählte mir der Gendarm, daß die kurz vor meiner Ankunft geflohenen Schwerverbrecher deswegen nicht entdeckt worden seien, weil sie sich, wie später festgestellt wurde, in diesen Misthaufen versteckt hatten.

Bald kamen wir in Samoduwowka an, sechs Kilometer von Minussinsk entfernt. Es ist ein reiches, großes, in langer, gerader Linie angelegtes Dorf. Hier, im Randgebiet des Dorfbezirkes Tessj hatten sich Bauern aus Rußland niedergelassen, und dieses Gebiet hatte sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Hier reifte der beste Weizen der Gegend und wuchsen Melonen.

Nachdem wir so etwa zehn Kilometer durch Flachland gefahren waren, erreichten wir den Fuß eines kleinen Berges, Taraska. „Muchorty“ verlangsamte sofort seinen Schritt. Der Kutscher, der Gendarm und ich sprangen aus dem Wagen und gingen zu Fuß den Berg hinauf. Die Räder gruben tiefe Spuren in den ungepflasterten Fahrweg. Der Wegrand war mit grünem Gras und bunten Blumen bewachsen. Links und rechts lagen endlose Felder. Ganz selten begegnete uns ein Mensch in dieser verlassenem Gegend. Überall sah man Bergabhänge. Je weiter nach dem Süden, um so höher wurden die Berge. Das waren Ausläufer des fernen Sajanski-Gebirges, das man bei ganz klarem Wetter auch von hier aus sehen konnte.

Uns fielen die Pferdegerippe auf, die bald am Wege, bald in den Feldern herumlagen. Auf dem Berggipfel angekommen, sahen wir auf dem mit Äckern bedeckten Plateau zwei Bauern, die etwas abseits vom Fahrweg einem eben krepiereten Pferd mit kurzen Messern flink und geschickt die Haut abzogen.

„Fertig“, sagte der eine, rollte die Haut zusammen und wischte sich die blutigen Finger am Gras ab.

„Nichts zu machen. Ist krepirt“, fügte der andere hinzu. „Wir sind mit zwei Pferden abgefahren und kommen nur mit einem zurück. Schade um das gute Tier!“

Kaum waren wir hundert Schritt weiter, als sich schon ganze Wolken von Krähen über den roten, dampfenden Kadar ver stürzten und ein Adler von der Höhe herabstieß, um an der Beute teilzunehmen.

Nachts lockt das billige Mahl Wölfe herbei. Der Regen vollendet ihre Arbeit, und dann liegt das Skelett jahrelang da und schimmert weiß in der Sonne.

Die kleinen, aber widerstandsfähigen Pferde der Gegend sind höchstwahrscheinlich direkte Abkömmlinge der halbwildten Pferde, deren Herden die Abakanskisteppe im Minussinsker Gebiet bevölkern.

Sobald diese schönen, stolzen und freien Tiere einen Menschen bemerken, fliehen sie laut wiehernd vor ihm in die Steppe hinein, den Hals kühn geschwungen, mit im Winde flatternder Mähne und Schwanz. Im Sommer weiden sie auf den üppigen Steppenwiesen und wachen eifersüchtig über ihre Weibchen. Im Winter nähren sie sich vom vorjährigen, dünnen Gras: zu diesem Zweck wühlen sie mit den Hufen den Schnee auf und zerstampfen die den Boden bedeckende Eisschicht.

Erst in allerletzter Zeit haben die Besitzer dieser Pferdeherden, die „Tataren“, wie die russischen Bauern sie nennen, angefangen, große Heuvorräte für den Winter zu mähen. Sie kennen die Stückzahl ihrer Pferde nicht und bestimmen sie ungefähr, indem sie die Pferde auf eine abgezäunte Wiese treiben. Ist die Wiese voll, dann sind alle da, wenn nicht, dann hat sich ein Teil in die Steppe verlaufen.

Wittern sie die Nähe von Wölfen, dann bilden die erwachsenen und kräftigen Tiere einen Kreis und nehmen die jungen Pferde und die Muttertiere in die Mitte. Schnaubend und zitternd stehen sie da in Erwartung des Feindes und schlagen erbarmungslos mit ihren Hinterbeinen auf den Wolf los, wenn er sich einen Angriff erlaubt.

Die sibirischen Bauern sind zwar vorzügliche Reiter, kaufen sie aber eines dieser wilden Pferde, dann getrauen sie sich

doch nicht, es selber zuzureiten, und überlassen diese gefährliche Arbeit den Tataren.

In schnellem Ritt wirft der Tatare dem wilden Tiere eine Schlinge um den Hals und zieht sie so lange immer enger an, bis das Tier, halb erstickt, zu Boden stürzt; dann werden ihm die Beine sofort festgebunden. Erst wenn ihm ein starker Strick fest um den Bauch neben den Vorderbeinen geschlungen ist, werden die Beine wieder freigemacht. Dann faßt der Tatare den Strick, der den Bauch umschlingt, und springt dem Pferd auf den Rücken. Zum ersten Male in seinem Leben bekommt das Pferd den demütigenden Peitschenhieb von der Hand des Menschen zu spüren. Es springt auf die Beine, bäumt sich wütend auf, es spürt auf seinem Rücken die unheimliche Last, den Menschen; voller Entsetzen rast es dahin und wendet alle erdenklichen Listen an, um den Reiter abzuwerfen und die Freiheit wieder zu gewinnen. Aber der erfahrene Reiter ist auf der Hut; sobald das Pferd zu Boden stürzt, springt er ab, um sofort wieder aufzuspringen, wenn es sich erhebt. Dieser Kampf dauert nicht lange. Nach ein bis zwei Stunden wilder Jagd durch die Steppe bricht das Pferd unter der ungewohnten Last zusammen und kann kaum mehr einen Schritt machen. Diesen Augenblick macht sich der schlaue Reiter zunutze, zäumt es und kehrt als Sieger zurück.

Aber lange noch verweigert das stolze Tier jede Nascherei wie Hafer oder Brot und frißt nur Heu.

## D i e A n k u n f t

Wie alle Berge dieser Gegend steigt der Taraska auf der einen Seite ganz allmählich an, endet in einem ziemlich weitläufigen Plateau und stürzt auf der anderen Seite steil ab. Langsam stiegen wir diesen steilen und gefährlichen Hang hinunter. An einer Biegung des Fahrweges angelangt, sahen wir plötzlich tief unten vor uns das Tal von Tessj. Rechts und direkt gegenüber war ein dunkler Wald. An seinem Rande liegen zwei Dörfer längs des Flübchens Inja: die Große und die Kleine Inja, beide aus früheren Einzelsiedlungen entstanden. Hinter dem Wald ist der große, an seinen Ufern schilfbewachsene und nicht allzu tiefe Kisikinsker See, der von Karpfen wimmelt. Zwischen zwei Bergen, in etwa fünfzehn Kilometer Entfernung, sieht man den breiten Streifen des Bergflusses Tuba, der das Tessjer Tal abgrenzt. Der Fluß ist auf beiden Seiten von zwei etwa zweihundert Meter hohen, abschüssigen und felsigen Bergketten eingeschlossen. Man hat den Eindruck, daß die Tuba, genau wie der Jenissej, sich nur schwer durch dieses steinige Gebirge hatte Bahn brechen können. Etwas weiter talabwärts besteht der Boden, auch der der zahlreichen Tubainseln, aus meterdicken Granitsteinen und aus Granitgeröll.

Das Bild, das sich uns vom Taraska aus bot, war grandios und fesselnd; auch hier trug die Gegend die typischen Züge der strengen Schönheit der sibirischen Natur.

Als wir unten am Fluß ankamen, schlug verworrenes Geräusch an mein Ohr, je weiter wir kamen um so deutlicher; die eintönige, aber sehr eindrucksvolle Melodie kam aus der Richtung, wo die Tuba floß. Sie wurde immer stärker, übertönte zwar weder die Menschenstimmen noch den Lerchengesang und das Summen der Insekten, begleitete aber und beherrschte alle anderen Laute. Sogar im Winter, wenn eine meterdicke Eisschicht den Fluß bedeckte, konnte man in der allgemeinen Stille der Natur das Geräusch wahrnehmen.

„Was ist das? Woher kommt dieses sonderbare Geräusch?“ fragte ich den Kutscher.

„Das ist die Tuba, mein Lieber. Die rauscht so! Sie wälzt Geröll auf ihrem Grund.“

Wegen des vielen Gesteins, das die Ufer und den Grund der Tuba bedeckt, nahmen die Bauern an, daß der Fluß in seinem schnellen Lauf große und kleine Steine mit sich trage. Da die felsigen Flußufer aus Tonschiefer bestehen, ist es klar, daß die Granitsteine aus dem Sajanski-Gebirge stammen, wo der Fluß seinen Ursprung nimmt.

Als „Muchorty“ mit unserem Wagen wohlbehalten unten angelangt war, setzte er sich mit seinem anderen Genossen in fröhlichen Trab. So fuhren wir mit Glockengeläut auf dem ebenen, staubigen Weg nach Tessj<sup>1</sup>.

In der Nähe von Tessj, am Fuß des Jegorjewski-Berges fielen mir die zahlreichen großen Grabhügel auf. Man trifft sie im Minussinsker Bezirk überall an; bei Tessj lagen aber mehrere Dutzend dicht beieinander. Unser Weg führte an zwei besonders hohen vorbei, die bereits von einer archäologischen Kommission ausgegraben waren. Man hatte Waffen, Geschirr, Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Frauenschmuck gefunden. Sie sind in zahlreichen Exemplaren im Minussinsker Museum und zum Teil im Russischen Museum in Leningrad ausgestellt. Besonders viele bronzene Steigbügel und Pfeilspitzen waren darunter. Die Uferfelsen gegenüber dem Dorfe sind mit der Schrift des alten Volkes bedeckt, das früher hier lebte.

Diese Grabhügel und das eintönige Rauschen der Tuba ließen mich an die alten, vergangenen Zeiten denken. Was mag das für ein Volk gewesen sein, das diese Grabhügel errichtete? Ist es ganz von der Erdoberfläche verschwunden? Nur die Gräber und die Felsinschriften sprechen noch von ihm, von seinem längst vergangenen Leben. Vielleicht ist eine Welle der Völkerwanderung über dieses Gebiet hinweggegangen. Vielleicht hat an diesen Ufern, an diesen stummen Abhängen eine blutige Schlacht getobt? Mit den Händen der Besiegten hatten

<sup>1</sup> Einige Intellektuelle, die lange hier ansässig waren, behaupten, Tessj bedeute „Götze“.

die Sieger vielleicht diese Grabhügel für ihre Gefallenen aufgeschichtet. Es ist aber auch möglich, daß in dem Walde, der noch vor kurzem die ganze Tessjer Steppe bedeckte, irgendein Götzenbild stand, dem zu Ehren man in der Bronzezeit hier die Führer der Stämme begrub und diese Hügel aufschichtete.

Doch die Berge ringsherum sind stumm, und das Rauschen der Tuba verrät nichts von den alten Geheimnissen. Ich mußte an Coopers Roman „Der letzte Mohikaner“ denken, an den tragischen Untergang nicht bloß einzelner Menschen, sondern ganzer Indianerstämme, die dem Ansturm der westeuropäischen Zivilisation unterlagen. In dem Roman bleibt nur ein einziger Indianer von dem ganzen Volk der Mohikaner übrig. Er lauscht einem Papagei, der noch die Sprache eines anderen, längst dahingegangenen Indianerstammes spricht, und hört aus diesen Lauten das traurige Schicksal des verschollenen Stammes heraus. Alle sind tot. Nur der Papagei spricht noch die längst vergessene Sprache, die niemand versteht . . .

Die Eroberer des Minussinsker Gebiets, die Russen, sind hier im Jahre 1609 eingedrungen. 1613 trieben die Kosaken zum ersten Male die Steuern von den Einwohnern des Tuba- und des Jenissej-Tales ein. Nach erfolglosem Kampf verließen die Kernvölker, die Kirgisen und Kalmüken, die Gegend. Andere Stämme, wie die Katschinzen, Kisilen, Sagaizen usw., die ein mongolisches Idiom sprachen, bekehrten sich zur orthodoxen Kirche.

Aber die alte Schamanenreligion ist noch nicht ganz vergessen; in der Phantasie der in Zelten wohnenden Nomadenvölker gibt es einen Gott, der im Himmel ein großes Zelt bewohnt.

Die Grabhügel, Felsinschriften und steinernen Götzenfiguren am Abakan-Fluß sprechen von einer alten, verschollenen Kultur.

Chinesische Chroniken sprechen von „Chakassen“ und „Kalidsi“, die diese Gegend im 5. Jahrhundert bewohnt hätten.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß es auch im Gouvernement Olonez, das von finnischen Volksstämmen bewohnt wurde, einen Fluß Tuba gibt, der den Tubasee mit dem Olonezsee verbindet.

\*

Ich war so in meine Träume von der grauen Vergangenheit versunken, daß ich nur mit halbem Ohr dem Gendarmen zuhörte, der mir etwas erzählte. Erst als wir die Steppe hinter uns ließen und in den kleinen Wald kurz vor Tessj kamen, kehrte ich zur Wirklichkeit zurück. Wir passierten das Tor der Dorfumzäunung und fuhren an den Häusern aus Holzbalken, an den langausgestreckten Gemüsegärten vorbei, die menschenleere Straße des großen Dorfes entlang. Aus jedem Tor stürzten Hunde heraus und jagten uns mit lautem Gebell nach.

Voller Interesse betrachtete ich das mir ganz neue Bild des sibirischen Dorfes.

Man muß gestehen, die ersten Bauern, die sich in Tessj ansiedelten, hatten sich keineswegs von ästhetischen Beweggründen leiten lassen. Sie bauten ihre Häuser nicht so, daß sie mit den Fenstern zur Pritoka, einem Nebenfluß der Tuba lagen, was ihnen eine herrliche Aussicht auf die Inseln und das gegenüberliegende Felsenufer gegeben hätte; die Fenster gingen vielmehr auf die staubige, langweilige Straße hinaus. Die schöne Aussicht auf den Fluß, die Inseln, die Berge überließen sie ihren Pferden, Kühen und Schafen, deren Ställe hinter den Häusern am Ufer waren.

Wir passierten einen großen Platz mit einer Kirche in der Mitte, bogen nach links ein und hielten vor dem sogenannten Landschaftshaus, in dem zugereiste Dienstpersonen ihr Quartier hatten.

„Jetzt sind wir da!“ sagte der Gendarm. „Ich bleibe hier. Ihnen rate ich, sofort eine Wohnung bei einem der Bauern zu suchen.“

„Geh nur gleich zu den Sizilisten, Bursche“, sagte der Besitzer des Landschaftshauses zu mir, ein großer Bauer mit klugen, schönen Augen und langem Bart. „Frag nach dem Deutschen. Wirst ihn schon finden. Er sitzt seit heute morgen, ohne sich zu rühren, mit seiner Pfeife vor dem Tor. In dem Haus ihm gegenüber wohnen deine Genossen.“

Als ich an das Tor dieses Hauses kam, sah ich folgendes Bild:

„Fignaluschka! Fignaluschka!“ so lockte die Hauswirtin, eine sibirische Bäuerin in den Dreißigern, einen Hund an die Türe des Speichers heran, neben der ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren stand. „Gib acht, Manja, schlag die Tür zu, sobald er herankommt!“

„Gut, gut, Mutter! Wird gemacht!“

Sobald Fignal, angelockt durch das gebratene Fleischstück, das die Bäuerin in der Hand hielt, dem Speicher so nahe kam, daß sein Schwanz die Schwelle berührte, schlug das junge Mädchen die Speichertüre mit aller Kraft zu. Fignal zuckte auf vor Schmerz, heulte wütend und wollte sich auf die Frau stürzen, aber die Türe hielt ihn wie eine Falle fest.

„Manja, halt die Türe fest zu! Laß ja nicht los!“

„Ich halte schon, Mütterchen!“

Die Wirtin mit dem trockenen, energischen Gesicht einer sibirischen Bäuerin, nahm eine Peitsche von der Erde und schlug damit auf den Hund ein. Das genügte ihr aber noch nicht. Sie nahm einen dicken Strick und dann noch einen starken Stock zu Hilfe.

„Da hast du deinen Lohn“, schrie sie. „Wirst dich in Zukunft hüten, Fleisch zu stehlen.“

Ich versuchte in den Hof hineinzugehen, aber ein großer Dorfköter versperrte mir den Weg und ließ mich nicht durch.

Auf dem Hof schollen immer noch dumpfe Schläge, das Winseln und Bellen des gepeinigten Tieres und das Gekreische der Frau.

Die Exekution wurde unterbrochen durch das Erscheinen zweier Frauen, die offensichtlich gebildeten Ständen angehörten. Sie traten aus dem zweiten Hause, das im Innern des Hofes stand.

„Was machen Sie denn?“ schrieten sie. „Warum peinigten Sie den Hund so entsetzlich?“

„Er hat wieder Fleisch in der Küche gestohlen. Soll ich ihm dafür vielleicht einen Kuß geben? Wenn mein Mann kommt, wird der Köter erschossen!“

„Zu wem wollen Sie?“ fragte sie, als sie mich endlich bemerkte. „Tschernja, ruhig!“ rief sie dem anderen Hund zu.

Ich nannte W. W. Starkow und G. M. Krschischanowski.



„Das sind wir!“ rief die junge Frau voller Freude. „Kommen Sie nur herein. Starkow ist mein Mann und Krschischanowski mein Bruder. Das ist meine Mutter, Elvira Ernestowna.“

„Wie entsetzlich! Was für ein grausames Volk! Wie diese Frau den Hund mißhandelt!“ rief Elvira Ernestowna.

„Wassilij! Gleb! Kommt schnell! Ein neuer Genosse, Alexander Sidorowitsch ist angekommen!“

Auf das Rufen erschienen zwei Genossen von sehr sympathischem Aussehen.

„Was für Sitten!“ sagte ich, in das Haus tretend. „Was treibt man denn mit diesem Hund?“

„Da ist eben Sibirien!“ sagte Starkow. „Das sind die grausamen sibirischen Sitten! Dieser Fignal hat ein kompliziertes Schicksal! Er hat einmal bessere Tage gekannt. Er gehörte früher einem Kaufmann in Irkutsk. Dort hat man ihn gestohlen, und so kam er aufs Land und wurde ein gemeiner Dorfhund. Es ist ein ausgezeichneter Rassejagdhund. Die Frau gibt ihm nichts zu fressen. Deshalb schleicht er in die Küche und stiehlt Fleisch. Sie aber behandelt ihn stets voller Hinterlist. Deshalb ist er verbittert und mißtrauisch und beißt auch dann, wenn man gütig zu ihm spricht oder ihn streicheln will.“

Wir saßen um den Samowar herum. Er wurde ganz kalt und summte sein letztes Liedchen. Es wurde Abend. Ich aber erzählte immer noch von der Arbeiterbewegung in Petersburg, von dem großen Weberstreik, von meiner Entwicklung zum Marxismus, von der revolutionären Arbeit, von meinen Erlebnissen in der Haft.

W. W. Starkow, damals noch ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, mit gutnütigem, russischem Gesicht, hörte aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen.

Sein Freund G. M. Krschischanowski, ungefähr gleichaltrig mit ihm, erinnerte durch die hohe Stirn, die feinen Gesichtszüge, das braune Haar, den schlanken, aber gedrungenen Wuchs an seine Schwester Antonina Maximilianowna. Im Gegensatz zu Starkow unterbrach er mich öfters mit allerlei Fragen.

Je länger sie mir zuhörten, desto lebendiger flammte in ihren Augen die Hoffnung auf, daß wir mit einem sicheren

Sieg rechnen konnten, mochte er auch in noch so ferner Zukunft liegen.

Manchmal tauschten die beiden Freunde ihre Meinungen aus über dies oder jenes und erwähnten dabei Lenin, vor dem sie eine ungeheure Achtung zu haben schienen.

Auch die junge Frau hörte aufmerksam zu. Nur die ältere schien die Begeisterung ihrer Kinder für die Revolution nicht zu teilen.

Beide Frauen, Mutter und Tochter, schienen überhaupt für das strenge Leben der Revolutionäre nicht geschaffen zu sein.

Die alte Frau hatte den letzten Groschen geopfert, um ihre Kinder studieren zu lassen. Als ihr Sohn das Technologische Institut mit Auszeichnung beendet und eine Stelle als Ingenieur bekommen hatte, trat eine Erleichterung ein. Sie glaubte nun, die schweren Zeiten für immer hinter sich zu haben.

Allmählich fiel ihr aber auf, daß sich ihr Sohn Gleb seit einiger Zeit heimlich in seinem Zimmer einsperrte; eines Tages öffnete sie unerwartet die Türe und sah zu ihrem Entsetzen ihren Sohn, ihren höchsten Stolz bei einer Arbeit, wie sie sich keine schlimmere vorstellen konnte: Er fertigte „verbrecherische“ Proklamationen an, um sie unter den Arbeitern zu verbreiten.

Hätte sie ihn bei Falschmünzerei ertappt, sie wäre weniger entsetzt gewesen. Die Hoffnung auf ein friedliches, ruhiges Leben war dahin! Sie wußte genau, welcher Gefahr sich ihr Sohn aussetzte. Jedes Klopfen an der Türe, jedes Geräusch ließ sie auffahren in der Nacht und den Besuch von Gendarmen erwarten. Dann kam die unvermeidliche Verhaftung<sup>1</sup>. Mit vieler Mühe bekam sie Erlaubnis, ihren Sohn zu besuchen. Jedesmal küßte sie ihn dann, und er schmuggelte aus seinem Mund in den ihren kleine, zusammengerollte Zettelchen, die in Staniolpapier gewickelt waren. Jedesmal, wenn sie so die Gefängniswache betrog, zitterte sie innerlich vor Angst. Aber was

---

<sup>1</sup> Dank der Provokation des Zahnarztes Michailow und anderer wurde die gesamte Gruppe des Genossen Lenin am 9. Dezember 1895 verhaftet. Zu dieser Gruppe der „alten Sozialdemokraten“ oder auch „Dekabristen“, gehörten W. J. Uljanow-Lenin, G. M. Krschischanowski, Anatolij Alexandrowitsch Wanejew, Peter Kusmitsch Saporoschetz, Alexander Leontjewitsch Maltschenko und Wassilij Wassiljewitsch Starkow. Julij Ossipowitsch Zederbaum (Martow) — auch Mitglied dieses Zirkels — wurde erst später verhaftet.

macht eine Mutter nicht alles für ihren Sohn? Sie beschloß auch, ihn nach dem fernen Sibirien zu begleiten.

Ihre Tochter Antonina besuchte die Frauenhochschule in Petersburg. Unter dem Einfluß von Bruder und Bräutigam schloß sie sich, jung wie sie war, dem revolutionären Marxismus an und tat für die Revolution was sie konnte. Aber das gefährvolle und unruhige revolutionäre Leben wurde ihr sehr schwer, und sie träumte von einem friedlichen, gemütlichen, ruhigen Familienleben.

Die gütige, sympathische und teilnahmevolle Antonina Maximilianowna erbot sich sofort, mir bei der Suche nach einem Zimmer zu helfen. Sie kümmerte sich auch um den kranken Michail Dmitrijewitsch Jefimow und bat mich, mit ihm zusammen zu wohnen; sie hoffte, daß das gemeinsame Leben mit mir günstig auf ihn wirken werde.

„Da kommt er ja, zusammen mit Nikolai Nikolajewitsch Panin“, rief sie.

Begleitet von Hundegebell und vom Geschrei der Wirtin, die die Hunde zurückrief, traten zwei neue Genossen ins Zimmer.

Sie waren beide klein von Gestalt. Der eine, achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt, blondhaarig, blondbärtig, mit nachdenklichen, traurigen Augen, war Michail Dmitrijewitsch Jefimow. Er sah krank aus. Lange Einzelhaft hatte seine Psyche, seine ganze Gesundheit untergraben. Der andere hatte dunkles Haar, ein hübsches, lebhaftes Gesicht, war etwa zwanzig Jahre alt, kräftig und energisch. Das war Nikolai Nikolajewitsch Panin. Beide waren Arbeiter wie ich. Der eine stammte aus Jekaterinoslaw, der andere aus Petersburg.

Nachdem wir einander vorgestellt waren und noch eine Zeitlang uns mit Krschischanowski und Starkow ausgesprochen hatten, gingen wir gegen Abend ins Dorf.

## Das Leben im Dorfe Tessj

Das ist er also, der sibirische Bärenwinkel, in den ich verbannt bin und wo ich drei Jahre auszuharren habe!“ dachte ich, während ich die breite, ungepflasterte, staubige Dorfstraße entlangging.

Schmucklos und trist sahen die aus Balken gebauten Häuser aus. In den nach der Regenzeit noch nicht ausgetrockneten Straßenpfützen sah man Herden von Gänsen und Enten und eine Masse Schweine, die sich genau wie in Minussinsk und Samodurovka im Straßenkot wälzten. Nirgends war ein Busch oder ein Bäumchen zu entdecken; nirgends gab es auch ein wenig Grün.

Das war die Folge des harten Kampfes, den der großrussische Bauer jahrhundertlang gegen den Wald hatte führen müssen; jedes Stück Land, das er bebauen wollte, mußte er sich erobern und er ging jedes Jahr aufs neue gegen die endlosen Urwälder vor, die das damalige Rußland bedeckten. Der ukrainische Bauer dagegen, der auf die unbewaldete, nackte ukrainische Steppe angewiesen war, liebte und pflegte das bißchen Grün, die kleinen Gärten, die Weiden und Eichen, die er sich um sein Dorf und um sein Häuschen pflanzte.

Bald war ich am Hause des Krämers Luka Terentjewitsch angelangt, für dessen Frau mir Antonina Maximilianowna einen Brief gegeben hatte und dessen Haus sich vor allen anderen in Tessj auszeichnete: es war aus Ziegelsteinen gebaut. Luka Terentjewitsch oder „Lutschka“, wie die eingeborenen Sibirier ihn nannten, war ein aus Rußland wegen Vergewaltigung verbannter Bauer.

Man muß es den angeborenen Sibiriern sehr hoch anrechnen, daß sie mit äußerstem Taktgefühl den neuen Ansiedlern begegnen, den Sträflingen, die nach Verbüßung ihrer Katorgazeit zwangsweise in Sibirien bleiben müssen, und daß sie ihnen die alten Vergehen niemals zum Vorwurf machen. Von der Vergangenheit solcher Ansiedler wird nie gesprochen; sie ist

wie ausgelöscht. „Lutschka“ hatte zuerst als einfacher Knecht bei den Bauern gearbeitet, dann hatte er eine Ziegelei betrieben, sich damit ein Vermögen erworben und ein großes Haus mit einem Laden darin gebaut; gleichzeitig trieb er Bienenzucht und versuchte es vorübergehend auch einmal mit einer Wassermühle.

Er handelte mit Petroleum, Salz, Öl, Zucker, Tee und Baumwollstoffen, blieb nach wie vor ein heißer Verehrer des Frauengeschlechts und betrog Awdotja tagtäglich. Endlich ließ er seine leibliche Schwester aus Rußland kommen, eine hübsche und bornierte Ukrainerin, und machte sie zur ständigen Geliebten.

Awdotja, eine ziemlich gescheite, pockennarbige Sibirierin, die sich ihr ganzes Leben lang wie ein Pferd geschunden und durch ihre hartnäckige Arbeit Lutschka bei seinem Streben nach Wohlstand unterstützt hatte, war natürlich sehr unglücklich über dieses Leben. Sie fühlte sich unwillkürlich zu den politischen Verbannten hingezogen, diesen neuen Menschen, die Güte und Herzenswärme besaßen. Sie schloß Freundschaft mit Antonina Starkow und half den politischen Verbannten, womit sie nur konnte.

Durch ihre Vermittlung bekam ich ein Zimmer im Hause der Mileschicha, dem typischen Hause eines reichen sibirischen Bauern. Es bestand aus zwei großen, hellen Zimmern und einer Küche mit einem Riesofen. Wände und Decken waren schneeweiß gestrichen. Hausgewebte Läufer bedeckten den mit Sand blank geriebenen Fußboden. Ein festes, stets geschlossenes Tor führte in den Hof, und hier standen Ställe und Speicher, vollgepfropft mit Korn, Mehl, Geräten und allerlei Zeug; dahinter lag noch ein anderer Hof, in dem das Vieh übernachtete. Vor dem Brunnen, den dieser Hof hatte, stand eine große Holzmulde, in die die etwa 60 Jahre alte Mileschicha und ihre Enkelin Anka für die Schweine die abgerahmte Milch schütteten. Man sieht, wie wenig die Bauern dieser Gegend rationelle Milchwirtschaft zu treiben verstanden, trotzdem sie sehr viel Vieh besaßen.

Mileschin selbst, ein fünfundsiebzigjähriger, erstaunlich jung aussehender Mann, lebte mit seinem Sohn, einem verschla-

genen, unsympathischen Kerl von vierzig Jahren, mit der Schwiegertochter und der ältesten Enkelin auf dem flachen Gipfel des Berges Ubrus. Er beutete die Arbeit einiger Arbeiter aus und bebaute an die vierzig Deßjatinen Land für die Bergwerke. Wie alle Kulaken, baute er jedes Frühjahr eine feste Barke und schaffte das Getreide den Jenissej abwärts in die Bergwerksstädte.

Die Mileschins waren sehr reich, trotzdem der Sohn in Jenissejsk und Krasnojarsk die Hälfte aller Einnahmen durchbrachte. Die alte Mileschicha bewachte ängstlich die Geldkassette in ihrem Hause. Jeden, der zu mir kam, prüfte sie mit durchdringenden Blicken; am liebsten aber wies sie jeden Besucher ab.

„Nicht zu Hause“, sagte sie meistens den Genossen. „Alexander Sidorowitsch ist spazieren gegangen.“

An großen Feiertagen zog sich die ganze Familie festlich an; die Frauen legten ganz dicke, wollene „Shawls“ um die Schultern, die Männer zogen noch dickere, warme Röcke an und dazu Gummischuhe, auch wenn das Wetter noch so heiß und trocken war. In diesem Staat ging man in die Kirche.

„Wozu zieht ihr bloß die Gummischuhe an? Es regnet nicht, draußen ist es ja heiß und trocken!“ fragte ich einmal.

„Das gehört sich so“, antwortete mir der junge Mileschin. „Wozu haben wir sie denn gekauft? Sollen wir etwa mit den Gummischuhen ins Feld gehen? Jeder anständige Bauer zieht Gummischuhe an, wenn er in die Kirche geht.“

Die Jugend führte Reigen auf; man tanzte auch die Quadrille, die bis in diese Gegend gedrungen war. Die Burschen zogen mit den Harmonikas durchs Dorf und sangen Gassenhauer.

An Feiertagen gingen alle Dorfbewohner nach dem Mittagessen auf die Straße. Der alte Mileschin stellte dann jedesmal dieselbe Frage an mich:

„Sag mal, Alexander Sidorowitsch, mit wem führt unser Kaiser jetzt Krieg?“

Nach dem Mittagessen saß der alte Mileschin in der Schenke und leerte ein Glas nach dem anderen; nachts kehrte er dann

betrunken zu seiner Alten zurück und zahlte ihr alle Bosheiten heim.

Daraufhin lief die Frau regelmäßig auf die Straße und schrie: „Helft mir, gute Leute! Mein alter Räuber, der verfluchte Hengst, will mich totschiagen!“ Im Hemd lief sie so durch die Straße und suchte Rettung vor den zentnerschweren Fäusten des Alten. Die Verfolgung endete gewöhnlich damit, daß der Alte irgendwo auf der Straße hinfiel und bis zum Morgen durchschlief.

Währenddessen gab es zu Hause neuen Krach.

„Wo ist Aljonka?“ fuhr Mileschins Sohn die alte Frau wegen seiner ältesten Tochter an. Das Mädchen hatte sich erlaubt, sich gegen den Willen der Eltern in einen heimatlosen, armen Ansiedler und nicht in einen reichen Bauern zu verlieben.

„Hast wieder mal nicht aufgepaßt, alte Hexel! Die soll mir zwischen die Finger geraten, die Hündin!“

Morgens begann dann die barbarische Abrechnung des jungen Mileschin mit seiner Tochter.

„Dir tränk ich deine Dummheiten ein“, brüllte er und sperrte sich mit ihr im Speicher ein.

Dann hörte man das Stöhnen, Schreien und die Hilferufe Aljonkas, die der Vater im Speicher unmenschlich verprügelte. Wenn es endlich gelang, die Türe aufzumachen und das Mädchen den Händen des bestialischen Mannes zu entreißen, war ihr ganzer Körper von Schlägen blau angelaufen.

„Wirst du dich nochmal mit dem elenden Lumpen herumtreiben?“ brüllte immer wieder der Vater.

„Nein, Väterchen, ich tu's nicht mehr“, jammerte Aljonka.

Aber eine Woche später lief sie gewöhnlich wieder davon. Endlich glückte es ihr, sich mit dem Manne, den sie so liebte, trauen zu lassen. Aber sie lebte nicht mehr lange. Infolge der Schläge des Vaters fiel sie in eine schwere Krankheit und starb bald.

Solange ich da wohnte, vermied ich es, so weit ich konnte, meine Wirtsleute irgendwie zu bemühen. Wenn ich Ankas Stimme hörte, die gewöhnlich durch die halbgeöffnete Türe rief: „Alexander Sidorowitsch, Großmutter ruft dich, der Samowar ist fertig“, holte ich diesen herein und brühte mir den

Tee selber auf. Dazu machte mir die Mileschicha allerlei Flinsen mit Käse und Fleischkuchen, die in Butter schwammen. Dazu gab es eine volle Schüssel Sahne. Das Mittagessen bestand aus einer ziemlich faden Kohlsuppe mit Pökelfleisch und aus irgendeinem Milchbrei. Abends bekam ich Brot mit Weißkäse und Milch. Das Brot aus frischem Weizen war zwar dunkel, duftete aber und schmeckte gut. Für dieses Essen und für das Zimmer bezahlte ich der Mileschicha monatlich fünf Rubel. Von der staatlichen Unterstützung hatte ich dann noch drei Rubel übrig, womit ich das Petroleum, Tee, Zucker und die Wäsche bezahlte. In der vierfenstrigen Stube standen außer den nach großrussischer Sitte längs der Wände angebrachten Bänken ein Tisch und einige städtische Stühle. An der Wand hingen eine altertümliche Kuckucksuhr und ein Spiegel, der alles höchst drollig verzerrte, in der Vorderecke des Zimmers die unvermeidlichen Heiligenbilder, die zu entfernen, Mileschicha sich aufs Entschiedenste geweigert hatte, an den Wänden außerdem billige Oeldrucke mit der Darstellung des Berges Athos.

Die Sibirier, wie überhaupt die großrussischen Bauern lieben sehr das Dampfbad. Fast jedes Haus hat sein eigenes. So war's auch bei der Mileschicha. Auf die glühende Oberfläche des Ofens wird Wasser gegossen, so daß sich dicker Dampf bildet. Im Baderaum sind Stufen angebracht, die zur Decke führen. Die Badenden klettern auf die höchste Stufe, dort, wo der Dampf am dichtesten und heißesten ist, und massieren sich mit in kochendem Wasser aufgeweichten Birkenzweigen. Manche Bauern befolgten noch die alte russische Sitte und sprangen in erhitztem Zustande aus dem heißen, dampfgefüllten Raum in den Hof und wälzten sich im Schnee. Wenn sie sich abgekühlt hatten, ging die Prozedur im Dampfbad weiter. Das Wasser wurde auf höchst primitive Weise erhitzt. Man schüttete es in ein Holzfaß und warf rotglühende Steine hinein. Es fiel mir auf, daß die Bauern jede Woche die Wäsche wechselten, was man bei den Arbeitern im inneren Rußland nicht immer beobachten kann.

So schwer auch mein Leben als Petersburger Fabrikarbeiter gewesen war, ich hatte doch die Möglichkeit gehabt, in mei-



nem eigenen Zimmer zu wohnen und nach Arbeitsschluß mich der Lektüre und der revolutionären Arbeit zu widmen.

Ganz anders lagen die Arbeitsverhältnisse hier, im sibirischen Dorfe. Hier mußte der bei einem reichen Bauern angestellte Knecht im Sommer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, d. h. ungezählte Stunden arbeiten; ganze Monate brachte er auf fern gelegenen Äckern zu und mußte auf der nackten Erde oder in einem Zelt schlafen, das aus Stangen und Ästen flüchtig zusammengezimmert war.

Seinen Arbeitgeber mußte er mit „Onkel“ und dessen Frau mit „Tante“ anreden. Der „Onkel“ und ganz besonders die „Tante“ packten ihm ununterbrochen die schwerste Arbeit auf. Kein eigener Schlafrum, nicht einmal ein eigener Zimmerwinkel stand dem Bauernknecht zur Verfügung. Wo ihn die Nacht gerade überraschte, legte er sich zum Schlafen hin, bald auf dem Fußboden der Stube, bald im Pferdestall, bald auf dem Heuboden.

Bei einer solchen Lebensweise konnte ein Arbeiter nichts systematisch lesen, geschweige denn irgend etwas Vernünftiges treiben oder sich für die revolutionäre Arbeit vorbereiten.

Schon unterwegs nach dem Krasnojarsker Gefängnis hatte ich von Genossen gehört, daß die zaristische Regierung den politischen Verbrechern, die sie in die entlegensten und gottverlassensten Gegenden Sibiriens verbannte und denen sie jede Tätigkeit irgendwelcher Art verbot, eine kleine Unterstützung aus der Staatskasse gewähre, um sie nicht ganz verhungern zu lassen. Aber schon bei meiner Ankunft im Verbannungsort begann man diese Unterstützung einzuschränken. Die Regierung entzog sie vor allem den Arbeitern, und zwar aus zwei Gründen: Erstens um die allgemeine Lage der politischen Verbannten zu verschlimmern, zweitens um den Geist der Kameradschaft, der alle politischen Verbannten eng miteinander verband, zu untergraben. Sie unterschied unter der Masse der politischen Verbannten zwei Kategorien: Die „privilegierten“ Intellektuellen und die Arbeiter. Erstere bekamen die Unterstützung, den letzteren wurde sie entzogen. Dieser provokatorische, schlaue ausgedachte Plan, die Verbannten in zwei feindliche Lager zu trennen, schlug fehl. Die Mehrzahl der klassen-

bewußten, fortgeschrittenen Arbeiter ging nicht dieser Gendarmenprovokation auf den Leim, und die intellektuellen Genossen, soweit sie besser gestellt waren als die Arbeiter, teilten mit diesen kameradschaftlich alles, was sie hatten, und organisierten außerdem Kassen für gegenseitige Hilfe. Hie und da jedoch blieb diese Provokation, dieser Gendarmenrick nicht ohne Erfolg und rief Konflikte zwischen Arbeitern und Intellektuellen hervor. Ein Teil der Arbeiter, allerdings nur ein sehr kleiner, ließ sich von der Feindschaft gegen „Intellektuelle“ anstecken und kam zu der Parole: Nieder mit den Intellektuellen! Hoch die „intellektuellenreine“ Arbeiterpartei! Damals, wo die Arbeiterschaft aus ihren eigenen Reihen noch keine Kadern politisch entwickelter Kämpfer hervorgebracht hatte, war es äußerst schwer, ohne Hilfe von außen, d. h. ohne die Hilfe der intellektuellen Marxisten eine für die Selbstherrschaft und die Bourgeoisie gefährliche, wahrhaft revolutionäre Partei zu schaffen. Darüber waren sich die der Intelligenz feindlichen Arbeiter gar nicht klar und suchten der Partei eine Richtung zu geben, die ganz im Sinne der Frau Kuskowa, des Popen Gapon, des Gendarmerieobersten Subatow und bis zu einem Grade der Menschewiki war. Keime einer solchen Opposition gegen Intellektuelle waren damals zweifellos, wenn auch nur bei einem sehr kleinen Teil der Arbeiter, vorhanden; sie hatten keine Ahnung davon, daß sie damit bloß ein Spielzeug in der Hand der provokatorischen Gendarmerie und der Bourgeoisie waren.

Bei uns im Bezirk Minussinsk kam es zum Glück nicht so weit. Alle Mißverständnisse zwischen Arbeitern und Intellektuellen wurden bei uns friedlich aus der Welt geschafft. Der durch die Flucht unseres Genossen Raitschin erboste Isprawnik Stojanow versuchte einmal, die gleiche Maßregel anzuwenden, indem er den Arbeitern die Unterstützung verweigerte.

Als ich mich in Tessj von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, Arbeit zu bekommen, folgte ich dem Beispiel der Genossen, die die Unterstützung bekamen, und machte Meldung an den Gouverneur.

Sobald ich das Zimmer bei der Mileschicha bezogen hatte, machte ich mich ans Studium und nahm mir vor allem „Das Kapital“ von Marx vor. Ich wandte mich an den Genossen Krschischanowski, der den Eindruck eines geistig hervorragenden und ungewöhnlich sympathischen Menschen machte, und bat ihn, mein Studium der Theorie des revolutionären Marxismus zu leiten. Er war ein Mensch, in dem sich die besten Züge des Intellektuellen vereinigt hatten, bei dem das geistige Leben die ausschlaggebende Rolle spielte.

Sehr interessant war es, ihn, seinen Freund Starkow und die S. P. Newsorowa an den Tagen zu sehen, wo die Post in Tessj eintraf. Wie Ausgehungerte über das Brot, wie Säufer über den Schnaps, so stürzten sie über die Zeitungen, Zeitschriften und Bücher her und vergaßen die ganze übrige Welt. Waren zufällig Besucher da, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich mit höchst verdutztem Gesicht zurückzuziehen; sie wurden einfach übersehen und überhört.

Traf die Post während des Mittagessens ein, dann war Elvira Ernestowna sehr unglücklich; das Essen wurde nicht angerührt. Umsonst ermahnte sie ihren Sohn:

„Aber Gleb, ich bitte dich, das Essen wird ja kalt.“

Gleb aber hob wie im Halbschlaf einen Augenblick lang den Kopf, brummte etwas Unverständliches, ohne zu sehen oder zu hören, was um ihm herging, und versank wieder in die Zeitung oder Zeitschrift.

Die drückende Atmosphäre der Verbannung, die Abgeschnittenheit von den Zentren des geistigen Lebens, die Unmöglichkeit, das zu tun, wozu man Lust hatte, das alles weckte natürlich ein intensives Bedürfnis nach Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Trotzdem mußte ich immer wieder staunen über die Schnelligkeit und Gründlichkeit, mit der unsere Intellektuellen in Tessj die dicksten wissenschaftlichen Werke bewältigten. Sie waren darin auch den fortgeschrittensten unter uns Arbeitern überlegen. Für mich war das Lesen eines wissenschaftlichen Werkes eine mühselige Arbeit. Nur das Bewußtsein, daß das Proletariat, um den Kapitalismus stürzen und die sozialistische Ordnung aufzurichten zu können, sich das Wissen aneignen muß, gab mir die Energie zu der großen Anstrengung,

die das Studium wissenschaftlicher Werke für mich bedeutete. Für die anderen Arbeiter galt genau dasselbe. Die Genossen Krschischanowski, Kurnatowski usw. brauchten sich dagegen beim Lesen solcher Werke gar nicht anstrengen. Für sie schien eine solche Lektüre sogar ein Genuß zu sein. Natürlich ist dies darauf zurückzuführen, daß sie von Kindheit an geistige Arbeit und an das Lesen von Büchern gewöhnt waren. Gleb Krschischanowski war in Samara an der Wolga geboren und besuchte dort die Realschule; dann absolvierte er als Chemiker-Ingenieur das Technologische Institut in Petersburg. Schon als Schüler und später als Student bestritt er durch Stundengeben seinen Unterhalt und den von Mutter und Schwester. Er absolvierte mit Auszeichnung das Institut und wäre bei seinen hervorragenden Fähigkeiten einer glänzenden Laufbahn sicher gewesen, wenn er es nicht vorgezogen hätte, sich der Sache der Befreiung der Arbeiterklasse zu widmen.

Er war auch dichterisch begabt: In Erwartung des Abtransportes nach Sibirien verfaßte er im Uhrenturm des Butyrski-Gefängnisses die revolutionären Hymnen „Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte“ und „Die Tyrannen“, die berühmt wurden. In Tessj übersetzte er das polnische Lied „Die rote Fahne“ ins Russische.

Die Verbannung wurde ihm sehr schwer; besonders bedrückt war er, so lange seine Braut Sinaida Pawlowna nicht bei ihm war. Wenn er am Morgen auf die Straße trat, sah er stets dieselben zwei Berge vor sich, die sich wie Riesenwächter emporreckten und ihn daran erinnerten, daß er ein Gefangener dieses Bärenwinkels war. Allmählich haßte er diese Berge, diese großartige Natur. Ein Gedicht, das er damals verfaßte, gibt diese Stimmung wieder; der musikalisch begabte Starkow<sup>2</sup> schrieb die Musik dazu.

<sup>1</sup> Einen gewissen Anteil an der Verfassung dieser Lieder hatte auch J. O. Zederbaum (Martow).

<sup>2</sup> Wassilij Wassiljewitsch Starkow erlag am 2. April 1925 in Berlin einem „Schlaganfall“. Mehrere Jahre hindurch hatte er angestrengt gearbeitet als Leiter der Handelsvertretung der USSR in Deutschland. In seinen persönlichen Beziehungen und bei seiner Arbeit traten stets die besten Züge eines dem Volk ergebenden Intellektuellen und Kommunisten zutage. Nach Meinung der Ärzte starb er an den Folgen dauernder Überanstrengung; handelte es sich doch um etwas ganz Neues, um die Organisation des Außenhandels eines sozialistischen Staates. Obwohl offiziell nicht Bolschewik, sagte er mir im Jahre 1923 in Berlin, daß er auf dem Boden des revolutionären Marxismus stehe. Er wäre sicher sehr bald in unsere Partei eingetreten.

Wenn wir Arbeiter nachmittags zu ihm kamen (der Vormittag war gewöhnlich für Lektüre bestimmt), warf er seine Bücher in die Ecke und rief Starkow zu:

„Wassja, die Gitarre her!“

Er hatte eine junge, klangvolle Stimme und sang sehr schön.

Während der drei Jahre, die ich ununterbrochen in Tessj zubrachte, bekam ich allmählich tieferen Einblick in das Leben der sibirischen Bauern.

Der sibirische Bauer überraschte mich durch eine Menge guter menschlicher Eigenschaften, wie ich sie anfangs gar nicht bei ihm vermutet hätte. Eine volle Woche brauchte ich, um überhaupt in dem einzelnen Bauern eine besondere Individualität zu erkennen. Mit ihrer gleichförmigen Kleidung, ihren langen Röcken und langen Bärten sahen sie anfangs für mich einander ähnlich wie ein Wassertropfen dem anderen. Auch die aus Balken gebauten Häuser, die landwirtschaftlichen Geräte, die Wagen, das Pferdegeschirr, die häuslichen Gebrauchsgegenstände, alles schien nach einem ein für allemal festgesetzten Muster hergestellt. Unwillkürlich kam einem der Gedanke, daß hier alles Neue sich nur unter größten Schwierigkeiten Bahn brechen könne. Im übrigen glich der sibirische Bauer noch am ehesten dem großrussischen. Nur daß er statt der Bastschuhe richtige Lederstiefel trug. Die Stuben waren inwendig mit Kreide weiß gestrichen, der Fußboden erstaunlich blank gescheuert und mit hausgewebten Läufern bedeckt. Strohdächer sah man überhaupt nicht; alle Häuser hatten Dächer aus Brettern.

Bald fiel es mir auf, daß der Bauer des Minussinsker Bezirks gar nicht den jämmerlichen, demütigen Eindruck machte wie der russische Bauer, der zum ersten Male in seinem Leben nach Petersburg kommt, um Arbeit zu suchen.

Er sah im Gegenteil ganz prächtig aus, wenn er so frühmorgens, ein lustiges oder melancholisches Lied singend, hinter dem mit vier Pferden bespannten Pflug einherging, mit der Sense auf seiner Wiese arbeitete oder hoch zu Roß losritt. Wie malerisch saß er auf dem ungesattelten Pferd! Er schien mit

dem Tier ein einziges Wesen zu bilden. Seine Bewegungen waren voller Kraft, Sicherheit und Anmut!

Alle, die nach Sibirien in die Verbannung kamen, wußten, daß die Zarenregierung seit Jahrhunderten Verbrecherelemente aus Rußland im Lande ansiedelte. Wenn ich mir auf der Reise nach Sibirien das sibirische Leben vorzustellen versuchte, sah ich dieses Land durchweg mit Verbrechern bevölkert. Von der Grausamkeit der sibirischen Bauern gegenüber den außer dem Gesetz stehenden flüchtigen Sträflingen wurde viel erzählt. Das stimmte auch. Die Sträflinge zahlten aber mit gleicher Münze zurück. Wenn ein sibirischer Bauer in der Taiga solchen Flüchtlingen begegnete, schrie er:

„Verbrecherpack! Stellt euch alle in einer Reihe auf! Ich werde euch alle mit einer Kugel erledigen!“

Dann schoß er auf sie.

Wie bereits erwähnt, kam es gar nicht selten vor, daß ein reicher Bauer seine Tochter halbtot schlug, wenn sie sich in einen heimatlosen, armen Verbannten verliebte.

Trotz der einschläfernden Eintönigkeit des Dorflebens, trotz der Macht der konservativen, uralten Sitten, trotz der feindlichen Ablehnung jeder Neuerung, trotz des bösen Einflusses der kriminellen Verbannten, trotz aller Abgeschnittenheit von den geistigen Zentren Rußlands, hatte der sibirische Bauer doch manche Züge, die ihn nicht bloß von den russischen Arbeitern und Bauern, sondern überhaupt von dem durchschnittlichen Westeuropäer vorteilhaft unterschieden.

Überall, wohin ich während meiner langen Wanderjahre gekommen bin, in Rußland wie im Auslande, war zu beobachten, daß man die Kinder mehr oder weniger grausam behandelte. Wenn sogar Zar Alexander III. nach Aussagen der Wärter des Sommerschlusses in Livadia seinen Hund und seine Söhne mit derselben Nagaika bearbeitete, was hätte man von den Arbeitern und Bauern verlangen können!

Zu meiner großen Verwunderung habe ich aber während meines dreijährigen, ununterbrochenen Aufenthaltes in Tessj kein einziges Mal gesehen, daß Kinder von ihren Vätern oder Müttern geschlagen wurden.

Die zweite auffallende Eigenschaft war das Fehlen jeglichen, sei es künstlichen oder primitiv instinktiven Chauvinismus, das Fehlen jeglichen Hasses gegen Angehörige anderer Nationen, des Hasses, wie man ihm in Westeuropa auf Schritt und Tritt begegnet.

Der sibirische Bauer war gegen den nach Sibirien verbannten Polen genau so gastfreundlich wie gegen den Großrussen, Ukrainer oder Weißrussen. Viele Polen, die vor ihrer Verbannung alles Russische brennend gehaßt hatten, verloren dieses Gefühl in Sibirien gänzlich.

Sicher war es für den sibirischen Bauern die größte Wohltat, daß er niemals die Klasse der Gutsbesitzer und die Leibeigenschaft mit all ihren furchtbaren Begleiterscheinungen kennen gelernt hatte; außerdem war der sibirische Bauer stets ein ziemlich wohlhabender Mann. Der ärmste Bauer noch hatte vier bis fünf Pferde und bewirtschaftete fünf bis sechs Desjatinen Land. Der Reichtum an Boden (während meiner Anwesenheit wurden in den Bezirken Minussinsk und Ussinsk topographische Messungen vorgenommen; wie mir Genosse Kurnatowski erzählte, stieß man dabei auf weit entlegene Dörfer, die auf keiner Karte verzeichnet, den Behörden unbekannt waren, keine Steuern zahlten und „sich selber verwalteten“), der Reichtum an Pferden, Rindern, Schafen ließ lange Zeit keine wirkliche Armut aufkommen.

Die meisten Bauern waren Einwanderer aus Rußland oder direkte Nachkommen von solchen. Bekanntlich war es die rückständige Bodenbewirtschaftung, die den Bauern zwang, neues Land zu suchen und nach Sibirien zu gehen. Viele, z. B. die Altgläubigen, suchten in Sibirien Rettung vor religiösen Verfolgungen. Die Altgläubigen flüchteten in die gottverlassene Taiga an dem Sajanski-Gebirge. Sibirien hatte schon immer durch seinen Goldreichtum Einwanderer angezogen. Die in der Taiga zerstreuten Goldfelder förderten die Entwicklung des Kapitals und der sozialen Ungleichheit, so daß das Land, das nie die Macht des adeligen Gutsbesitzers kennen gelernt hatte, unter die schwere Fuchtel des kapitalistischen Kaufmanns kam.

Es hatte sich eine eigenartige Form des Besitzrechtes der Kapitalisten an den Frauen herausgebildet. Jede Frau, die nach den Gruben kam, wurde die Beute des Besitzers und seiner Angestellten. Die umliegenden Dörfer ahmten das nach. In jedem Dorfe saßen ein paar Kaufleute, die es verstanden, die armen und mittleren Bauern mit allerlei Schlichen übers Ohr zu hauen und auszubeuten, ganz zu schweigen von den in der Taiga wohnenden Mongolen, die einfach betrunken gemacht und ausgeplündert wurden. Diese Kaufleute übten über die schönen Frauen der Gegend eine Art *jus primae noctis*<sup>1</sup> aus. Ein Bekannter von mir, der bei einem Kaufmann angestellt war und die intimsten Geheimnisse des lokalen Lebens kannte, erzählte mir, daß fast alle hübschen Mädchen der Gegend, wenn sie auf Verdienst angewiesen waren, sich notorisch gezwungen sahen, Geliebte dieses Kaufmanns zu werden.

Wenn die jungen Frauen und Mädchen vom Mühlenwerk Säcke zum Nähen bekommen wollten, mußten sie für diese „Wohltat“ den Verwalter und die Angestellten in natura entschädigen. In unserem Dorfe Tessj übte der Pope, der zugleich ein gerissener Geschäftsmann war, in unbeschränktem Maßstab dieses Recht aus.

Wie fast alle sibirischen Einwanderer, waren die Bauern unserer Gegend frei von den menschenfeindlichen und menschenunwürdigen Traditionen der Leibeigenschaft und des Chauvinismus. Der Bauer des Minussinsker Gebietes hatte mehr Gefühl für Unabhängigkeit und Menschenwürde als ein russischer Bauer.

Er ließ sich niemals auf Feilschen ein und hatte für jede Ware einen festen Preis. Er hatte keinerlei Neigung zum Faulenzen und Saufen, den zwei Lastern, die die russischen weißgardistischen Adligen dem russischen Bauern so gerne vorwerfen. Er trank gerne, aber nur im Herbst nach Abschluß der Feldarbeiten, an großen Feiertagen oder auf Hochzeitsfesten. Diese letzteren nahmen homerische Formen an und dauerten manchmal drei Tage.

Die Frau genoß mehr Freiheit und Unabhängigkeit als in Rußland.

---

<sup>1</sup> Recht der ersten Nacht.



Korolenkos bekannte Erzählung „Der Totschläger“ bestätigt das glänzend. Sie schildert den sibirischen Bauer, wie er wirklich ist. Neben manchen schlimmen Eigenschaften besitzt er hohe seelische Qualitäten.

Nach Schluß der Feldarbeiten vergnügten sich die Bauern am liebsten durch Veranstaltung von Pferderennen. Das ganze Dorf versammelte sich auf den Wiesen, um das „Rennen“ zu sehen.

Gegen Ende des Winters, wenn die Sonne wärmer wurde, ging man, mit Stöcken bewaffnet, auf die Wolfsjagd. Man jagte auch sehr viel Enten und Schneehühner. Von einer solchen Jagd brachten die Bauern ganze Säcke voll getöteter Vögel heim! Die wurden dann in großen Tonnen eingepökelt.

Obst gab es im Bezirk Minussinsk fast gar nicht. Aepfel, Birnen und Kirschen wurden nicht reif, weil der Sommer zu kurz war. Deshalb galt die Vogelkirsche als besonderer Leckerbissen. Die jungen Mädchen und Burschen waren so gierig danach, daß sie sie unreif aßen. Im Sommer überaß man sich derart daran, daß es sogar Todesfälle gab.

\*

Allmählich siegte der Frühling über den strengen sibirischen Winter mit seinen Frösten und seinem Schneetreiben und zog zauberhaft schön und alles zu neuem Leben erweckend ins Land ein. Der Sonnenaufgang wurde immer prächtiger, der Sonnenuntergang immer greller und farbenreicher, die Luft durchsichtig, der Himmel hoch und tiefblau. Auf den Tubainseln blühten die Vogelbeeren, die Linden und allerlei sibirische Sträucher. Sie schimmerten ganz weiß in ihrem Blütengewand und waren in Wolken von Duft getaucht. Das Rauschen der Tuba verstummte keinen Augenblick. Im Gras summten und zirpten unzählige Käfer und andere kleine Insekten; hoch am Himmel schrieten die Adler.

Endlich kam Krschischanowskis Braut an, Sinaida Pawlowna Newsorowa. Sie war ganz überwältigt von der Schönheit der südsibirischen Natur und wiederholte immer wieder voller Entzücken:

„Ich erlebe nun den zweiten Frühling in diesem Jahr.“

Bald nach ihrer Ankunft verheiratete sie sich mit Krschischanowski. Wir hatten also in Tessj zwei glückliche junge Pärchen.

Für die verheirateten Genossen war die Frage nach einem Verdienst noch dringlicher als für uns; sie unternahmen Schritte, um nach Minussinsk zu kommen, wo man Stunden geben konnte.

Ich mußte also mit ihrer baldigen Abreise rechnen. Da sie meine Lehrer waren, widmete ich den Büchern noch mehr Zeit, um meine Studien so weit wie möglich zu fördern.

Eines Tages, als ich arbeitete, trat Mileschicha an das Fenster meines Zimmers und sagte:

„Man ruft nach dir, Alexander Sidorowitsch!“

N. N. Panin stand vor dem Tore: „Ihre Wirtin, die Hexe, soll der Teufel holen! Sie wollte mich nicht zu Ihnen hineinlassen. Krschischanowski bittet Sie, zu ihm zu kommen.“

Bei Krschischanowski und Starkow saßen die zwei Schwestern Okulow. Sie waren nach Tessj gekommen, um mich kennen zu lernen. Sie lebten bei ihren Eltern im Dorfe Schoschino, achtzehn Werst von Tessj; sie waren wegen Teilnahme an Studentenunruhen dorthin verbannt. Die ältere, Katarina Iwanowna, hatte im Auslande gelebt und dort den Marxismus kennen gelernt. Die jüngere, Glafira, traf erst in Sibirien ihre Wahl zwischen dem Marxismus und der Narodniki-Strömung. Sie entschied sich für den ersteren, und seitdem arbeitet sie in unserer Partei. Damals war sie höchstens achtzehn Jahre alt. Sie hatte ein hübsches, sympathisches Gesicht. Dieses schöne, kluge, interessante und vielversprechende junge Mädchen gefiel uns allen sehr, sowohl als gute Genossin wie als sympathisches junges Mädchen. Auf manche unserer Genossen machte sie einen so starken Eindruck, daß sie eine große Rolle in ihrem Verbannungsleben spielte.

Die beiden Mädchen hatten noch nie in ihrem Leben revolutionäre Arbeiter gesehen, geschweige denn solche, die, wie meine Wenigkeit z. B., schon Pulver gerochen und in einem Gefängnis, wie die Peter-Pauls-Festung, gesessen hatten.

Die Schwestern luden alle Genossen und auch mich nach Schoschino ein.

Einige Tage später machten wir uns alle auf den Weg zu Okulows.

Glafira Iwanowna stand auf der hohen Freitreppe des Hauses und hielt Ausschau nach uns. Als sie uns sah, rief sie voller Freude wie ein Kind:

„Mutter, Mutter! Der Besuch aus Tessj! Wie freue ich mich!“

Mit Neugier betrachtete ich das riesige, aus dicken Klötzen gebaute Okulowsche Haus. Es lag an einem Landvorsprung, dort, wo die Tuba mit der Pritoka zusammenfließt, und erinnerte sehr an die adeligen Gutsbesitzerhäuser bei Turgenjew. Auch dieses Haus führte sein eigenes Leben, unberührt von der Atmosphäre der benachbarten Bauernschaft.

Sein Erbauer, I. I. Okulow, war aus dem Gouvernement Perm hierher übersiedelt. Auf Grund von Studien und selbständigen geologischen Untersuchungen verstand er es, mit ziemlicher Sicherheit goldhaltigen Boden zu entdecken. Er war der Sohn einfacher Bauern, erwarb sich dank seiner Energie bald ein Vermögen, meldete bei der Regierung viele Goldgruben an, baute eine Dampfmühle und das erwähnte große Haus. Aber eine Industriekrise ruinierte ihn mit einem Schlag. Er fuhr nach Rußland und dann ins Ausland, um Kapital aufzutreiben.

Seine Frau, Katarina Nikiforowna, die in ihrer Jugend viel Unglück gehabt hatte, ließ ihren Kindern volle Freiheit und gab ihnen die Möglichkeit, in Rußland und im Auslande zu studieren. Allmählich, unter dem Einfluß ihrer Töchter, ganz besonders Glafiras, wurde sie aus einer energischen und herrschsüchtigen Haus- und Goldgrubenbesitzerin zu einer Frau, die nicht nur mit der revolutionären Bewegung sympathisierte, sondern auch aktiv den roten Partisanen beistand, als Koltschak Sibirien terrorisierte.

Die Okulows waren eine typische revolutionäre Familie. Nicht nur die beiden Schwestern Katarina und Glafira, auch der Bruder Wladimir war Kommunist und wurde von Koltschak erschossen. Ein anderer Bruder, A. I. Okulow, beteiligte sich an der revolutionären Bewegung 1905 und dann (nach einer längeren Unterbrechung seiner revolutionären Arbeit) an der Ok-

toberrevolution und dem Bürgerkriege; er war hauptsächlich an der südsibirischen Front tätig.

Dem alten Okulow war es nicht gelungen, das Riesenhaus zu Ende zu bauen. Das kleinere Haus, das er anfang, blieb ohne Dach. Ein geschäftlicher Mißerfolg nach dem anderen traf ihn; kurz nach seiner Abreise brannte z. B. die Dampfmaschine ab. Aber das große Haus, mehrere Pferde, die zwei übriggebliebenen kleineren Goldgruben, eine Anzahl Angestellter, das alles erinnerte noch an den früheren Reichtum.

Damals, zur Zeit unsers Besuches, waren die Okulows, abgesehen von den zwei revolutionären Töchtern, eine typische bürgerlich-kultivierte sibirische Familie. Die Hausfrau brachte uns, als den Gesinnungsgenossen ihrer Töchter, wärmste Freundlichkeit entgegen. Ihr Haus stand stets offen für uns; es herrschte großzügige russische Gastfreundschaft. Im Sommer, wenn die Okulowschen Kinder in Schoschino waren, kam Leben in das große Haus.

Als wir einmal am Ufer der Tuba, in der Nähe der abgebrannten Mühle spazieren gingen, zeigte mir Glafira folgende Zeilen, die ein unbekannter Arbeiter, wohl ein Arbeiter ihres Vaters, in die Rinde einer hohen, alten Pappel eingeschnitten hatte:

Allerlei Räder und Drehwerk in Ehren!  
Ach, wie dir das Herze lacht!  
Aber die Maschine, den Arbeiter zu nähren,  
Hat noch keiner ausgedacht!

Diese Zeilen verrieten, daß auch an den menschenleeren Ufern der Tuba, wo der Kapitalismus eben erst Fuß zu fassen begann, die Gedanken der Arbeiter bereits um die Probleme der Armut und des Reichtums kreisten.

Die marxistisch orientierten politischen Verbannten fuhren oft zu Okulows oder gingen zu Fuß hin, um mehrere Tage zu Besuch zu bleiben.

Von den Okulows nach Tessj zurückgekehrt, ging ich wieder an meine Bücher.

Ich las nicht nur die Schriften von Marx und verschiedene national-ökonomische und geschichtliche Werke, sondern

suchte auch die Lücken meiner Bildung auf allen anderen Gebieten auszufüllen. Ich las astronomische, chemische, physikalische Bücher usw. Wie früher schon, las ich auch jetzt sehr gerne unsere russische und die westeuropäische schöne Literatur. Ich las „Krieg und Frieden“ von Tolstoi und seinen eben erst erschienenen Roman „Auferstehung“. Gerade um diese Zeit ging ein neuer Stern an unserem literarischen Himmel auf: Maxim Gorki. In der Zeitung „Rußkoje Bogatstwo“ („Russischer Reichtum“) erschienen die Erzählungen „Makar Tschudra“, „Die alte Isergil“ und „Tschelkasch“. Großen Eindruck machten auf mich Goethes „Faust“ und Heines Gedichte, die ich damals zum ersten Male las.

Als die Genossen Krschischanowski und Starkow feststellten, daß ich meine Kenntnisse durch selbständige Lektüre erworben hatte, erklärten sie es für das Beste, wenn ich mich auch weiterhin selbständig durch das „Kapital“ und andere Werke durcharbeitete und mir nur von Zeit zu Zeit die unverständlichen Stellen erklären ließe.

Wissenschaftliche Arbeitszirkel, in denen irgendein wissenschaftliches Thema vor einem Kreis von Zuhörern erörtert wurde, gab es bei uns in Tessj nicht; Jefimow hätte sich infolge seiner Nervenkrankheit nicht daran beteiligen können, ebensowenig Panin, der sich erst vor kurzem der Bewegung angeschlossen hatte und noch nicht die Fähigkeit zu systematischer Lektüre und hartnäckigem Studium besaß. Was mich anbelangt, so studierte ich zwar mit lobenswertem Eifer; ich muß aber gestehen, daß ich die großen Schwierigkeiten, die mir die Lektüre des „Kapital“ machte, nur deshalb überwinden konnte, weil mir klar war, daß dieses Werk für den Arbeiter mehr bedeutet als das Evangelium für einen gläubigen Christen und der Koran für einen Mohammedaner.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die ungewöhnlich schwierige Sprache, in der die Werke von Marx geschrieben sind, zweifellos ein Hindernis für die Verbreitung der Ideen des revolutionären Marxismus ist. Außer mir gibt es sicher noch viele Arbeiter, die nur unter großen Schwierigkeiten sich ihre marxistische Bildung errungen haben . . . .

Unterwegs, auf der Reise nach Sibirien, erzählte man mir von einem Gespräch zwischen Lenin und dem hervorragenden französischen Marxisten Paul Lafargue. Ich gebe es genau so wieder, wie J. O. Martow es geschildert hat:

Als P. Lafargue von Lenin hörte, daß es in Rußland noch keine Parteien im westeuropäischen Sinne, sondern bloß Arbeiterzirkel gebe, fragte er:

„Was treibt ihr denn in euren Arbeiterzirkeln?“

„Wir halten vor den Arbeitern populäre Vorlesungen, später studieren dann die fähigeren unter den Arbeitern Karl Marx.“

„Die Arbeiter lesen Karl Marx?“

„Ja.“

„Und können sie ihn verstehen?“

„Ja.“

„Da täuschen Sie sich ganz sicher“, bemerkte der giftige Franzose. „Die Arbeiter verstehen sicher kein Wort. Unsere sozialistische Bewegung ist schon zwanzig Jahre alt, aber Marx versteht bei uns niemand.“

Gleich zu Beginn der Bewegung gingen wir russischen Arbeiter an die Urquelle, d. h. an das „Kapital“, und das war sicher eine der Ursachen für die ungewöhnlichen Erfolge des Marxismus bei uns. Lenin hielt es für ganz richtig, daß die Arbeiter selbständig Marx studierten, und unterstützte dieses Bestreben in jeder Weise.

Ich habe aber an mir selbst erfahren, daß dieses Studium allein bei weitem nicht genügt, um das Wichtigste zu lernen: das Leben mit der marxistischen revolutionären Theorie zu durchdringen. Diese Kunst erlernt man erst, wenn man neben dem theoretischen Studium praktische Arbeit in den Reihen der Partei leistet, wenn man unter Proletariern arbeitet. Nach Lenins Ansicht entsteht das kommunistische Bewußtsein innerhalb der Arbeiterklasse nicht von selbst und nicht elementar. Es dringt vielmehr von außen in das Arbeitermilieu ein durch Vermittlung der Partei der Arbeiterklasse; man muß eine lange Lehrzeit in der eigentlichen Praxis des proletarischen Kampfes durchmachen, um imstande zu sein, der Theorie des revolutionären Marxismus den Weg in das konkrete Leben zu bahnen.

Diese Kunst, diese Fähigkeit besaß unser teurer Lehrer, W. I. Lenin, im höchsten Maße.

Sobald ich mit dem Studium des „Kapital“ begann, wurde mir klar, wie wichtig es für einen Anhänger des revolutionären Marxismus ist, die Freunde der Arbeiterklasse von ihren Feinden unterscheiden zu können; legen doch diese letzteren nur allzu oft eine marxistische Maske an, schwören sie doch nur allzu oft auf Marx. Ich persönlich hatte schon eine gewisse Erfahrung, ein gewisses Unterscheidungsvermögen, da ich, enttäuscht von den Narodowolzen und im vollen Bewußtsein der Falschheit ihrer Theorie, zum Marxismus gekommen war. Ich war bis zu einem gewissen Grade darauf vorbereitet, die Marxsche Lehre vom Mehrwert als der Quelle der kapitalistischen Akkumulation und die materialistische Geschichtsauffassung zu begreifen.

Als jedoch jemand von den Genossen, ich glaube S. P. New-sorowa, Literatur vom Typus der „Rabotschaja Mysl“ mitbrachte, war ich nicht imstande, diese irrige und für die Partei wie für die russische Arbeiterklasse verderbliche Richtung gebührend einzuschätzen.

Antonina Maximilianowna, die meinen Lerneifer bemerkte, sagte öfters zu ihrem Manne:

„Es wäre schön, wenn Alexander Sidorowitsch sich hier in Sibirien auf's Abitur vorbereiten würde.“

Dieser Vorschlag war sehr verlockend. Er barg aber eine ziemliche Gefahr in sich. Ich hätte mich dem Arbeitermilieu entfremden und ein von der Arbeiterklasse losgelöster, unzulänglicher Intellektueller werden können, wie das mit so manchem fortschrittlichen Arbeiter geschehen war.

Diese Neigung der begabteren Arbeiter hat die westeuropäische Bourgeoisie reichlich dazu ausgenutzt, die besten Arbeiter mit Hilfe von Fachschulen der Arbeiterklasse zu entziehen und in leitende Stellungen der Industrie zu bringen. Von dieser Gefahr sprach mir auch Genosse Krschischanowski.

„Es wäre schlimm“, sagte er, „wenn solche Arbeiter wie Sie, Alexander Sidorowitsch, sich von der Arbeiterklasse lösen würden!“

---

<sup>1</sup> „Arbeitergedanke“ — menschewistisch. Anm. d. Übers.

Aus diesen Erwägungen heraus verzichtete ich auf die Vorbereitung zum Abitur, obwohl ich dazu Gelegenheit zuerst in Sibirien (1897—1901), dann später in Belgien (1906—1911) hatte. Der Rat, den mir Krschischanowski damals gab, war für mich von größter Bedeutung. Da ich meinen Klassengenossen in der Werkstatt treu geblieben war, blieb ich auch dem Bolschewismus treu und stets in unmittelbarem Zusammenhang mit der Partei; nicht einmal vorübergehend entfremdete ich mich ihr, wie viele andere Genossen. Für seinen Rat bin ich heute noch G. M. Krschischanowski dankbar.

\*

Solange ich zusammen mit M. D. Jefimow in einem Zimmer lebte, konnte ich nur wenig lesen und studieren.

Jefimow war viel ernster krank, als Antonina Starkowa annahm. Er hätte eine regelrechte Kur nötig gehabt. Entgegen allen Hoffnungen Antonina Maximilianownas beeinflusste ihn meine Anwesenheit in keiner Hinsicht wohlthätig oder beruhigend; sie reizte ihn im Gegenteil. Sobald ich ein Buch zur Hand nahm, sagte er ärgerlich:

„Lassen Sie doch mal endlich das Lesen sein! Gehen wir ein wenig aus!“

Ich legte das Buch weg, und wir gingen auf die Straße. Wir wandten uns nach links und gingen den Nebenfluß der Tuba entlang, an dessen Ufern unser Dorf lag.

In einiger Entfernung von den Holzhäusern des Dorfes, dicht am Ufer, stand die Dorfschmiede. Etwas weiter entfernt war eine äußerst primitiv eingerichtete Molkerei. Dahinter befand sich der Kornspeicher der Dorfgemeinde. Wir brauchten nur noch ein kleines Stück zurückzulegen, um in den Schatten des Jegorjewski-Berges zu kommen.

Der mächtige Fluß, der im Frühling nach dem Eisgang einen grandiosen Eindruck machte, trocknete im Sommer derart aus, daß die Steine auf seinem Grund ganz entblößt dalagen; als wir über diese Steine hinüber zu den Inseln gingen, blieben sogar unsere Stiefelsohlen trocken.

So oft wir bei den riesenhaften Felsblöcken aus Steinschiefer ankamen, die vor Zeiten vom Berg heruntergerollt waren und jetzt an seinem Fuße lagen, zog es mich unwiderstehlich



den steilen Berg hinauf bis zum Gipfel. Für Jefimow kam ein solcher Aufstieg nicht in Betracht; schon die Strecke bis zum Fuß des Berges fiel ihm sehr schwer. Trotz des heißen südsibirischen Sommers klagte er unaufhörlich über Kälte und brummte ärgerlich, wenn ich oder Genosse Panin seiner Meinung nach zu schnell gingen.

„Weshalb rennt ihr denn so? Habt ihr's denn so eilig?“ rief er uns ärgerlich nach; er blieb stets weit hinter uns zurück.

Zu Hause saß er stets an derselben Stelle am Tisch und hörte nicht auf zu rauchen, wobei er eine Zigarette nach der anderen drehte. Gegen Abend bildete die Asche auf dem Fußboden einen ziemlich großen grauen Haufen. Sobald die Mileschicha dies sah, schrie sie los:

„Dieser verdammte Tabak! Räuber! Verbrecher! Ihr habt mir wieder den Boden schmutzig gemacht! Anka! Anka! Wir müssen wieder den Fußboden scheuern. Warum raucht ihr denn? Es wird einem ja schlecht von diesem Gift. Man kann ja kaum atmen in eurer Stube!“

Michail Jefimow war ein begabter, aber körperlich schwacher Mensch. Er gehörte zu jenen Arbeitern, die aus eigenem Antrieb ohne Zutun einer Partei oder Organisation sich gegen die furchtbare Lage der Arbeiterklasse auflehnten und den einzigen Ausweg aus dieser Lage im Kampfe gegen den Zarismus und gegen die Bourgeoisie sahen. Er bekannte sich zu den revolutionären Traditionen und der sittlichen Strenge der Narodniki und Narodowolzen, die von einem revolutionären Kämpfer den völligen Verzicht auf persönliches Leben verlangten. Er suchte sein Leben nach diesen Prinzipien zu gestalten. Er war einsam, hatte keine Frau, keine Braut. Wie die meisten fortschrittlichen Arbeiter von damals glaubte er, daß ein revolutionärer Arbeiter unmöglich heiraten und eine Familie gründen könne. Die tägliche Erfahrung lieferte genug Beweise dafür, daß ein verheirateter Arbeiter oder einer, der den Frauen viel Zeit und Interesse widmete, der Revolution nicht rückhaltlos dienen konnte. Die Revolution war wie eine eifersüchtige Frau, die alles oder nichts verlangte.

Doch das Bedürfnis des Menschen nach Liebe, nach Freundschaft ist so groß, daß Jefimow, dieser strenge Revolutionär,

vergebens dagegen ankämpfte. Nicht umsonst äußerte Bebel, daß der Hunger und die Liebe im Leben des Menschen die größte Rolle spielen. In der Freiheit, als er noch ganz und gar in der revolutionären Arbeit aufging, konnte er sein Bedürfnis nach Frauenliebe unterdrücken. Im Gefängnis aber und dann später in der Verbannung forderte es aber gebieterisch sein Recht.

Als er nach Tessj kam und dort eine gewisse X. X. kennen lernte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß das bisher unterdrückte, tief in seiner Seele schlummernde Gefühl plötzlich erwacht war und mit unwiderstehlicher Gewalt die Herrschaft über ihn gewann. Die Krise wurde noch dadurch verschärft, daß die meisten Genossen in Tessj und den benachbarten Dörfern jung verheiratet waren und das Bild des glücklichsten Familienlebens boten. Als kluger Mensch sah Jefimow, daß ihm diese Seite des Lebens nahezu versperrt war. Die X. X. war außerdem Studentin und erschien ihm unerreichbar. Er sah, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als dieses Gefühl zu unterdrücken. Hätte er gleich fliehen, Tessj verlassen, andere Gegenden aufsuchen, andere Menschen kennen lernen können, dann wäre es nicht so weit mit ihm gekommen.

Er machte Schreckliches durch. Der Kampf, der in ihm tobte, endete fast tragisch in der letzten Nacht, die wir unter demselben Dache zubrachten. Er beschloß, der X. X. zu schreiben. Den Zettel sollte ich am nächsten Tage dem Mädchen zustellen.

Kaum aber war ich eingeschlafen, da weckte er mich mit den Worten:

„Geben Sie mir den Zettel zurück. Ich will ihn selber übergeben.“

Ich gab ihm den Zettel und legte mich wieder auf den Boden. (Da Mileschicha keine Bettstellen übrig hatte, schliefen wir direkt auf dem Fußboden.) Aber Jefimow weckte mich wieder und übergab mir wieder den Zettel. Dann schlief ich ein. Nach kaum einer Stunde wurde ich wieder geweckt; er wollte den Zettel zurück haben. So ging es die ganze Nacht. Endlich, gegen Morgen, als er mir zum soundsovielten Male wieder den Zettel

gegeben hatte, schlief ich ganz fest ein. Ich spürte nicht, wie er mich rüttelte und zu wecken suchte.

Ich träumte aber, daß mich jemand an der Gurgel faßte und erwürgen wollte. Ich glaubte zu ersticken, suchte mich zu verteidigen, faßte im Schlaf die Hand, die mich würgte, und schleuderte sie mit aller Kraft von mir weg. In diesem Augenblick wurde ich munter. Ich hörte den Fall eines Körpers, das Klirren der zerschlagenen Lampe, Schreie und Stöhnen. Ich rannte hinaus, um die Fensterläden zu öffnen und zu sehen, was da geschehen war. Während ich draußen war, kam die Mileschicha ins Zimmer gelaufen; sie hatte Jefimows Schreie gehört. Der lag mit blutendem Kopf auf dem Boden mitten unter den Scherben der zerschlagenen Lampe. Mileschicha, im Nachthemd, mit zerzaustem, grauem Haar, sah im Dämmerlicht wie eine tobende Hexe aus und schrie:

„Raus! Ich will dich nicht mehr in meinem Hause sehen! Tabakraucher! Räuber! Raus aus meinem Haus! Ihr wollt Skandale nachts machen! Das gibt's nicht! Raus! Sonst schneidet ihr mir noch die Kehle durch!“

Es stellte sich heraus, daß Jefimow nach dem vergeblichen Versuch, mich zu wecken, beschlossen hatte, die Lampe anzuzünden und den Zettel unter meinem Kissen herauszuziehen. Zum Unglück trat er mir im Dunkeln auf die Kehle, so daß ich fast erstickte. In der Abwehr zog ich ihn so stark am Bein, daß er hinfiel.

Da Mileschicha kategorisch erklärt hatte, Jefimow, dem sie die Asche auf dem Fußboden und den nächtlichen Skandal nicht verzeihen konnte, nicht mehr in ihrem Hause dulden zu wollen, mußten wir am nächsten Tag den Vorfall mit den anderen Genossen besprechen. Es wurde beschlossen, daß Jefimow in Begleitung Krschischanowskis und Panins nach Minussinsk fahren solle, um den Arzt zu konsultieren. Dieser riet ihm dann nach Krasnojarsk ins psychiatrische Krankenhaus zu gehen.

Hier blieb Jefimow längere Zeit. Er kehrte dann nicht mehr nach Tessj zurück. Seine Gesundheit hatte sich etwas gebessert. Er war klein, mager, hatte nachdenkliche, graue Augen und ein sympathisches, kluges Gesicht. Er agitierte unter der Minus-

sinsker Bevölkerung. So klärte er den Schuster Demin und seine Frau politisch auf<sup>1</sup>. Unter seinem Einfluß schlossen sich diese beiden noch jungen, sympathischen Menschen der Partei an. Im Sommer 1900 war Jefimows Verbannung zu Ende; er reiste wieder nach Südrußland, mit der festen Absicht, die durch Gefängnis und Verbannung unterbrochene revolutionäre Arbeit wieder aufzunehmen. Leider habe ich ihn nach seiner Abreise ganz aus dem Gesicht verloren und weiß nichts von seinem weiteren Schicksal.

Zweimal im Monat ging es auf dem Hof des Hauses, wo Krschischanowski und Starkow wohnten, sehr lebhaft zu. Die zwei Freunde trafen Vorbereitungen für die Jagd. Wenn sie längere Zeit über den Büchern gesessen hatten, fühlten sie das dringende Bedürfnis, die Freiheit der Felder zu genießen, lange Märsche in freier Luft zu machen und sich körperlich anzustrengen.

Sie setzten sich auf die Bank im Hofe, untersuchten sorgfältig ihre Gewehre, putzten sie und füllten die Taschen mit Patronen. Dann zogen sie hohe Jägerstiefel und braune Jagdjoppen an, entwarfen einen Marschplan, bestimmten die Seen, Bäche und Sümpfe, die sie besuchen wollten, und zogen los. Der Hund Figal genoß alle Freuden der Jagd im voraus und zeigte ganz neue Seiten seines Charakters. Er wedelte und bellte lustig darauf los und wartete nur auf den ersten Wink, um aus dem Tor zu schlüpfen und den Jägern voranzulaufen.

Die Jagdleidenschaft gewann völlig die Oberhand über die zwei Freunde. Gewöhnliche Sterbliche, die nichts von der Jagd verstanden, wie ich z. B., nahmen sie nicht gerne mit. Gewöhnlich rannten sie so schnell hinter Figal her, daß ich mit ihnen nicht Schritt halten konnte. Manchmal gesellte sich der Genosse V. K. Kurnatowski dazu, der ab und zu nach Tessj kam.

V. K. Kurnatowski war ein so passionierter Jäger, daß er sich seinen eigenen Jagdhund, Dianka, hielt; außerdem erzählte er gerne Jagderlebnisse. Sein Jägerlatein verstieg sich manchmal so weit, daß er erzählte, sein doppelläufiges Gewehr gehe

<sup>1</sup> Die Demins organisierten im Jahre 1905 in Sebastopol die Flucht des Genossen Feldmann, der an der Sache des revolutionären Panzerkreuzers „Potjomkin“ beteiligt war.

Anm. d. Verf.

dreimal hintereinander los. Als echter Jäger konnte er es nicht leiden, wenn jemand seinen Hund streichelte oder ihm bloß auf den Hals klopfte. Kurnatowski war aber nicht bloß ein guter Jäger. Von allen Genossen, die als Verbannte im Minussinsker Gebiet lebten, war er (Lenin natürlich ausgenommen) der Revolution am meisten ergeben. Alle Eigenschaften, die einen Revolutionär kennzeichnen, besaß er: Er war mutig, kühn, voller revolutionären Enthusiasmus, bereit, jede Gefahr auf sich zu nehmen; das hatte er durch sein ganzes Leben, das voller Entbehrungen, Gefahren und großer Opfer war, bewiesen.

Seine revolutionäre Laufbahn hatte er bereits in der Partei „Narodnaja Wolja“ begonnen. Er wurde nach Schenkursk, Gouvernement Archangelsk, verbannt. Nach Ende der Verbannung, anfangs der achtziger Jahre, reiste er nach Westeuropa, besuchte das Züricher Polytechnikum und wurde elektrotechnischer Ingenieur. Er interessierte sich sehr stark für die Arbeiterbewegung in Westeuropa, besonders für die deutsche Sozialdemokratie, trat der ausländischen Organisation der „Gruppe zur Befreiung der Arbeit“ bei und nahm regen Anteil an der Organisierung der revolutionären Arbeit in Rußland; mit Hilfe der deutschen Sozialdemokraten sandte er illegale, sozialdemokratisch-marxistische Literatur nach Rußland.

Inzwischen kamen aus Rußland Nachrichten, eine erfreulicher als die andere; die proletarische Streikbewegung und die revolutionäre Arbeiterbewegung wuchsen von Tag zu Tag. Sobald Kurnatowski von dem ersten und großen Streik der Petersburger Weber (1896) erfuhr, einem Streik, der in ganz Rußland und im Ausland ungeheuren Eindruck machte, hielt er es nicht länger aus und fuhr nach Rußland zu revolutionärer Arbeit. Doch er hatte großes Pech. Beim Passieren der Grenze spürten ihn zaristische Spione auf; man verhaftete ihn und schickte ihn nach Petersburg ins Untersuchungsgefängnis. Nach einem Jahr Einzelhaft wurde er nach dem Minussinsker Gebiet verbannt. Dort lernte er Wladimir Iljitsch Lenin kennen. In ihm erkannte er sofort einen Revolutionär von großem Wurf und den Theoretiker, der durch seine Fähigkeiten der berufene Führer der Partei war. Er war von Lenin ganz begeistert.

Er selber war groß, schlank, hübsch, mit einem Gesicht von ukrainisch-polnischem Typus. Er war ein ungewöhnlich sympathischer Mensch, sehr gebildet und sprach mehrere Sprachen, hatte aber großes Pech im Leben. Trotzdem er auch in der Liebe kein Glück gehabt hatte, bewahrte er ein zärtliches, teilnahmsvolles, gütiges Herz; seine wohlklingende Stimme, sein ausdrucksvolles Gesicht und die lebhaften Augen hatten etwas ungemein Einnehmendes. Sein ganzes, unausgelebtes Bedürfnis nach Liebe übertrug er auf die Arbeiterklasse. Er lebte im Dorf Kuraginskoje, am rechten Ufer der Tuba. Außer ihm wohnte da noch ein polnischer Genosse, namens Kowalewski mit Frau und Sohn.

Da gewisse Züge im Leben der verheirateten Genossen den Anschein erweckten, als lebten sie nicht mehr ausschließlich für die Revolution, verkehrte Kurnatowski nicht gerne mit ihnen. Wenn ich nach Kuraginskoje kam und ihn aufforderte, mit mir zusammen einen verheirateten Genossen zu besuchen, lehnte er stets ab und sagte:

„Danke, ich geh nicht hin. Geh allein. X. X. ist zwar ein netter Mensch und ein guter Genosse; ich vertrage aber das Familienleben nicht. Das Ganze riecht mir zu sehr nach Windeln.“

Er zog die Gesellschaft von uns Arbeitern vor, die genau so einsam lebten wie er. Wenn er von seinem einsamen Junggesellenleben sprach, zitierte er gerne Heine:

Wenn dich ein Weib verraten hat,  
So liebe flink eine andre;  
Noch besser wär' es, du ließest die Stadt —  
Schnüre den Ranzen und wandre!

Du findest bald einen blauen See,  
Umringt von Trauerweiden;  
Hier weinst du aus dein kleines Weh  
Und deine engen Leiden.

Wenn du den steilen Berg ersteigst,  
Wirst du beträchtlich ächzen;  
Doch wenn du den felsigen Gipfel erreichst,  
Hörst du die Adler krächzen.

Dort wirst du selber ein Adler fast,  
Du bist wie neugeboren,  
Du fühlst dich frei, du fühlst, du hast  
Dort unten nicht viel verloren.

Sehr oft trug er auch „Die Weber“ von Heine vor. Dieses Gedicht hatte er deswegen so gerne, weil es so lebendig die Psychologie des Proletariats wiedergibt.

Viktor Kurnatowskis Herz gehörte dem Bilde einer wunderbaren Frau, das seine Phantasie geschaffen hatte; als er in Sibirien einem Mädchen begegnete, das dieser Idealgestalt entsprach, fand seine Liebe keine Erwiderung.

Oft schüttete er vor uns Arbeitern sein Herz aus und las zur Illustration seiner Gefühle Heines Gedicht vor:

Ein Jüngling liebt' ein Mädchen,  
Das hat einen andern erwählt;  
Der andre liebt eine andre,  
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger  
Den ersten besten Mann,  
Der ihr in den Weg gelaufen;  
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu;  
Und wem sie just passiert,  
Dem bricht das Herz entzwei.

Er litt sichtlich sehr schwer unter der Verbannung. Er war völlig vereinsamt und von den Menschen verlassen; schon damals machte ihm die Ohrenkrankheit, die er sich im Gefängnis zugezogen hatte, zu schaffen.

Wenn der Westwind wochenlang stürmte und an den Fensterläden rüttelte, wenn die sibirischen Hunde im Chor heulten, tödliche Melancholie um sich verbreitend, dann schloß er sich in seinem Zimmer ein und blieb wochenlang unsichtbar. Er gestand uns einmal, daß er in solchen Zeiten Schnaps trank; doch niemals traf man ihn auf der Straße in angeheitertem Zustand.

Das eintönige Leben in der Verbannung, die Einsamkeit, die Verlassenheit, die Krankheit, das alles richtete sogar solche starken Persönlichkeiten wie Kurnatowski zugrunde, diesen echten, tapferen Revolutionär.

Seinen Erzählungen von der deutschen Sozialdemokratie konnte man schon damals, lange vor dem imperialistischen Krieg, eine gewisse Enttäuschung, einen gewissen Skeptizismus anmerken. Er verheimlichte uns nicht, daß die deutschen Arbeiter, ganz besonders die Frauen, bis zu einem gewissen Grade Spießler seien.

Sogar Frauen von Sozialisten interessierten sich mehr für die Küche als für den Sozialismus. Seine Erzählungen von den Sitten und Gepflogenheiten innerhalb der Vorwärts-Redaktion machten auf mich einen peinlichen, verwirrenden Eindruck.

Aus seinen Worten war zu entnehmen, daß die deutschen Sozialdemokraten längst aufgehört hatten, flammende Revolutionäre zu sein, daß sie in mancher Hinsicht spießig und alltäglich waren.

Er erzählte uns, daß die Arbeiter ohne jede Begeisterung in ihre Parteiversammlungen gingen; sie erschienen in Massen nur, wenn ein Führer vom Schlage August Bebels spräche; der besaß ihr Vertrauen; von ihm glaubten sie, daß er sie zum Sozialismus führen werde.

Trotz dieser Schattenseiten, denen ich keine große Bedeutung beimaß, war ich voller Begeisterung für die deutsche Sozialdemokratie; denn diese Organisation war und blieb für mich wie für alle politisch aufgeklärten russischen Arbeiter noch lange ein leuchtendes Vorbild, dessen Vollkommenheit uns schier unerreichbar schien.

Anfangs 1899 bekam Kurnatowski die Erlaubnis, nach dem Dorf Jermakowskoje (Minussinsker Bezirk) umzusiedeln; dorthin wurden auch die Genossen Panin, Silwin und Lepeschinski überwiesen. Hier lebte und starb Genosse Wanejew. Hier fand auch die Zusammenkunft von siebzehn Sozialdemokraten-Maxisten statt, die gegen das „Credo“ der Kuskowa und des Prokopowitsch Stellung genommen hatten. Die letzten Monate seiner Verbannung verbrachte Kurnatowski in der Stadt Minussinsk. Als er im Sommer 1900 zusammen mit dem Genossen



Baramsin nach Tessj kam, um sich von uns zu verabschieden, redete er mir sehr zu, später zu ihm nach dem Kaukasus zu kommen, um dort für die Revolution zu arbeiten. Fröhlich, guten Mutes und voller Hoffnungen für die Zukunft fuhr er nach Rußland. Nachdem er sich aber kurze Zeit in Woronesch und dann in Tiflis an der revolutionären Arbeit beteiligt hatte, wurde er im Frühling 1901 wieder verhaftet und in den Meteher Turm geworfen, wo er fast drei Jahre saß. Die zaristische Regierung verstand es gut, ihre schlimmsten Feinde zu verfolgen und zu martern.

Wieder wurde er verbannt, dieses Mal nach dem Jakutsker Gebiet, in ein ganz entlegenes, gottverlassenes Nest, wo er, krank wie er war, nicht einmal die nötigen Arzneimittel bekommen konnte. Er gab aber den Kampf nicht auf. Er beteiligte sich an dem bekannten Protest der politischen Verbannten, der dann Februar 1904 in Jakutsk zu bewaffnetem Widerstand gegen die Zarengewalt führte. Die verbannten Genossen verbarrikadierten sich im Hause des Kaufmanns Romanow. Genosse Kurnatowski hatte die Initiative bei diesem Protest und war einer der aktivsten Teilnehmer des bewaffneten Widerstandes. Vierzehn Tage lang hielten sich die Genossen in dem Hause wie in einer belagerten Festung. Aus Sand, den sie auf dem Boden des Hauses reichlich vorfanden (es ist in Jakutsk Sitte, auf dem Dachboden Sand aufzuschichten, um die Häuser warm zu halten), aus Ziegelsteinen und Holzscheiten hatten sie um das Haus herum richtige Schutzwälle errichtet. Man versuchte, das Haus in Brand zu stecken, man beschoß es von allen Seiten, doch die Schutzwälle, in denen die Kugeln stecken blieben, hielten Stand. Von den neunundfünfzig Genossen wurde nur einer, Julius Maschachow, getötet und mehrere verwundet. Endlich mußten sie sich ergeben.

Wegen dieser Sache wurde Kurnatowski zu Katorga verurteilt und brachte sieben Monate im Zuchthaus von Akatuj zu. Anfangs 1905 entfloh er und arbeitete illegal in der Tschitaer Organisation unserer Partei. Diese Zeit war die glanzvollste und beste seines Lebens. Er entfaltete eine unglaubliche Energie und Aktivität; er arbeitete unter den Bauern, Arbeitern.

Kosaken und den aus dem russisch-japanischen Kriege zurückkehrenden Soldaten der geschlagenen russischen Armeen. Er war Mitglied des Komitees für das ganze Transbaikalgebiet und arbeitete in den Städten Tschita, Blagoweschtschensk und Charbin. In Tschita organisierte er den Rat der Arbeiter-, Soldaten- und Kosakendelegierten und gab die Zeitung „Der transbaikalische Arbeiter“ heraus. Er schrieb Artikel, redigierte die Zeitung und brachte neun Nummern heraus. Als ausgebildeter Chemiker und Ingenieur organisierte er die Herstellung von Explosivstoffen und alle Vorbereitungen für einen bewaffneten Aufstand gegen die Zarenmacht.

Als der General Cholschtschewnikow die Forderung der Tschitaer Arbeiter, die zu Zuchthaus verurteilten vierzehn Matrosen vom Kriegsschiff „Prut“ in Freiheit zu setzen, abgelehnt hatte, führte Kurnatowski im Auftrag der Organisation die verantwortungsvolle und gefährliche Aufgabe durch, diese vierzehn Matrosen zu befreien. Mit nur sieben bewaffneten, entschlossenen und mutigen Genossen gelang das kühne Unternehmen. Die Matrosen wurden befreit.

Das war eine in Rußland noch nie dagewesene Zeit. Die Wellen des Volkszorns stiegen immer höher. Sie erreichten eine solche Wucht, daß man glaubte, mit dem baldigen Sturz der zaristischen Selbstherrschaft rechnen zu können. Den Arbeitern schlossen sich Soldaten an. Die Bauern begannen zu meutern und die Gutsbesitzerhäuser in Brand zu stecken.

Sein bester Mitarbeiter in Tschita war der berühmte Arbeiter Babuschkin, der dem Leninzirkel in den Jahren 1894 bis 1895 angehört hatte. Genosse Kurnatowski sprach von ihm mit höchster Begeisterung als von einem ungewöhnlich begabten und der Revolution restlos ergebenen Genossen.

Genosse Babuschkin wurde von den zaristischen Henkern 1906 auf einer Station der sibirischen Eisenbahn erschossen.

Bekanntlich endeten die bewaffneten Arbeiteraufstände des Jahres 1905 in Moskau und anderen Städten mit einer Niederlage. Genau so auch in Sibirien. Als man in Tschita die traurige Nachricht von der Niederlage der opfermutigen aufständischen Arbeiter von Krasnojarsk bekam, beschloß man, bis auf weiteres von einem Aufstand abzusehen.

Um diese Zeit rückten in Sibirien von Osten her die Strafexpedition des Generals Rennenkampf und von Westen her die von Meller-Sakomelski. Alle Revolutionäre, deren sie habhaft wurden, kamen vor ein Feldgericht und wurden erschossen.

Um ihnen zu entgehen, begab sich Kurnatowski über Irkutsk nach Krasnojarsk. Alles verlief gut. Es gelang ihm, die Wachsamkeit der Gendarmen zu täuschen. Schon hatte er Nischneudinsk erreicht und hoffte in weniger gefährliche Gegenden zu kommen. Doch seine Taubheit, von der die Gendarmen unterrichtet waren, wurde ihm zum Verhängnis. Während er mit einem Arbeiter über die letzten Ereignisse sprach, wurde er von verkleideten Agenten des Generals Sakomelski, denen seine Schwerhörigkeit auffiel, verhaftet und nach Tschita gebracht. Dort stellte man seine Personalien fest und übergab ihn einer der Strafexpeditionen Rennenkamps.

Vom Feldgericht wurden Kurnatowski und die anderen Mitglieder des Arbeiterrates zum Tode verurteilt; da sie aber nicht mit der Waffe in der Hand festgenommen worden waren, beschloß das Gericht, sich für die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus zu verwenden.

In Erwartung ihres Schicksals saßen Kurnatowski und seine Genossen in dem für Todesdelinquenten bestimmten Eisenbahnwagen der Strafexpedition. Die ewig betrunkenen Soldaten, die von den Offizieren reichlich mit Schnaps traktiert wurden, brachten jeden Tag neue Verhaftete und führten unzählige Wageninsassen zur Erschießung ab.

Da auch für Kurnatowski die Gefahr der Erschießung bestand, beschloß der junge Genosse Golikow, der sehr an Kurnatowski hing, sich für seine Befreiung zu opfern. Er verkleidete sich als Gymnasiast, gab sich als Verwandter Kurnatowskis aus und gelangte so in den Wagen. Er gab Kurnatowski ein Rasiermesser und schlug ihm vor, sich den Bart zu rasieren, zu verkleiden und zu fliehen. An seiner Stelle wollte er dann in dem Wagen bleiben. Kurnatowski aber scheute davor zurück, die anderen Genossen zu gefährden, da sie wegen seiner Flucht erschossen werden konnten, und lehnte den

Vorschlag ab. Nach siebzehn Tagen traf aus Petersburg die Verfügung ein, wonach die Todesstrafe für Kurnatowski und die anderen Mitglieder des Arbeiterrates in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt wurde.

Achtzehn Tage nach der Verhaftung wurde Kurnatowski nach dem Katorga-Gefängnis Akatuj in der Stadt Nertschinsk abtransportiert. Er simulierte eine ganz starke Erkrankung und kam mit Hilfe des Arztes Sensinow in das städtische Krankenhaus, aus dem ihm dann nach zwei Monaten die Flucht gelang. Mehrere Tage trieb er sich in der Taiga von Akatuj herum, deren Sümpfe und undurchdringliches Walddickicht ihm sicheren Unterschlupf gewährten. Freunde, mit denen er im Zusammenhang blieb, verschafften ihm Kleider; er legte die Sträflingssachen ab und marschierte in zwei Monaten fünfhundert Kilometer weit durch die undurchdringliche, gefährliche Taiga, die sich von Akatuj bis nach Charbin erstreckt. Von Charbin aus fuhr er über Shanghai nach Japan. Dort schrieb er eine Reihe interessanter Artikel für eine Wladivostoker Zeitung.

Von Japan aus gelangte er später nach Australien. Hier arbeitete er als Holzhacker. Eines Tages, als er unter einem lange anhaltenden, kalten Regenguß arbeiten mußte, erkältete er sich schwer. Seine alte Ohrenkrankheit verschlimmerte sich. Er brach zusammen. Als Schwerkranker reiste er von Australien nach Italien und von da im Herbst 1911 nach Paris. Seine Reise wurde gefördert von der Genossin E. I. Okulowa, die damals in Paris wohnte und mit ihm korrespondierte.

Lenin, der damals auch in Paris wohnte, nahm besonderen Anteil an dem Schicksal des Genossen Kurnatowski. Er machte für ihn einen guten Ohrenspezialisten ausfindig, brachte ihn in einem Zimmer und dann in einer Klinik unter und versah ihn mit allem Notwendigen. Kurnatowski war tief gerührt von dieser Teilnahme und Aufmerksamkeit und meinte:

„Warum verschwendet Lenin so viel Zeit für mich? Wozu diese Fürsorge, diese Aufmerksamkeit? Ich bin doch ein Wrack und kann jeden Tag sterben!“

Noch viele andere Genossen waren um ihn besorgt, besonders die Genossen, die mit ihm zusammen gearbeitet und dann verurteilt worden waren. In Paris wurde er vollständig taub.

Im Jahre 1911 konnte er sich noch am Begräbnis des berühmten Revolutionärs Paul Lafargue, des hervorragendsten französischen Marxisten beteiligen. Bei diesem Begräbnis sprachen Lenin, Kautsky und Kollontai. Ich ging zusammen mit Kurnatowski hinter Lafargues Sarge. Als wir sahen, wie wenige Arbeiter zum Begräbnis dieses berühmten proletarischen Führers erschienen waren, seufzte Kurnatowski und machte mich darauf aufmerksam, wie wenige rote Fahnen da waren und wie kläglich die Musik war:

„Ja, die Sozialisten in Frankreich haben noch nie verstanden, etwas gut zu organisieren!“

Seit Herbst 1911 machte seine Krankheit erschreckende Fortschritte. Er mußte sich dauernd qualvollen Ohrenoperationen unterziehen und lebte unter unaufhörlichen, entsetzlichen Kopfschmerzen bis Herbst 1912. Er wurde ganz schwach, magerte entsetzlich ab und bekam eine gelbe Gesichtsfarbe. Nur die lebendigen, geistsprühenden Augen belebten dieses Gesicht, aber sie spiegelten seine ganze unerträgliche Qual wider. Er starb im Krankenhaus Lariboisière. Die ganze politische Emigrantenkolonie in Paris begleitete ihn auf den Friedhof.

„Leb wohl, tapferer Genosse!“ dachte ich, als ich den Friedhof verließ. — „Du hast dein Leben restlos der Arbeiterklasse hingegeben, bist ihr bis an dein Ende treu geblieben. Du bist in Armut, in Qualen, als Märtyrer gestorben, aber die Arbeiterklasse Rußlands wird deinen Namen nie vergessen!“

\*

---

<sup>1</sup> Genosse Lengnik schrieb mir folgenden Brief, als er vom Tode Kurnatowskis erfuhr:

„Teurer Alexander Sidorowitsch!

Ich erhielt gestern deinen traurigen Brief. Er ist also nicht mehr. Dieses schöne, farbenprächtige Leben, das ganz dem Dienste unseres hohen Ideals gewidmet war, ist erloschen. Man müßte die Daten seiner Lebensgeschichte sammeln; mancher wird sie kennen. Man müßte die wichtigsten Momente seines Lebens schildern und veröffentlichen. Das wäre ein würdiges Denkmal für ihn.

Wärest du nicht so vom Existenzkampf in Anspruch genommen, dann wärest du der Berufenste dazu. Du könntest seine Biographie schreiben: ich kenne niemanden, der ihn so geliebt, gekannt und geschätzt hätte wie du“.

29. September 1912.

Die Zeit verging. Der zauberhafte Frühling war vorbei. Der heiße, ruhige Sommer stand bevor. Der Buchweizen blühte. Alle Dörfer im Umkreis waren leer. Die ganze erwachsene Bevölkerung, Männer wie Frauen, kampierten seit dem Frühling auf den Feldern. Zu Hause blieben nur Greise und Kinder, und nur die Bauern, deren Felder ganz nahe am Dorfe lagen, gingen abends nach Hause.

Losgerissen vom Leben der großen Städte, ertrugen die meisten Genossen den unfreiwilligen Aufenthalt in der sibirischen Wildnis nur schwer. Mir persönlich gefiel das Leben in Tessj vorläufig ganz gut. Das eigentümliche Leben im sibirischen Dorfe, die freie, reiche und majestätische Natur, die wilden Berge, die schnellen Flüsse mit ihrem ungewöhnlich durchsichtigen Wasser, die endlosen Steppen, die Felder, das alles fesselte mich so, daß ich lange Zeit keine Melancholie, keinen Mißmut kannte. Wenn ich genug an den Büchern hatte, ging ich mit Panin in die Natur hinaus. Wir gingen in die Steppe, die unmittelbar vor dem Dorfe begann, betrachteten die mongolischen Grabhügel, kletterten auf die Berge oder ruderten zu einer der Tubainseln und zum gegenüberliegenden Felsenufer.

Heiter, guten Mutes und gekräftigt kehrten wir von diesen Ausflügen zurück und konnten lange gar nicht verstehen, weshalb die Genossen, die vor uns in die Verbannung gekommen waren, oft traurig und verstimmt waren. Wir konnten auch nicht verstehen, wie man sich so nach einem geliebten Mädchen sehnen konnte. Die Liebe, wie sie in Romanen geschildert wurde, war für uns eine müßige Laune, der wohl situierte Herrschaften aus Langeweile nachgingen. Hatte ein strenger Revolutionär überhaupt Zeit, sich mit so etwas abzugeben? Vielleicht brachten ihn die zaristischen Henker schon morgen auf den Galgen! Beim ersten Streik konnte er von einer Kosakenkugel getroffen werden! ... Deshalb verurteilten wir die verliebte Atmosphäre, in der die meisten unserer Genossen lebten. Auch der Fall mit Jefimow gab uns zu denken.

Also kann auch ein Arbeiter dieser Schwäche unterliegen und sich bis zum Irrsinn verlieben. — Trotzdem aber schien es mir unmöglich, daß auch mir etwas Ähnliches zustoßen könne.

In mir ging etwas ganz Neues vor. Meine Augen öffneten sich. Ich entdeckte die zauberhafte Schönheit der Welt, an der ich bisher blind vorbeigegangen war.

Der Sommer ging zu Ende. Die Heuernte war längst fertig. Die Wiesen standen voll duftender Heugarben. Auch die Getreideernte war zu Ende. Morgens war es kühl. Das Laub der Bäume wurde allmählich gelb.

Um diese Zeit zogen viele Genossen von Tessj weg; als erste die Familie der Starkow und Krschischanowski, die endlich die Erlaubnis bekam, nach Minussinsk zu ziehen. Dann siedelte G. I. Okulowa mit Erlaubnis des Gouverneurs nach Krasnojarsk über, wo sie weiter studieren durfte. Kurnatowski fand als technischer Chemiker vorübergehend Arbeit in einer Zuckerrafinerie. Nur E. I. Okulowa blieb vorläufig bei ihrer Mutter, aber das arme, graue, uninteressante Leben in Schoschino war ihr unerträglich; sie sehnte sich nach dem sprudelnden Leben einer Großstadt. Das Okulowsche Haus wurde einsam und still. . . . .

Endlich war der Herbst da, nicht der regnerische, feuchte russische Herbst, sondern der südsibirische Herbst, trocken, aufmunternd, mit prächtigen Sonnenuntergängen und Morgenkühle. Die Lerchen, Schwalben, Wildenten und andere Zugvögel verließen die Gegend. Bald riß der Wind die letzten rostgelben Blätter von den Bäumen. Unter den nächtlichen Frösten wurde das Gras gelblich grau. Die Erde klang immer härter unter den Füßen. Dichter Dampf stieg von der Tuba auf. Die Rinder und Pferde bekamen ein langes Winterfell, wie ich es in Rußland nie gesehen hatte.

Der Herbst, die sterbende Natur, die Fröste raubten einem jede Lust, lange Spaziergänge zu machen oder auch nur aus dem Dorf hinauszugehen.

Jetzt, da ich immer zu Hause saß, begann ich die Last der Einsamkeit zu empfinden; ich fühlte mich außer jedem Kontakt mit der Welt, mit dem lebendigen Leben.

„Kaufen Sie sich ein Gewehr und gehen Sie auf die Jagd, dann werden Sie keine Trübsal mehr blasen“, meinte der Genosse Tschekalski, den ich in Minussinsk aufgesucht hatte.

Tschekalski, ein Arbeiter wie ich, war leidenschaftlicher Jäger; jeder Tag, den er nicht auf der Jagd zubrachte, war für ihn verloren. Es ist möglich, daß er in den Feldern, in der undurchdringlichen Taiga, auf den Bergabhängen unter der blauen Himmelskuppel Vergessen für seinen heimlichen Schmerz suchte.

Er beneidete alle russischen Genossen, zu denen aus Rußland ihre Frauen kamen.

Er staunte über den Entschluß dieser Frauen, ihren Männern nach Sibirien zu folgen. Oft sprach er von seiner Frau, einer Arbeiterin in Lodz<sup>1</sup>. Während seiner dreijährigen Gefängnishaft hatte sie ihn regelmäßig besucht; als es aber hieß, ihn nach Sibirien zu begleiten, bekam sie es mit der Angst zu tun und blieb zurück; deshalb wiederholte er oft: „Die russischen Frauen sind bewunderungswürdig; nicht einmal den Teufel fürchten sie!“

Seine Erzählungen von den Freuden der Jagd schlugen bei mir durch; ich bat ihn, ein billiges Gewehr für mich zu kaufen. An demselben Tage, an dem der Postmeister mir das Gewehr brachte, ging ich auf die Jagd.

Schnee gab es noch nicht, die Erde lag traurig, nackt und schwarz da... Die Hasen hatten ihre dunkelgraue Sommerkleidung gegen das schneeweiße Winterkleid vertauscht, und wenn einer von ihnen aus einem Busch hervorstülpfte, den Waldrand entlang oder durch die Felder lief, sah es aus, als ob eine weiße Kugel über eine schwarze Decke rolle. Kaum war ich auf der Insel, da stieß ich schon auf einen Hasen. Zehn Schritt vor mir saß das feige Tierchen, starr vor Schrecken, mitten im dichten, trocknen Gras. „Welch ein Glücksfall!“ dachte ich und schoß nicht weniger als dreimal. Ich war überzeugt, daß der Hase, der bei den Schüssen nicht einmal gezuckt hatte, mausetot war. Ich ging auf ihn zu und bückte mich schon, um ihn an den langen Ohren zu packen. Wer schildert aber mein Erstaunen und meinen Ärger, als der Hase eine Be-

---

<sup>1</sup> Die zu jener Zeit nach Minussinsk verbannten polnischen Arbeiter zählten zwar zu den Sozialdemokraten und liebten nicht die PPS-Leute, unterschieden sich jedoch in gewisser Hinsicht von den Petersburger Arbeitern. Sie näherten sich eher dem westeuropäischen Arbeitertypus und waren mit der sozialistischen Theorie verhältnismäßig wenig vertraut.



wegung machte, mir einen, wie mir schien, spöttischen Blick zuwarf und mit drei großen Sprüngen im Gebüsch verschwand! Wie ein begossener Pudel kehrte ich nach Hause zurück.

Nach diesem Mißerfolg verlor ich jede Lust an der Jagd, trotzdem die anderen Jäger mir gut zuredeten. Aus mir ist nie ein Jäger geworden; wenn ich im Frühling das Gewehr mitnahm, tat ich es nur, um gegenüber der Dorfpolizei, die uns zu überwachen hatte, einen Vorwand zu haben für meine weiten Wanderungen nach entfernten Seen und Inseln.

Dann kam der gleichmäßige, trockene, klare und strenge sibirische Winter.

Die Fröste wurden mit jedem Tage stärker. Die Tuba dampfte; auf ihrer Oberfläche schwammen zuerst kleine Eisstückchen, sie wurden nach und nach größer, und bald sah man kolossale Eisblöcke. Der Fluß zerschmetterte immer wieder seine Eisfesseln, aber der Frost schmiedete sie immer stärker und siegte allmählich. Immer langsamer bewegten sich die Blöcke, und als ich eines Morgens ans Ufer kam, sah ich dort, wo noch gestern Krachen und Lärm zu hören war, eine tote, stille Ebene. Nur die stellenweise übereinander getürmten riesigen Eisblöcke erinnerten an Barrikaden und an den Kampf, der vor kurzem hier getobt hatte.

Man konnte bereits Schlitten fahren. Die Winterstürme begannen zu heulen. Die Bauern brachten ihre Wagen in einer Ecke des Hofes unter und spannten die Pferde vor die Schlitten. Sie zogen schwarzgefärbte Schafspelze an und setzten hohe Mützen auf, die wie mittelalterliche Bojarenmützen aussahen. Um die Hüften banden sie einen farbigen Gürtel, zogen dicke Filzschuhe über die Stiefel und pelzgefütterte Handschuhe über die Hände. Wenn sie einen weiten Weg vorhatten, legten sie über dem Pelz noch einen Umhang aus Pelz an.

Um diese Zeit bekam ich von Kurnatowski die Nachricht, daß im Dorf Kuraginskoje ein neuer Genosse angekommen sei. Ich benutzte die Gelegenheit, meiner Einsamkeit zu entfliehen, mietete ein Pferd und fuhr nach Kuraginskoje. Der neue Genosse hieß Pantelejmon Nikolajewitsch Lepeschinski. Obwohl wir uns zum erstenmal im Leben sahen, freute er sich über meinen Besuch, als ob wir alte Bekannte wären.

„Da sind Sie also, Sidorowitsch!“, sagte er. „Ich habe viel von Ihnen gehört. Fritz Lengnik hat mir von Ihnen erzählt.“

Gleich beim ersten Gespräch konnte ich feststellen, daß er jener „blasse Intellektuelle“ war, der in Petersburg die Genossen besuchte, und von dem mir Genosse Antuschewski viel erzählt hatte. Er war groß, schlank, hatte ein durchgeistigtes Gesicht und machte auf mich einen sehr guten Eindruck; jede Begegnung mit ihm war angenehm und interessant für mich.

Genosse Lepeschinski war zuerst nach dem Dorf Kasatschinskoje, Bezirk Jenissejsk, verbannt; von da schickte man ihn nach Kuraginskoje. Als er reiste, war es Spätherbst, der Fluß war mit kleinen Eisstücken bedeckt. Der Dampfer, mit dem er fuhr, geriet auf eine Klippe. Das Heck des Schiffes wurde wie mit einem Messer abgetrennt, und das Schiff begann sich langsam zu neigen. Die Passagiere waren entsetzt. Kapitän und Mannschaft verloren den Kopf. Es trat eine Panik ein. Nur Lepeschinski verlor nicht die Geistesgegenwart und die Ruhe. Er übernahm das Kommando, brachte in den inzwischen eingetroffenen Bauernbooten zuerst die Frauen und die Kinder, dann alle übrigen unter, verließ als letzter das sinkende Schiff und rettete so viele Menschenleben.

Diese hervorragenden seelischen Eigenschaften, die zwar bei allen Menschen vorhanden, bei den meisten aber verschüttet, unterdrückt sind, zeichneten Lepeschinski als Mensch und als Kommunist in hohem Grade aus.

Die Theorie des revolutionären Marxismus lernte er gründlich erst in der Verbannung kennen unter der Leitung eines genialen Lehrers wie Lenin. Diesem Studium verdankte er eine lückenlose, ausgeglichene marxistische Weltanschauung. Als das Schiff der Revolution während des imperialistischen Krieges und vorher in den Jahren der Reaktion manchmal auf verborgene Felsen oder Sandbänke geriet, als viele Genossen von Furcht und Panik erfaßt wurden, gehörte Lepeschinski zu den wenigen, die Ruhe bewahrten und dem revolutionären Marxismus treu blieben, wenn es auch Zeiten gab, wo er nicht aktiv arbeiten konnte, da ihm die ewige pekuniäre Unsicherheit, die Sorge um die Familie viel Zeit raubten.

Seine Frau Olga Borissowna war schon in den neunziger Jahren Mitglied eines marxistischen Zirkels. In der sibirischen Verbannung arbeitete sie als Arztgehilfin und mußte überhaupt viel Zeit und Kraft für den Lebensunterhalt der Familie opfern. Während des langen Wanderlebens zusammen mit Lepeschinski leistete sie unserer Partei viele wertvolle Dienste; das strenge, unruhige Leben konnte ihr aber nichts anhaben; neben der Parteiarbeit fand sie noch Zeit und Kraft, wissenschaftliche Studien zu treiben.

Lepeschinski war begeistert von seinem Töchterchen, das damals noch in der Wiege lag. Er wie seine Frau waren richtige Familienmenschen. Wenn das Kind gesund war, nicht weinte, sich ruhig verhielt und lächelte, strahlten die Eltern vor Glück. Wenn dem Kinde aber etwas fehlte, wenn es verstimmt war und weinte, dann vergaßen die beiden die ganze übrige Welt, gerieten außer sich, und Lepeschinski war nicht mehr zu erkennen. Als ich sie nach zweiundzwanzig Jahren in Moskau wiedersah, herrschte bei ihnen noch immer dieselbe Familienatmosphäre; inzwischen hatten sie noch ein Pflegekind zu sich genommen.

Bald, fast gleichzeitig mit Kurnatowski, bekam er die Möglichkeit, nach dem Dorf Jermakowskoje überzusiedeln. Dort beteiligte er sich an der Kundgebung der verbannten Marxisten gegen das „Credo“ der Kuskowa und des Prokopowitsch.

In seinen freien Stunden spielte Lepeschinski gerne Schach. Er galt als einer der besten Schachspieler unter den Genossen; manchmal fuhr er nach dem Dorf Schuschenskoje, um gegen Lenin zu spielen. Einige Male spielten sie so, daß sie sich die Züge per Post ansagten.

Er besaß eine ausgesprochene karikaturistische Begabung. Sehr witzig z. B. zeichnete er Kurnatowski als Don Quichote, wie er zusammen mit den anderen Schlittschuh läuft und dabei über seinen Hund Dianka stolpert. Die anderen auf der Karikatur waren die E. I. Okulowa, Genosse Kowalewski und ich.

Zu meiner großen Freude führte mich im Jahre 1905 meine unterirdische politische Arbeit wieder mit ihm zusammen.

Zum zweiten Male begegneten wir uns fünfzehn Jahre später, 1920, in Moskau. Lepeschinski hatte schon graues Haar, war aber innerlich ganz jung; seine geschlossene marxistische Weltanschauung, auf Grund deren er in den schweren Zeiten unserer Partei dem Marxismus treu geblieben war, machte aus ihm bis zum heutigen Tage einen der besten Vertreter unserer revolutionären, dem Volke restlos ergebenen Intelligenz.

\*

Als nach dem ermüdend langen Winter des Jahres 1899 die schönen Tage wieder begannen, hielt ich es nicht länger in der engen Stube aus. Morgen für Morgen zog ich hinaus auf die herrlichen seenreichen Inseln. Eines Abends, als ich, wie gewöhnlich von oben bis unten mit Dreck bespritzt, zurückkam, sah ich vor meinem Hause einen Wagen, aus dem gerade ein eben angekommener neuer Verbannter stieg, Genosse Baramsin. Er sah etwa fünfundreißigjährig aus und kam aus Woronesch. Ein ernster und sehr gebildeter Mensch. Das Leben schien ihm schon arg mitgespielt zu haben. Als er nach Tessj kam, war er noch kein fertiger Marxist. Er schwankte und vertrat noch in gewissen Grenzen die irrtümlichen Theorien der Narodniki gegenüber der Fähigkeit des russischen Arbeiters, aktiv revolutionär zu sein. In Tessj traf er nur noch Panin und mich an. Wir spürten sofort seine Narodniki-Tendenzen heraus. Als geradliniger und schroffer Mensch machte Panin aus seiner Antipathie gegen diese Tendenzen kein Hehl. Er war jung, draufgängerisch und sah siegesbewußt in die Zukunft. Ich, der ich erst vor kurzem mit den Narodniki gebrochen hatte, wachte über die Unantastbarkeit des Marxismus mit dem ganzen Eifer eines Proselyten. Jede Abweichung erschien mir als Inkonsequenz und Ketzerei. Wir waren wohl die ersten politisch bewußten Arbeiter, die ersten Vertreter des großstädtischen, kämpfenden Proletariats, auf die Baramsin stieß.

Wir sahen damals beide nicht, daß Baramsin in einem inneren Zwiespalt war. Wie ein im Wald Verirrter wußte er nicht, welchen Weg er wählen sollte. Er hatte schon viele Enttäuschungen erlebt und brauchte Hilfe, um sich zurechtzufinden.

Diese Hilfe leistete ihm Genosse Lengnik, der kurz darauf in Tessj eintraf.

Schon in Minussinsk hatten Krschischanowski und die Newsorowa als echte Vertreter des revolutionären Marxismus tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ueberrascht durch die Festigkeit, mit der wir Arbeiter ihm entgegentraten, näherte er sich unter dem Einfluß Lengniks, mit dem er bald Freundschaft schloß, immer mehr dem revolutionären Marxismus. Seinen endgültigen Übertritt in die Partei entschied der Einfluß Lenins, der 1899 nach Tessj kam.

Baramsin<sup>1</sup> war eine weiche Künstlernatur. Mit großer Liebe und ungewöhnlichem Geschick verstand er es, Blumen zu pflegen. Wenn er mit Lengnik in der Steppe oder an den Seen herumirrte, sang er ukrainische und andere Lieder, sehr oft ein Lied „Vom Falken“, dessen Verfasser wohl er selber war. Dieses Lied, das er zusammen mit Lengnik sang, ergriff mich wegen seiner tiefen Traurigkeit. Der mutige Falke war das Symbol des dem Tode geweihten Revolutionärs. Wie der Falke nach dem blauen Meer, so strebt der Revolutionär nach seinem wie das Meer unermesslichen Ideal und findet kämpfend seinen Untergang.

Bald nach Baramsins Ankunft sah ich vor meinem Hause wieder einen Wagen. Jemand fragte nach mir. Ich trat aus dem Tor, und zu meinem freudigen Erstaunen stand Genosse

---

<sup>1</sup> Jegor Wassiljewitsch Baramsin, geb. 1876, war von Beruf Lehrer.

Nach Aussagen des Genossen Newski gehörte J. W. bereits 1892 in Kasan einem Zirkel an, der aus Marxisten und Narodniki bestand und eine Übergangsstufe zum Marxismus darstellte.

Im Jahre 1897 leitete Baramsin in Woronesch einen Zirkel des gleichen gemischten Typus, zu dem Marxisten wie N. A. Rjachowski und Narodniki wie J. P. Rosljakow gehörten.

Baramsin selbst wurde endgültig zum Marxisten erst in der Verbannung, unter dem Einfluß der Genossen Lenin, Kurnatowski, Krschischanowski, Lengnik, Starkow u. a.

1919 trafen Lengnik und ich J. W. Baramsin in Moskau, als altersschwachen Mann mit schneeweißem Haar. Er war damals parteilos, sagte aber, daß er den Standpunkt unserer Partei teile. Vor seinem Tod (1919) soll er sehr bedauert haben, daß seine Krankheit ihn daran hinderte, wieder in unsere Partei einzutreten.

Die Richtigkeit meiner Darlegungen über Baramsin wurde mir von den Genossen N. N. Panier und N. A. Rjachowski bestätigt.

Lengnik vor mir. Er erzählte, daß er aus dem Dorf Kasatschinskoje ausgewiesen und zu uns nach Tessj verbannt sei. —

Lengnik war ein ungemein gütiger und sympathischer Mensch; er war sehr gebildet und versprach als revolutionärer Marxist sehr viel für die Zukunft. Der Leser kennt ihn schon. Er kam mit vierzehn Jahren nach Rußland, ohne ein Wort russisch zu sprechen. Sein Großvater hatte wegen Beteiligung an der deutschen Revolution 1848 seine Beamtenstelle verloren. Sein Vater, ein ganz unpolitischer Mann, war bei der Verhaftung des Sohnes kaum davon zurückzuhalten, das Gewehr zu ergreifen und die Gendarmen niederzuknallen, deren freches Benehmen ihn tief empörte. Diese Verhaftung, die lange Untersuchungshaft des Sohnes und dann dessen Verurteilung wegen Zugehörigkeit zur revolutionär-marxistischen Partei, das alles brachte den armen Mann ins Grab. Als Lengnik die Strafe abgebußt hatte, war sein Vater längst gestorben.

Friedrich Lengnik erlernte die russische Sprache an der Realschule in Jekaterinoslaw, wo sein Vater Lehrer war. Er mied nie die Russen, die nach Ansicht der meisten in Rußland ansässigen Westeuropäer „Barbaren und Wilde“ waren; er lernte vielmehr schon in der Schule das russische Volk kennen und lieben. Die melodischen südrussischen Volkslieder voll nachdenklicher Melancholie gefielen ihm schon damals. In Petersburg absolvierte er mit Auszeichnung das Technologische Institut und trat dann als Student unserer Partei bei (das war bereits nach der Verhaftung Lenins). Nachdem er eine Zeitlang als revolutionärer Marxist gearbeitet hatte, wurde er 1896 im Gouvernement Jekaterinoslaw verhaftet, als er zu Besuch bei seinen Eltern war. Seine Mutter stammte wie sein Vater aus Deutschland. Trotz des langen Aufenthaltes in Rußland war sie den deutschen Familientraditionen treu geblieben. Als der Sohn verhaftet wurde und ihr Mann starb, war die pekuniäre Lage für sie und ihre beiden Töchter sehr schwierig. Lengnik machte den Eindruck eines Menschen, den viel höhere und wichtigere Dinge beschäftigten als das kleinlich geschäftige Leben, das uns in Tessj umgab. Sein Blick schien stets auf höhere Dinge gerichtet, sein Geist mit der Lösung

großer Weltprobleme beschäftigt. Da er eine vorzügliche Bildung besaß, kannte er die deutsche Philosophie besser als wir alle. Er wußte auch gründlich Bescheid in der russischen und ausländischen Literatur und war außerdem ein begabter Mathematiker.

Lenins Bekanntschaft machte er 1899, als dieser zusammen mit seiner Frau nach Tessj kam. Lengnik wechselte regelmäßig Briefe mit Lenin über theoretische und philosophische Fragen. Das Geld, das er verdiente (er gab Stunden und schrieb Korrespondenzen für Zeitungen), schickte er der Mutter und den Schwestern nach Jekaterinoslaw.

Mir gab er täglich mathematische, deutsche und andere wissenschaftliche Stunden und übte überhaupt einen sehr guten Einfluß auf mich aus.

Wenn wir die Bücher satt hatten, sattelten wir die kleinen, flinken sibirischen Pferde und ritten in die Steppe. Unser Ziel war gewöhnlich Schoschino, wo Kurnatowski oder Kuraginskoje, wo Lepeschinski und Kowalewski lebten.

Eines Tages kamen Krschischanowski und Starkow mit ihren Frauen aus Minussinsk und Kurnatowski nach Tessj. Auf drei Bauernwagen fuhren wir in den Wald an einen großen See.

Wir wählten eine Stelle neben einer Gruppe hoher Birken, deren weiße Stämme sich vom rotgoldenen Hintergrund der Tannenstämme abhoben.

Die Birken sind in dieser Gegend, wie die eingeborenen Tataren versichern, verhältnismäßig vor kurzem, im achtzehnten Jahrhundert gleichzeitig mit der neuen russischen Bevölkerung aufgetaucht.

Der Wald, in dem der See lag, war ein winziger Überrest der Taiga, die vor noch nicht allzulanger Zeit die ganze Steppe von Tessj und alle Bergabhänge der Gegend bedeckt hatte. Die alten Einwohner von Tessj zeigten mir Häuser aus ungewöhnlich dicken Baumklötzen, die noch aus der alten Taiga stammten.

Die erbarmungslose Axt des Bauern, die barbarische Verfügung eines Machtgewaltigen in Minussinsk, der vor etwa 100, 120 Jahren die ganze Taiga abholzen ließ, führten dazu, daß ganze Dorfbezirke um Minussinsk herum keinen Wald mehr besitzen. Die Taiga beginnt erst hundert Kilometer weiter, am Oberlauf des Jenissej; von dort aus wird die Minussinsker Gegend mit Holz versorgt.

Ungeheure Mengen Pilze, schwarze Johannisbeeren, Himbeeren, Preiselbeeren usw. wachsen auf den Bergabhängen und in den Tälern der Taiga. Auf seiner Wanderung durch den endlosen Urwald nascht der Bär die Himbeeren, indem er den von unzähligen roten Beeren strotzenden Strauch mit der Pfote umfaßt, zusammendrückt und den herausgepreßten Saft aussaugt. Die Bauern finden in der Taiga das Harz der sibirischen Tanne und Zedernüsse, die hier als Delikatesse gelten. Im Frühling pflücken sie eine Zwiebelpflanze, namens Tscheremscha, die in den Sümpfen wächst. Sie riecht scharf wie Knoblauch. Sobald die Wagen mit dieser Pflanze in den Dörfern erscheinen und die Händler „Tscheremscha“ rufen, stürzt die ganze Bevölkerung aus den Häusern, um zu kaufen. An solchen Tagen kann man das Haus eines sibirischen Bauern kaum betreten; der ungewöhnlich scharfe Geruch der Tscheremscha benimmt einem den Atem. Erst wenn man selber von der Pflanze isst, merkt man den Geruch nicht mehr so sehr. Bei den Bergwerksarbeitern in der Taiga gilt die Pflanze als das beste Mittel gegen Skorbut. Schwer mitgenommen von dieser Krankheit, geben die Arbeiter im Frühling zu den Sümpfen und erholen sich sehr bald wieder durch den Genuß der Pflanze.

Das Harz der sibirischen Tanne, das die ganze Bevölkerung kaut, ist ein vorzügliches Desinfektionsmittel für die Zähne.

In dem Wald, den wir aufsuchten, gab es weder die sibirische Tanne noch Zedern**h**ä**u**me, weder Beeren noch Pilze. Bären zeigen sich hier nicht. Selten begegnet man einem Wolf; er hält sich im Dickicht verborgen und meidet möglichst die Menschen.



Trotzdem war der Aufenthalt im Schatten der ewig grünen Bäume und der harzduftenden Luft für uns ein großes Vergnügen. Die Jagdliebhaber griffen zu den Gewehren und gingen auf die Suche nach Hasen, Rebhühnern usw. Da ich keine besondere Vorliebe für die Jagd hatte, ging ich nur selten mit und zog es vor, bei den Pferden zu bleiben. Ich spannte sie aus, sammelte Reisig und machte Feuer; dann führte ich die Pferde zur Tränke, gab ihnen zu fressen und lauschte auf die Stimme des Waldes.

Bevor es dunkel wurde, machten wir ein riesiges Feuer und kochten Wasser für den Tee.

Die Abendröte verblaßte schnell, und bald war dunkle Nacht. Durch die dichten Zweige der Tannen und Birken blinkten die Sterne.

Gewöhnlich schlief man wegen der nächtlichen Frische nicht sofort ein. Die Genossen sprachen von großen Entdeckungen, von den Fortschritten der Wissenschaft, von der Zukunft der russischen und der internationalen Arbeiterbewegung, von der kommenden großen russischen Revolution. Die Großartigkeit der uns umgebenden Natur stimmte uns alle feierlich. Die Genossen sprachen von ihrer Liebe zur Arbeiterklasse, der sie immer die Treue wahren wollten. Sie sprachen von der Revolution, die sie mit solcher Ungeduld herbeisehnten, von der Revolution der Arbeiterklasse; sie würde grausam und blutig sein, aber stets wollten sie in den Reihen der Arbeiterklasse bleiben und ihr Schicksal teilen, entweder mit ihr zusammen siegen oder im Kampf, auf dem Galgen, in den Eiswüsten Sibiriens untergehen.

„Wir werden noch nach dem Jakutsker Gebiet, in die Polarregionen kommen!“ rief Starkow. Und Kurnatowski wiederholte seinen Lieblingspruch:

„Die Freiheit wird nicht gegeben, man muß sie nehmen!“

„Der schönste Tod für einen revolutionären Marxisten ist der Tod am Galgen!“ sagte Baramsin.

„Wenn die Revolution kommt, wollen wir Nikolaus und seine Minister an der erstbesten Laterne aufhängen“, sprach düster Lengnik.

Allmählich aber verstummte das Gespräch. Wir schliefen ein. Die zauberhafte, geheimnisvolle Nacht, Dunkelheit und Stille senkten sich immer tiefer auf den Wald, auf den großen, schilfbedeckten See herab. Zitternd vor Kälte erwachten wir am nächsten Morgen. Ich ging mit Panin die Pferde tränken. Dann spannten wir sie wieder vor die Wagen und kehrten alle nach Tessj zurück.

Während des letzten Jahres seiner Verbannung war Lengnik, da er ja Ingenieur war, bei der sibirischen Eisenbahn angestellt. Als 1901 seine Verbannung zu Ende war, kam er nach Krasnojarsk, und von da fuhr ich zusammen mit ihm nach Rußland, nach Petersburg.

## Meine Bekanntschaft mit Lenin

In den Jahren 1895—1896 arbeitete ich zwar in der Petersburger Organisation des „Kampfverbandes für die Befreiung der Arbeiterklasse“, der von Lenin gegründet war, hatte aber damals keine Gelegenheit, ihn bei der revolutionären Arbeit persönlich kennen zu lernen. Der ganze Charakter der unterirdischen, illegalen Arbeit brachte es mit sich, daß ich nicht einmal von seiner Existenz wußte. Erst unterwegs nach Sibirien und in Tessj hörte ich die Genossen von ihm sprechen.

„Was würde wohl der Alte dazu sagen!“ rief auf der Reise nach Sibirien Silwin öfters, wenn irgendeine komplizierte theoretische Debatte entstand.

„Ja, unser Wladimir Iljitsch, das ist ein Arbeitsgenie!“ sagte Starkow jedesmal, wenn er in Tessj von Lenin sprach. Schon damals setzte Lenin alle in Erstaunen durch seine ungewöhnliche Arbeitsfähigkeit und seinen Fleiß.

„Glaub mir“, hörte ich Krschischanowski oft zu seinem Freunde sagen, „glaub mir, Wladimir Iljitsch überragt sogar Plechanow und Axelrod!“

„Wladimir Iljitsch ist eine geistige Leuchte“, äußerte gegenüber dem Genossen Bauer ein hervorragender zaristischer Staatsmann.

Alle diese Urteile ließen mich schon im voraus Lenin als einen Mann betrachten, der die anderen weit überragte.

Ich lernte ihn im Dezember 1898 in Minussinsk kennen. Auf seine Initiative hin kamen damals die verbannten Marxisten dort zusammen, um die Gründung einer genossenschaftlichen Unterstützungskasse zu besprechen.

Es dunkelte schon, als ich in Minussinsk ankam. Ich begab mich in die Wohnung der Familien Krschischanowski und Starkow. Als ich ins Zimmer trat, bemerkte ich unter den Genossen sofort Lenin. Obwohl ich ihm nie begegnet war, erkannte ich ihn nach einer Photographie, die ihn nach Verlassen des

Untersuchungsgefängnisses zusammen mit Wanejew, Krschischanowski, Martow, Saporoschez, Starkow und Maltschenko darstellte; sie stand stets auf Krschischanowskis Schreibtisch.

Lenin war damals achtundzwanzig Jahre alt, voller Leben und Kraft. Sein Äußeres erinnerte an einen jungen Bauer oder kleinen Angestellten. Er hatte ein ganz gewöhnliches, bäurisches, russisches Gesicht. Nur die Augen verrieten einen ungewöhnlichen Menschen, einen ungewöhnlichen Geist. Das typische Lächeln umspielte seine Lippen. Man sah gleich, daß er nur auf die Sache und nicht auf Phrasen Wert legte, daß der Intellekt bei ihm das Gefühl überwog. Im Umgang mit Menschen hatte er eine gewisse Trockenheit. Dieser Zug unterschied überhaupt die intellektuellen Marxisten von den intellektuellen Narodniki mit ihrer verschwommenen Herzlichkeit. Später verlor Lenin diese Trockenheit. Er hatte stets die Genossen ermahnt, sich die heldenhaften Kämpfer der „Narodnaja Wolja“ zum Beispiel zu nehmen; mit der Zeit hatte er sich selbst die guten Züge der Narodowolzen angeeignet.

Sein Anblick faszinierte mich so sehr, daß ich die Türe zu schließen vergaß und weiße Dampfwolken das Zimmer füllten.

„Schließen Sie doch endlich die Türe, Sidorowitsch! Starren Sie doch nicht so in die Welt! Nicht einmal die Türe schließen kann der Mensch! Eine Kälte hat der ins Zimmer gebracht! Legen Sie Pelz, Mütze und Handschuhe ab! Das ist Wladimir Iljitsch Lenin. Und nun kommen Sie essen, wir warten schon lange auf Sie!“ Sinaida Newsorowa, die mich so empfing, war das genaue Gegenteil von ihrer Freundin, Nadeschda Krupskaja, der Frau Lenins. Letztere sah blaß und bescheiden aus, schwieg fast immer oder unterhielt sich nur ganz leise; erstere hatte rote Wangen, unruhige Bewegungen und konnte keinen Augenblick stillsitzen. Jeden Augenblick sprang sie auf und sprach lauter als alle anderen.

Als sie sah, daß ich mit meinen erstarrten Händen nur langsam die Türe schloß, stieß sie mich beiseite, schlug die Türe zu und rief:

„Ist das ein ungeschickter Bursche! Kommen Sie schnell!“

Lenin saß in der Mitte des Tisches, er rieb sich die Hände, kniff das eine Auge zusammen und beobachtete lächelnd die ganze Szene.

„Ich habe viel von Ihnen gehört“, sagte er, als ich vorgestellt wurde. „Von Krschischanowski und Sinaida Pawlowna“.

Zwar stimmten damals alle in der Meinung überein, daß Lenin die anderen Genossen bei weitem überragte; niemand unter uns hätte aber die ungeheure Rolle zu ahnen gewagt, die er später in der russischen und Weltrevolution spielte. Das war damals ebensowenig vorauszusehen wie die rasend schnelle Entwicklung und der große Erfolg der russischen Revolution.

Wenn ich an Lenin denke, frage ich mich oft, aus welchen Motiven heraus er auf den Weg der Revolution getrieben wurde. Als Junge mit hervorragenden Fähigkeiten und glänzenden Aussichten für die Zukunft absolvierte er das Gymnasium. Es ist interessant, daß er in seinem Abgangszeugnis die beste Note für „Betragen“ bekam. Wahrscheinlich lag ihm damals der Gedanke an eine revolutionäre Tätigkeit noch fern. Im gleichen Jahre ging sein Bruder Alexander tragisch zugrunde. Alexander war Narodowolez; aber er interessierte sich schon für den Marxismus und arbeitete in einem Petersburger Arbeiterzirkel. Es ist möglich, daß die Hinrichtung des geliebten Bruders Lenin den Anstoß zu politischer Aktivität gab. In seiner Schrift „Der Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus“, sagt er, daß der Marxismus in Rußland aus Schmerzen heraus geboren wurde. Das könnte man auf ihn selbst beziehen. Der Schmerz um den Bruder läßt den intensiven Wunsch in ihm entstehen, die Sache, die dieser begonnen hatte, weiterzuführen und den Zarismus zu stürzen. Im Marxismus sieht er die einzige Lehre, die ihm die Hoffnung gibt, nicht bloß den Zarismus, sondern auch den Kapitalismus zu stürzen. Hatte doch Plechanow, der Begründer des Marxismus in Rußland, der das Werk des revolutionären Marxismus leider nicht zu Ende zu führen verstand, gesagt, daß die revolutionäre Bewegung in Rußland, wenn sie siegt, nur als Arbeiterbewegung siegen werde.

1887 wird Lenin wegen Teilnahme an Studentenunruhen von der Kasaner Universität relegiert und nach dem Dorfe

Kokuschkino (Gouvernement Kasan) verbannt. Er bleibt mit einem Studentenzirkel in Verbindung und studiert während des Jahres 1887—88 eifrig die Schriften von Marx. Die Polizei schikaniert ihn; sie erlaubt ihm weder den weiteren Besuch der Universität Kasan noch die Ablegung von Prüfungen. Auch ins Ausland darf er nicht. 1891 besteht er an der Petersburger Universität eine Prüfung als Externer. 1895 ist er Mitglied einer Marxistengruppe in Samara. Im Jahre darauf tritt er der „Zentralgruppe“ in Petersburg bei, die die ganze Arbeiterbewegung leitet. Er ist in einem Arbeiterzirkel im Galerny-Hafen tätig und verfaßt die Schrift: „Wer sind die Freunde des Volkes?“

Ich bringe hier die Schlußworte dieser Schrift, die ich 1922 im Archiv der russischen Revolution, das der Redaktion des Berliner „Vorwärts“ gehört, gefunden habe. Die Schrift ist äußerst interessant. Die Schlußworte lauten:

„Der Arbeiterklasse widmen die Sozialdemokraten ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre ganze Arbeit. Wenn die fortschrittlichen Vertreter dieser Klasse sich mit der Idee des wissenschaftlichen Sozialismus, mit der Idee der historischen Rolle des russischen Arbeiters vertraut machen, wenn diese Ideen weiteste Verbreitung finden und unter der Arbeiterschaft feste Organisationen entstehen, dank denen ihr jetziger wirtschaftlicher Kampf die Gestalt des bewußten Klassenkampfes annimmt, dann wird sich der russische Arbeiter an der Spitze aller demokratischen Elemente erheben, den Absolutismus stürzen und das russische Proletariat Hand in Hand mit dem Proletariat aller Länder den geraden Weg des offenen, politischen Kampfes einschlagen, der siegreichen kommunistischen Revolution entgegen.“

Diese Worte haben sich für die russische Revolution als prophetisch erwiesen. 1894 niedergeschrieben, sehen sie schon damals die in der Revolution führende Rolle der russischen Arbeiterklasse voraus. Sie zeigen auch, in welchem Maße Lenin schon damals die marxistische Methode beherrschte und sie auf die konkrete russische Wirklichkeit anzuwenden verstand. Damals schon sprach er von einer kommunistischen Revolution in Rußland.

Trotzdem ich die Verbannung mit Lenins nächsten Mitkämpfern und Schülern verlebte, die diese Schrift hätten kennen müssen, kann ich mich nicht erinnern, daß irgendeiner von ihnen sie jemals erwähnt oder Konsequenzen aus ihr gezogen hätte. Als Lenin den künftigen Weg unserer Revolution vorzeichnete, ahnte er sicher selber nicht, daß sie unter seiner Führung solche gewaltigen Fortschritte machen werde.

Die Grundzüge seiner Persönlichkeit, große Liebe zur Arbeiterklasse, unversöhnlicher Haß gegen Zarismus und Bourgeoisie, ungewöhnliche geistige Fähigkeiten, die schon damals seine Genialität ahnen ließen, die ungewöhnliche, hartnäckige Energie und Arbeitsfähigkeit, die Einfachheit und Bescheidenheit, ließen sich damals schon in Sibirien erraten. Seine Energie, sein eiserner Wille, die Hartnäckigkeit, mit der er die gesteckten Ziele verfolgte, verrieten schon damals den genialen Menschen in ihm. Außerdem besaß er die Fähigkeit zur methodischen Einteilung der Arbeit, wie sie sonst nur Deutschen eigen ist. Wenn er im Dorfe Schuschenskoje, wo er als Verbannter lebte und wo die Post nur zweimal wöchentlich eintraf, Haufen von Zeitungen auf einmal bekam, stürzte er nicht über sie her und verschlang sie nicht alle an einem Tage wie die anderen, sondern teilte sie sich ein und las jeden Tag eine bestimmte Anzahl von Nummern. Diese Charaktereigenschaft in Verbindung mit dem eisernen Willen und den hervorragenden geistigen Fähigkeiten ermöglichten es ihm, die titanische Arbeit zu leisten, die er vollbracht hat und deren Zeugen wir alle gewesen sind. Schon in Sibirien war Lenin für uns das Vorbild eines Menschen, der durch nichts unterzukriegen war und der auch in der Verbannung seine Zeit restlos im Interesse der russischen Revolution ausnutzte.

Niemand verstand es so gut wie er, an den Arbeiter heranzutreten und ihm Vertrauen einzuflößen; niemand verstand es, so einfach und herzlich mit dem Arbeiter zu verkehren.

Doch all diese den Führer und Kämpfer kennzeichnenden Züge traten in voller Ausprägung erst während des gigantischen Kampfes hervor, den er auf sich genommen hatte und den er drei Jahrzehnte lang durchführte. Natürlich hatte er nicht alle

diese Eigenschaften als Geschenk des Schicksals mitbekommen. Angeborene geistige und psychische Fähigkeiten machen nur zum Teil die Genialität eines großen Menschen aus; den Rest bilden Energie, Aktivität und hartnäckige Verfolgung des Zieles.

Es wäre voreilig und falsch, wenn man annehmen wollte, daß Lenin schon damals, vor fünfundzwanzig Jahren, genau die Vorzüge und Eigenschaften besaß, die ihn später, auf dem Höhepunkt seiner Lebensarbeit auszeichneten. Ich weiß noch, wie erstaunt ich war, als ich ihn 1912 in Paris, rue Marie-Rose 4, kurz vor seiner Abreise nach Galizien besuchte und eine große Veränderung an ihm bemerkte. Als die Rede auf die Menschewiken und die Sozialrevolutionäre kam, auf diese verkappten Feinde der Arbeiterklasse und Revolution, spannte sich an Lenin alles, wie bei einem Adler vor dem Kampf. Er rannte in Hemdärmeln durchs Zimmer, die Brust vorgestreckt, bereit, den Schlägen der Sozialverräter zu trotzen; ich betrachtete die Muskeln seiner Arme, die unter dem Stoff des Hemdes scharf hervortraten, seinen Gang, seinen Gesichtsausdruck; ich hörte seinen Worten zu, aus denen der eiserne Wille, der unüberwindliche Drang zu kämpfen, hervorklang, und dachte: Wie hat er sich in diesen Jahren verändert! Wie ist er gewachsen! Das ist ein ungewöhnlicher Mensch. Das ist ein Riese. Das ist ein Granitfelsen, an dem alle Anstrengungen der Feinde der Arbeiterklasse zerschellen werden. Das ist ein Mensch aus Stahl und Eisen!

Eine ähnliche Charakteristik Lenins gab Professor Agafonow, ein Sozialrevolutionär, im Frühling 1917, nach der russischen Märzrevolution. Die französische Regierung verweigerte hartnäckig den russischen Emigranten die Erlaubnis, nach Rußland zu fahren. Als Agafonow diese Angelegenheit mit dem französischen Minister Albert Thomas besprach, sagte er: „Sie weigern sich, uns, die politischen Emigranten, herauszulassen; Sie fürchten, daß wir gegen den Krieg seien und seinen Verlauf in einer für Sie unerwünschten Richtung beeinflussen werden. Aber was bedeuten wir, alle politischen Emigranten zusammengenommen, gegen Lenin! Der wird ganz sicher gegen den Krieg sein und den werden Sie durch keine Mittel, durch kein Ver-



bot, durch keinerlei Maßnahmen daran hindern, nach Rußland zu kommen. Das ist ein Mensch aus Eisen."

So charakterisierte der Vertreter einer antibolschewistischen Partei den Genossen Lenin am Vorabend der Oktoberrevolution.

An jenem Tage, an dem wir uns in Minussinsk bei Krschischanowski versammelten, lernte Lenin die neuen Genossen kennen und beteiligte sich an der Erörterung der Frage, die auf der Tagesordnung stand: Organisation einer Kasse zur gegenseitigen Unterstützung der Genossen.

Alle Genossen, die außer der staatlichen Unterstützung noch Nebeneinkünfte oder einen Verdienst hatten, mußten einen gewissen Betrag in die Kasse einzahlen.

Lenin sprach lange mit jedem einzelnen Arbeiter, überhaupt mit jedem neuen Genossen, als wollte er dessen spezifisches Gewicht für die kommende revolutionäre Arbeit feststellen. Von diesem Tage an hatten wir alle, ganz besonders ich, das größte Vertrauen zu ihm als Führer der Partei.

Als ich von den Einzelheiten meiner revolutionären Vergangenheit, besonders von meiner Mitarbeit an der illegalen Druckerei der Narodowolzen berichtete, kam er auf die ihn lebhaft interessierende Frage zu sprechen, wie wohl die Druckpresse einer illegalen Druckerei beschaffen sein müsse, um bei großer Produktivität transportabel, klein und leicht versteckbar zu sein. Er lobte den Typus, den G. E. Tulupow erfunden hatte, und verwarf mein Projekt. Dabei geizte er nicht mit schroffen Worten. Newsorowa, die unser Gespräch mit anhörte, bemerkte:

„Sie sind ein großer Phantast, Sidorowitsch!“

Wladimir Iljitsch war ein guter Jäger. Gelegentlich jener Zusammenkunft in Minussinsk nahm er zusammen mit anderen Genossen, darunter auch die Newsorowa, an einer Jagd teil. Er war auch ein ausgezeichnete Schlittschuhläufer.

Am Abend gab es ein Schachtournier; Lenin sah mit seinem üblichen, verschmitzten Lächeln seine beiden Gegner an, denen

er das Schachbrett überlassen hatte; er selber sagte die Züge aus dem Gedächtnis an und setzte seine Gegner meistens matt.

Was Lenin auch unternahm, ob er auf die Jagd ging, Schlittschuh lief oder einen Wagen lenkte, alles tat er mit großem Geschick und Umsicht. Alles machte er gut.

Ich kannte ihn noch zu wenig, um mir damals ein restlos richtiges Urteil über ihn zu bilden. Meine damalige allgemeine Hochachtung vor intellektuellen Revolutionären steigerte natürlich meine besondere Hochachtung vor Lenin. Ich gebe hier nur die vielleicht falschen Eindrücke wieder, die ich damals hatte.

# L e n i n s A n k u n f t i n T e s s j

Manchmal litt man in der Verbannung besonders stark unter dem peinigenden Gefühl, von Welt und Leben abgeschnitten zu sein; dann verzehrte man sich in der Sehnsucht nach Nachrichten von Genossen. Die Abende vor den Posttagen — die Post traf zweimal wöchentlich ein — brachte ich gewöhnlich damit zu, mir den Kopf zu zerbrechen, was wohl der nächste Tag bringen werde. Nachts sah ich dann gewöhnlich im Traum den Postmeister, der neben dem Kutscher auf einem Wagen voller Briefsäcke saß.

Dann stand ich früh auf und ging auf die Straße. Die Dämmerung war noch ganz schwach. Die Sterne erloschen langsam. Mit gespannten Nerven, voller Ungeduld erwartete ich die Post. Sobald ich das Schellengeläute hörte, eilte ich ins Verwaltungsgebäude.

Eines Morgens, im Sommer 1889, traf die Post mit Verspätung ein. Erst als ich zum zweitenmal ins Verwaltungsgebäude ging, traf ich den Postmeister (einen Bauer aus einem Nachbardorfe) an. Er saß schon am Tisch und sortierte die amtlichen Postsachen und die Privatbriefe mit der Miene eines Menschen, dem diese Beschäftigung längst aus dem Halse hing. Auf meine Frage sagte er müde:

„Nichts da. Weder für dich noch für deine Freunde.“

Als er sah, daß ich mich umwandte und gehen wollte, fügte er hinzu:

„Bleib doch da! Hast du es denn so eilig? Plaudern wir doch ein wenig! Was gibt es bei euch Sizilisten Neues?“

Sonst unterhielt ich mich gerne mit Bauern. Dieses Mal aber war ich so verstimmt über das Ausbleiben von Briefen, daß ich mich zu keiner Unterhaltung imstande fühlte. Ich verabschiedete mich und ging langsam die Stufen des Gebäudes hinunter.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Häuser, der Dorfplatz mit der Kirche in der Mitte, alles war in goldenen Sonnen-

strahlen gebadet. In dem hohen, tiefblauen Himmel schwirrten Schwalben und andere Vögel. Hinter dem Dorfe, über den Feldern sangen jubelnd die Lerchen. Das Steppengras duftete. Bezaubert von der Schönheit dieses Sommertages, blieb ich auf der Freitreppe stehen.

Plötzlich sah ich einen zweirädrigen Wagen um die Ecke biegen. Wer war das?

Der Mann und die Frau, die darin saßen, konnten keine Bauern sein. Sie waren städtisch gekleidet. Die junge Frau mit dem anmutigen, blassen Gesicht hatte sogar einen städtischen Damenhut auf. Sollten das am Ende neue Verbannte sein? Als sie aber näher kamen, erkannte ich zu meiner großen Freude Wladimir Iljitsch und Nadeschda Konstantinowna, seine Frau. Ich rannte ihnen entgegen.

Gewöhnlich lächeln die Bauern überlegen, wenn sie sehen, wie ungeschickt unsere Genossen den Wagen lenkten.

Als ich nun sah, wie geschickt Lenin kutscherte, war ich sozusagen stolz.

Nadeschda Konstantinowna erkannte mich zuerst:

„Wolodja!“ rief sie. „Da ist ja Alexander Sidorowitsch.“

Sie hatte ein ungewöhnlich nettes und sympathisches Gesicht, das, wenn sie lächelte, noch anziehender wurde.

„Guten Tag, Alexander Sidorowitsch! Wie schön, daß wir Sie hier treffen. Wohin wollten Sie gehen?“

„Kommen Sie doch zu mir,“ sagte ich. „Erstens ist es ganz nah, zweitens habe ich eine prachtvolle Wirtin, das Pferd wird man uns nicht stehlen, und schließlich sind die Genossen Baramsin und Lengnik gestern abend auf die Jagd gegangen und kommen vor Abend nicht zurück.“

Ich wohnte damals bei einer Bäuerin am Ende des Platzes, dort, wo das Verwaltungsgebäude stand. Ich führte Wladimir Iljitsch und Nadeschda Konstantinowna in mein Zimmer, gab ihnen Wasser und ein sauberes Handtuch, bestellte bei der Wirtin Tee und Gebäck und ging hinaus, das Pferd ausspannen. Dann lief ich noch schnell in die Wohnungen der Genossen Lengnik und Baramsin und ließ bei jedem einen Zettel mit der Nachricht von Lenins Ankunft.

Als ich zurückkam, brachte die Wirtin gerade den kochenden Samowar und braungebackene Plätzchen herein. Wladimir Iljitsch und Nadeschda Konstantinowna hatten sich schon gewaschen und saßen am Tisch. Sie betrachteten meine Bücher und das Heft, in das ich allerlei Notizen, Zitate, statistisches Material usw. eintrug. Auch eine Menge revolutionärer Lieder und Gedichte stand darin.

Während ich Tee aufbrühte, merkte ich, wie Lenin befriedigt lächelte. Er hatte den ersten Band des „Kapital“ von Marx, Engels' „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“, und Plechanow-Beltow, „Die Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung“ entdeckt, Bücher, die ich immer wieder las.

„Was ist das?“ fragte er und wies auf ein anderes Heft, wo das Kommunistische Manifest handschriftlich eingetragen war. „Haben Sie's abgeschrieben? Woher hatten Sie denn die russische Übersetzung?“

„Die Übersetzung ist von U. U. und seiner Frau.“

„Ausgeschlossen!“ meinte Wladimir Iljitsch mit leichtem Spott. „Die ist sicher nicht von ihm; der interessiert sich mehr für seine Frau als für die Revolution.“

„Wolodja, sieh nur!“ sagte Nadeschda Konstantinowna, „Alexander Sidorowitsch treibt Deutsch. Er liest sogar „Die Neue Zeit“. „Sagen Sie“, wandte sie sich an mich, „müssen Sie oft das Wörterbuch benutzen?“

Falsche Scham verleitete mich, das zu verneinen und zu verschweigen, daß die deutsche Sprache mir sehr schwer fiel und daß ich das deutsch-russische Wörterbuch nicht aus der Hand ließ, wenn ich „Die Neue Zeit“ las. Ich wurde so verlegen, daß mir das Blut zu Kopfe stieg.

„Ich dagegen“, sagte Lenin ganz schlicht mit einem Ton des Bedauerns, „muß leider das Wörterbuch sehr oft zu Hilfe nehmen.“

Diese Worte, in denen Lenins ganze Bescheidenheit zum Ausdruck kam, machten mich noch verlegener. Ich wurde rot bis an die Ohren und wäre am liebsten vor Scham versunken. Zum Glück trat in diesem Augenblick die Wirtin ein und zu-

sammen mit ihr die Genossen Lengnik und Baramsin, die eben von ihrer Fahrt zurückkamen.

Wir gingen alle zusammen zu Baramsin, weil sein Zimmer größer, gegen fremde Ohren geschützter und überhaupt gemüthlicher war. Damals mußte man auch in der Verbannung sehr darauf achten, daß die Gendarmen nichts von den revolutionären Gesprächen zu hören bekamen.

Es begann nun ein lebhafter Meinungs austausch zwischen Lenin, Lengnik und Baramsin; er dauerte die ganzen drei Tage an, die Lenin bei uns zubrachte.

Es gab ja genug Diskussionsstoff. Obwohl selber Marxist, hatte ich bis dahin keine Ahnung, daß auch innerhalb des Marxismus Strömungen entstehen könnten, die genau so schädlich und gefährlich wären wie die Theorie der Narodowolzen.

Die deutsche sozialdemokratische Partei, gewissermaßen die Trägerin des revolutionären Marxismus und unser Vorbild, war ihm zwar treu geblieben, aber gerade in Deutschland, dem Geburtsland des Marxismus, kam damals die Richtung des Bernsteinianertums auf.

Die Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie hatte sich zwar schroff gegen Bernstein und seine Korrektur des Marxismus ausgesprochen und also die ganze Strömung verurteilt. Sie war aber völlig von der trügerischen Hoffnung geblendet, die politische Macht auf friedlichem Wege, mit Hilfe einer Parlamentsmehrheit erobern zu können. Sie machte Jagd auf Wählerstimmen und entschloß sich nicht, ihre Reihen von Bernstein und seinen Anhängern zu säubern. Allmählich zeigte sich die zersetzende Wirkung. Die Bernsteinianer gewannen nach und nach die Oberhand; trotz aller revolutionären Phraseologie schlug beim Ausbruch des imperialistischen Krieges die deutsche Sozialdemokratie gewissermaßen in ihr Gegenteil um und entpuppte sich als Vortrupp der Bourgeoisie. Das ist sie bis zum heutigen Tag geblieben.

Der Teil der russischen bürgerlich-liberalen Intelligenz, der sich zwar sozialistisch nannte, in Wirklichkeit aber nur vorübergehend eine gewisse Strecke gemeinsam mit uns zurücklegte, spürte sofort seine starke Blutsverwandtschaft mit dem Bernsteinianertum.

Die russischen Marxisten hatten gegen die Narodowolzen zu kämpfen. Der Lehre dieser letzteren von der Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte stellten sie die materialistische Geschichtsauffassung entgegen und behaupteten mit Recht, daß nicht das Bewußtsein das Sein, sondern im Gegenteil das Sein das Bewußtsein bestimme; viele gingen jedoch zu weit in dieser Polemik und verfielen in das andere Extrem, indem sie der Einzelpersönlichkeit und der Partei, diesem Kollektiv von Persönlichkeiten, das doch die ganze Parteiarbeit leistet, jede schöpferische Rolle abstritten.

Ein Teil der Marxisten krankte damals an einem gewissen Fatalismus und einer ungeheuren Überschätzung der Rolle des Elementaren in der Geschichte. Das kam daher, daß viele intellektuelle Genossen nicht dialektisch, sondern metaphysisch dachten und die abstrakte Wahrheit über die konkrete stellten.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die rein ökonomische Agitation, die ursprünglich nur provisorisch dazu dienen sollte, überhaupt an die Arbeitermassen heranzukommen, nach Lenins Verhaftung eine gefährliche Richtung einschlug.

Lenin selbst sprach sich stets gegen den rein ökonomischen Kampf aus und für die Notwendigkeit, politische Forderungen aufzustellen.

Am gefährlichsten für die Partei wäre die Schaffung einer Tradition der Selbsteinschränkung gewesen. Nur allzubald werden solche Traditionen von der Zeit sanktioniert und ein verhängnisvolles Hindernis für den revolutionären Kampf des Proletariats. Eine traurige Bestätigung dieser Wahrheit liefert uns die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie, die einst so gefährlich für die Bourgeoisie war.

Es ist Lenins großes Verdienst, als erster die Gefahr der ökonomistischen Strömung erkannt und die Genossen davon überzeugt zu haben, daß sie schon im Entstehen zu bekämpfen, daß von vornherein ihre Entwicklung zu einer gefährlichen Parteitradition zu verhindern sei.

Die unvergleichliche Taktik, die Fähigkeit, nie den Zusammenhang mit der konkreten Wirklichkeit zu verlieren, rechtzeitig das Signal zum Sturm und das Signal zum Rückzug zu geben, all diese Eigenschaften hatte unsere Partei und vor

allem Lenin selbst dem jahrelangen Studium der Erfahrungen des proletarischen Klassenkampfes in den verschiedenen Ländern zu verdanken. Dazu kam, daß die Partei von Anfang an eine so vorzügliche Waffe in der Theorie des revolutionären Marxismus besaß. Sie verstand es, diese Theorie unmittelbar in die lebendige Praxis umzusetzen.

Von außen übernahmen wir nur das, was der Nachahmung wert war. Die schädlichen Seiten des deutschen Einflusses, wie die politische Neutralisierung der Gewerkschaften, die neutrale Haltung gegenüber der Religion, die Illusion, daß man in einem Lande, wo der Kaiser, die Junker, der Militarismus herrschten, auf friedlichem Wege, mit Hilfe einer Parlamentsmehrheit zum Sozialismus kommen könne, all die negativen Seiten der deutschen Sozialdemokratie lehnten wir ab und übernahmen nur das, was uns fördern konnte.

In den neunziger Jahren aber wußte noch niemand, welchen Entwicklungsweg die russische Revolution nehmen werde, den französischen oder den deutschen. Auf jeden Fall hätte sich niemand damals träumen lassen, daß unsere Revolution in geradezu märchenhafter Weise von Sieg zu Sieg schreiten, und daß die Arbeiterklasse und unsere Partei eine solche Rolle in der Revolution spielen werde.

Besonders hätte niemand es für möglich gehalten, daß wir die deutsche Arbeiterbewegung nicht nur einholen, sondern überholen würden.

Von vielen, sehr gelehrten Genossen hörte ich im Jahre 1898, es wäre schon sehr schön, wenn wir unter einer konstitutionellen Monarchie die Erfolge erzielen könnten, die die deutsche Sozialdemokratie damals zu verzeichnen hatte.

Damals erkannte Lenin, daß es Zeit war, auch in der Verbannung für den kommenden, nicht mehr fernen Kampf die Genossen sorgfältig auszuwählen. Er hatte nur noch ein Jahr Verbannung vor sich, als er nach Tessj kam, um sich mit den angesehenen Genossen Lengnik und Baramsin zu verständigen. Besonders Lengnik gab Anlaß zu großen Hoffnungen.

Man kann nicht mit einem Schlag die Theorie des revolutionären Marxismus folgerichtig in all ihren Einzelheiten durchdenken. Baramsin und Lengnik neigten dazu, in manchen Punk-



ten von ihr abzuweichen. Baramsin war noch nicht frei von gewissen Überresten des Narodniki-Einflusses; Lengnik neigte zum Neukantianertum. Mit düsterem Ernst suchte er zu beweisen, daß der menschliche Verstand seine Grenzen habe und daß man nicht alles erkennen könne. Baramsin trat erst in Tessj bedingungslos auf den Boden des Marxismus über. In den Gesprächen mit Lenin behauptete er, daß die Narodniki-Ideologie als Weltanschauung das ganze russische Leben beeinflusst und der ganzen Literatur und Kunst ihr Gepräge gegeben habe. Demgegenüber erschien ihm der Marxismus als eine in gewissem Sinne enge und trockene Lehre, die zwar von einem heldenhaften Kampfe sprach, ihn aber in Wirklichkeit zu einem Kampf um den Groschen herabzerrte. Obwohl Anhänger des revolutionären Marxismus, wollte er doch nicht mit den heroischen Traditionen der „Narodnaja Wolja“ brechen.

Soweit ich mich erinnere, wurde in den Diskussionen, die Lenin in Tessj drei Tage lang mit den Genossen führte, die damalige russische Lage erörtert. Vor allem galten sie den Narodniki, die bekanntlich behaupteten, daß der Kapitalismus in Rußland unmöglich, daß er ein „totgeborenes Kind“ sei. In diesem Streit mit den Narodniki siegte der revolutionäre Marxismus. Die Narodniki büßten ihre dominierende Stellung im geistigen Leben des Landes ein, und der revolutionäre Marxismus eroberte sich Anerkennung und Existenzrecht. Aber schon damals, mitten im Kampf gegen die Narodniki mußte Lenin sich von den bürgerlichen Weggenossen abgrenzen, die sich, wie Peter Struve, Marxisten nannten, aber der Ansicht waren, die Struve in seinem Buch „Kritische Anmerkungen“ geäußert hatte: „Gestehen wir doch unseren Mangel an Kultur ein und gehen wir bei den Kapitalisten in die Lehre.“

Lenin wies darauf hin, daß Struve kein zuverlässiger Marxist war. Hartnäckig kämpfte er auch gegen die sogenannten Marxisten, die die Arbeiterbewegung auf den engen Weg des rein wirtschaftlichen Kampfes führen wollten: es war die Richtung der „Rabotschaja Mysl“ und des „Credo“ von Kuskowa.

Als die Rede auf A. Bogdanow kam, dessen philosophische Schriften damals gerade erschienen, bezeichnete Lenin ihn als

eine hervorragende Persönlichkeit, wies aber zugleich auf seine Abweichungen vom revolutionären Marxismus hin.

Lenin war der Ansicht, daß die Partei des revolutionären Marxismus in der kommenden russischen Revolution gegenüber anderen revolutionären Parteien die gleiche ehrenvolle Stellung einnehmen müsse, wie in der französischen Revolution die Partei des „Berges“, der Jakobiner, gegenüber den Girondisten, diesen Anhängern der Großbourgeoisie.

Lenin ging auch auf die Beziehungen zwischen dem revolutionären Marxismus und der Kunst und Literatur ein. Er erwiderte Baramsin, daß alles, was in der Literatur und Kunst von den Leiden der unterdrückten Arbeiterklasse und der werktätigen Massen spreche, alles, was den Arbeiter aus seiner geistigen Lethargie wecke, alles, was ihn zum Kampf um die Befreiung der ganzen Menschheit ansporne, nicht bloß in keinem Widerspruch zum revolutionären Marxismus stehe, sondern im Gegenteil deutlich zeige, daß die Menschheit am Vorabend des großen Kampfes um den Sozialismus, der grandiosen Erschütterungen, der großen Revolution stehe. Deshalb seien alle großen Werke der kritischen und schönen Literatur, die von Liebe zum Volke durchdrungen seien, ein Bestandteil der internationalen, proletarischen Kultur.

Auch der Heroismus der Narodowolzen wurde besprochen. Lenin sagte dazu, daß der Marxismus das Heldentum einzelner Personen wie auch der Massen im Kampf um den Sozialismus keineswegs ablehne. Im Gegenteil, es wäre dringend notwendig, daß die russischen Marxisten sich die konspirativen Gepflogenheiten, die feste revolutionäre Disziplin, die Ergebenheit gegenüber der Revolution, überhaupt den Heroismus der „Narodnaja Wolja“ zum Vorbild nähmen. Hatte doch durch diesen Heroismus eine zahlenmäßig schwache Gruppe kühner Menschen, die sich auf eine ganz dünne, mit ihr sympathisierende Bevölkerungsschicht stützte, es fertig gebracht, den unglaublichen, unerbittlichen Kampf gegen die allmächtige Selbstherrschaft aufzunehmen und den Despoten Alexander III. nach Marx' Ausdruck als Gefangenen in Gatschina festzuhalten.

Auf Lengniks These, daß der menschliche Verstand begrenzt sei und nicht alles erkennen könne, erwiderte Lenin, die Ge-

schichte der Wissenschaften und der großen Entdeckungen zeige, daß die menschliche Vernunft zu großen Siegen befähigt sei. Das, was heute noch unklar, noch dunkel sei, könne morgen im Lichte der Wissenschaft, der siegreichen menschlichen Vernunft klar, einfach und verständlich sein. Ein Marxist dürfe nicht sagen, daß die menschliche Vernunft beschränkt sei, daß man nicht alles erkennen könne, sondern müsse im Gegenteil der Ansicht sein, daß es für die menschliche Vernunft keine Grenzen gäbe.

Diese draufgängerische, lebensbejahende Auffassung voller Glauben an die Zukunft der Menschheit gefiel mir ganz besonders. Die Gespräche machten tiefen Eindruck auf mich und gaben mir für immer unerschütterliches Vertrauen zu Lenin als zu dem berufenen Führer der Partei des Proletariats.

Einmal führten wir ein solches Gespräch hoch oben auf dem Gipfel des Georgijewski-Berges. Die Sonne war im Abstieg, die Luft ungewöhnlich durchsichtig und klar. Weit im Süden, hinter den ansteigenden Bergketten, die an die gigantischen Wellen eines plötzlich zugefrorenen Ozeans erinnerten, traten plötzlich am Horizont die blendend weißen Umrisse des Sajanski-Gebirges hervor.

Ich konnte meine Augen nicht abwenden vom Anblick dieser fernen, schneebedeckten Riesen und lauschte zugleich auf Lenins Worte, daß die Wissenschaft für uns Arbeiter spreche, daß der Marxismus alles auf den Ergebnissen der Wissenschaft aufbaue, daß der Marxismus selber eine Wissenschaft sei, die die Arbeiter lehre, gegen die Bourgeoisie zu kämpfen, daß es kein Hindernis für die allmächtige menschliche Vernunft, also kein Hindernis für die Arbeiterklasse und die ganze Menschheit gebe; dies alles hörte ich und glaubte dort, weit in der Ferne die Bilder der großen Zukunft der Menschheit zu sehen.

Wladimir Iljitsch verließ Tessj. Baramsin erklärte, daß er noch nie in seinem Leben eine so glühende Darstellung der marxistischen Grundlagen gehört habe, und daß er von nun ab sein Schicksal mit dieser, für ihn neuen Lehre vom Kampf der Arbeiterklasse um die Befreiung der ganzen Menschheit verknüpfe. Und Lengnik hörte seitdem auf, sich auf das Neukantianertum zu berufen.

## Fahrt nach dem Dorfe Jermakowskoje

Bald nach Lenins Besuch bei uns kamen alle im Bezirk Minussinsk lebenden Genossen im Dorf Jermakowskoje zusammen, um das bekannte „Credo“ der Kuskowa zu besprechen und Stellung dazu zu nehmen.

Zusammen mit Krschischanowski, Newsorowa und den Starkows fuhr ich zuerst nach Schuschenskoje, wo Lenin lebte. Er wohnte in einem Bauernhaus. Außer seiner Frau Nadeschda Konstantinowna lebte noch deren Mutter da, eine sehr nette alte Frau. Lenins Bücher nahmen die Hälfte des ganzen Zimmers ein. Dicke und dünne, gebundene und ungebundene Bücher füllten die Wände von oben bis unten. Sonst war das Haus wie alle anderen sibirischen Häuser eingerichtet. Nur in einer Ecke stand ein neues, breites Bett für Lenin.

Wir übernachteten in Schuschenskoje. Ich schlief bei einem Genossen Oskar Engberg, einem finnischen Arbeiter aus den Putilow-Werken in Petersburg. Am nächsten Tage besuchte ich den polnischen Genossen Prominski, einen Weber aus Schirardow.

Der lange Arbeitstag und überhaupt das schwere Arbeiterleben hatte diesen Genossen seinen Stempel aufgedrückt. Sie waren außerstande, sich mit systematischer Lektüre zu befassen. Erst unter der Leitung von Wladimir Iljitsch und Nadeschda Konstantinowna begannen sie dies zu lernen. Ihre freie Zeit in der Verbannung nützten sie nicht so produktiv aus, wie das für sie wünschenswert gewesen wäre. Engberg beschäftigte sich mit Herstellung von Verlobungsringen aus bronzenen Steigbügeln und alten Pfeilspitzen, die von den Bauern auf ihren Feldern aufgefunden wurden. Prominski bebaute einen großen Gemüsegarten, züchtete Tabak und handelte damit auf dem Minussinsker Markt. Sie waren beide sehr sympathische Burschen. Das von der Natur gesegnete Minussinsker Land gefiel ihnen ausgezeichnet. Die Berge und der starke Winterfrost erinnerten Engberg an seine finnische Heimat. In

ihren Gesprächen mit mir kamen die beiden Genossen immer wieder auf die freundschaftliche Aufnahme zurück, die sie, die Vertreter der im zaristischen Rußland unterdrückten Völkern, bei den Bauern des Minussinsker Kreises gefunden hatten. Der Finne wie der Pole, beide waren darüber erstaunt, daß es unter den dortigen Bauern keinen solchen nationalen Chauvinismus gab, wie im europäischen Rußland.

Die Frau des Genossen Prominski war völlig indifferent. An unseren Gesprächen nahm sie nicht teil und verbrachte ihre ganze Zeit mit Hausarbeiten.

Nach Ablauf der Verbannungsfrist kehrte Genosse Engberg nach Finnland zurück. Im Jahre 1901 besuchte ich ihn in Wyborg. 1906, auf meiner Reise aus Rußland nach Belgien, traf ich ihn in Helsingfors. Er betätigte sich in finnischen Arbeiterorganisationen. Genosse Prominski siedelte nach der Knotenstation Taiga der sibirischen Eisenbahn über und blieb dort auch nach Ablauf der Verbannungszeit. Ueber sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt.

Am nächsten Tag fuhren alle zusammen mit Wladimir Iljitsch nach Jermakowskoje, wo damals folgende Genossen ihren Wohnsitz hatten: Wanjew mit Frau, W. K. Kurnatowski, M. A. Silwin, N. N. Panin, P. N. und O. B. Lepschinski.

Schuschenskoje war ein Steppendorf, während Jermakowskoje mitten im dichten Nadelwald lag.

Lenin, frisch, lustig, energisch, spielte den ganzen Weg Schach gegen zwei oder drei Gegner. Dabei machte er seine Züge auswendig: das Schachbrett befand sich bei seinen vereinigten Gegnern im anderen Wagen. Der stärkste Gegner war Genosse Lepschinski. Soweit ich mich erinnere, ging jedoch meistens Lenin als Sieger aus dem Spiel hervor.

Ich selbst spielte derart schlecht, daß sogar W. K. Kurnatowski, selbst ein ziemlich schwacher Spieler, mich stets mühelos schachmatt setzte. Darum beteiligte ich mich nicht an dem Spiel.

Auf dem Sajanski-Gebirge sieht man keine ewigen Gletscher, wie im Kaukasus, in der Schweiz oder im Himalaja-Gebirge. Das Sajanski-Gebirge erreicht nur 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel. An klaren, heißen Sommertagen taucht es je-

doch plötzlich am Horizont auf und schimmert, schneebedeckt, in blendendem Weiß. Auch diesmal boten sich unseren Augen seine Gipfel, Schluchten und Abhänge. Unser Kutscher zeigte auf einen Berg und sagte: „Das ist der Bettberg.“ Und tatsächlich ähnelte der Berg einem riesigen Bett.

Die fernen schneebedeckten Berge, eingehüllt in leichten bläulichen Nebel, machten durch ihre ungemeine Schönheit einen tiefen Eindruck auf mich. Ich genoß die Pracht der Natur, sehnte mich nach irgendeinem großen, unbekanntem Glück, wollte sterben für unsere erhabenen Ideale.

S. P. Newsorowa machte allem Anschein nach die beste Periode in ihrem Leben durch, wo der Mensch frisch und zuversichtlich in die Zukunft schaut. Während der ganzen Fahrt schien sie eine Gelegenheit für die Verausgabung ihrer angesammelten Energie zu suchen.

Nach dem Mittagessen suchte ich den kranken Wanjejew auf. Bleich und abgemagert, glich er einem Knochengerippe. Es schien mit ihm zu Ende zu gehen. In seinen traurigen, fiebrig glänzenden Augen kämpfte das Leben mit dem Tode. Seine volle, kerngesunde, schöne und junge Frau (D. W. Truchowskaja) war ein Gegenteil zu ihm. Trotz seiner körperlichen Schwäche, der eingefallenen Wangen und der grauen Gesichtsfarbe hatte Wanjejew frischen Geist bewahrt. Sein Geist herrschte über den schwachen, zerfallenden Leib.

Meine Schilderung des allgemeinen Weberstreiks in Petersburg erregte Wanjejews Interesse. Als ich etwas Komisches sagte, überflog ein plötzliches Lächeln sein Gesicht. Seine Frau lachte laut und fröhlich auf. Bei diesem ansteckenden Lachen legte sich auf Wanjejews Gesicht wiederum der Schatten hoffnungslosen Kummers.

Die grellen Sonnenstrahlen, die durch das kleine Fenster drangen, der Anblick der ewig grünen Taiga, die fernen Berge — sogar hier, in dieser kleinen Bauernstube, angesichts des Todes, sprach all das von dem ewig jungen, schönen Leben der Natur.

Die Diskussion über das „Credo“ fand, soweit ich mich erinnern kann, im Zimmer des Genossen Panin statt. Es sprachen die Genossen Lengnik, Lepeschinski und Engberg. Lenin

wies in seinen Reden auf die große Gefahr hin, die der Arbeiterbewegung von den ökonomischen Abweichungen drohen, die im „Credo“ der Kuskowa deutlich zutage getreten waren.

Er sprach gegen die Selbsteinschränkung des Marxismus, gegen seine Verzerrung und Verflachung; er sprach von der historischen Rolle der russischen Arbeiterklasse, des führenden Kämpfers der russischen Revolution. Er wiederholte, daß die Partei der Arbeiterklasse, die Partei des revolutionären Marxismus in der kommenden Großen Russischen Revolution die gleiche ehrenvolle Rolle spielen müsse wie in der Großen Französischen Revolution die Jakobiner gegenüber den Girondisten. Zum Schluß wurde die bekannte, von Lenin entworfene Resolution angenommen, die Plechanow in seinem „Vademecum“ veröffentlichte.

In dieser vor fünfundzwanzig Jahren verfaßten Resolution, genau wie in dem Schlußwort der Broschüre „Wer sind die Freunde des Volkes?“, die vor dreißig Jahren hektographisch vervielfältigt wurde, zeigt sich Lenins Persönlichkeit bereits in ihrer ganzen Größe, zeigt sich der Scharfblick des genialen Arbeiterführers, der jahrzehntelang für die Interessen der Arbeiterklasse gekämpft hat. Damals schon sah er viel weiter und drang in das Wesen der Dinge viel tiefer ein, als seine Zeitgenossen und Kameraden.

Lenins Resolution hebt hervor, wie ungeheuer wichtig der Kampf um die Theorie des revolutionären Marxismus ist; sie spricht von der Notwendigkeit, die marxistische Theorie auf die Realität anzuwenden, von der Notwendigkeit, gegen jede Entstellung und Verflachung des Marxismus vorzugehen. Als Beispiel für diese gefährliche Tendenz nennt er das Bernsteinianertum in Deutschland und das „Credo“ der Ökonomen Kuskowa und Prokopowitsch in Rußland.

Das Bernsteinianertum charakterisierte er als einen Versuch, den Marxismus einzuschränken und die revolutionäre Partei der Arbeiterklasse zu einer reformistischen zu machen.

Er wies nach, daß das „Credo“ der Ökonomen einfach log, wenn es behauptete, die westeuropäischen Arbeiter hätten sich nie am politischen Kampf beteiligt; er wies nach, daß das „Credo“ den Marxismus entstellte, wenn es behauptete, der

Marxismus ignoriere den wirtschaftlichen Kampf; er bezichtigte die Kuskowa, sie kenne nicht die Vergangenheit der russischen revolutionären Arbeiterbewegung, wenn sie behauptete, die Schaffung einer selbständigen politischen Arbeiterpartei in Rußland wäre nichts weiter als eine Verpflanzung uns fremder Aufgaben auf russischen Boden. Er kennzeichnete die ökonomistische Strömung als einen Versuch, die russische Arbeiterbewegung von ihren direkten historischen Aufgaben abzulenken in enge ökonomische Bahnen und die Führung des politischen Kampfes der Arbeiterklasse, der von den Ökonomen als ein „Kampf um Rechtsformen“ ausgegeben wurde, liberal-bürgerlichen Elementen auszuliefern.

Dieser Weg hätte für den russischen Marxismus den politischen Selbstmord bedeutet. Davor warnte Lenin die Genossen und forderte auf zum Kampfe gegen die Tendenzen des „Credo“. Folgendermaßen charakterisierte er die Aufgaben der Partei der Arbeiterklasse:

Die russischen revolutionären Marxisten haben die Pflicht, eine selbständige, politische, revolutionäre Partei der Arbeiterklasse zu schaffen. Diese Partei hat die Aufgabe, die politische Macht zu erobern, um die sozialistische Ordnung zu verwirklichen. Auf dem Wege zu diesem Ziel, im Kampf gegen die Selbstherrschaft, übernehmen die russische Arbeiterklasse und ihre Partei die Führung der demokratischen Revolution.

Ausgerüstet mit der Theorie des revolutionären Marxismus und gestützt auf die Fabrikarbeiter und andere Proletarier, konzentriert die Partei der Arbeiterklasse die revolutionäre Bewegung der unterdrückten Klassen um sich, fördert sie und verteidigt die Interessen aller unterdrückten Völker.

Die ausschlaggebenden Verbündeten der Partei der Arbeiterklasse im Kampf gegen die Selbstherrschaft sind die Millionen unterdrückter und ruiniertes Bauern. Diese muß die Partei an sich heranziehen.

Lenin ging dann auf die wichtigste Frage der Taktik des revolutionären Marxismus, der Taktik des wirtschaftlichen und politischen Kampfes der Arbeiterklasse ein. Auch diese Frage hatte das „Credo“ berührt. Lenin beurteilte sie dialektisch; er sagte, daß je nach den Zeitumständen für die revolutionären



Marxisten bald der wirtschaftliche, bald der politische Kampf in den Vordergrund tritt. Der Marxismus faßt in dem geschlossenen Klassenkampf des Proletariats sowohl den wirtschaftlichen wie den politischen Kampf zusammen.

Hinsichtlich des wirtschaftlichen Kampfes erinnerte er daran, welche Bedeutung Karl Marx diesem schon im Jahre 1840 beigemessen hatte, und verwies auf die Resolution über die Gewerkschaften und über den wirtschaftlichen Kampf, die 1866 unter dem Einfluß von Marx in Genf angenommen wurde; diese Resolution betont, daß die Gewerkschaften, die den wirtschaftlichen Kampf der Arbeiterklasse, den alltäglichen Kampf gegen das Kapital leiten, sich nicht abschließen, sich nicht von dem allgemeinen sozialen und politischen Kampf des Proletariats lostrennen dürfen, daß sie vielmehr die Abschaffung der Lohnarbeit anstreben müssen.

Was Rußland anbelangt, so müssen gerade hier, angesichts der absolutistisch-feudalen Unterdrückung, angesichts des Fehlens jeglicher Freiheit, die Aufgaben des politischen Kampfes der Arbeiterklasse in den Vordergrund gestellt werden.

Die Partei des revolutionären Marxismus setzt durch ihren Kampf gegen die Selbstherrschaft das ruhmvolle Beginnen der zugrunde gegangenen revolutionären Generationen, vor allem der Partei der „Narodnaja Wolja“, unmittelbar fort.

Lenin weist auf die Notwendigkeit hin, die Parteidisziplin, die konspirativen Traditionen zu festigen, er fordert dazu auf, dem heldenhaften Beispiel der „Narodnaja Wolja“ zu folgen, und drückt die feste Hoffnung aus, daß die revolutionäre Partei der Arbeiterklasse, die sich nicht wie das Häuflein Helden der „Narodnaja Wolja“ auf verhältnismäßig dünne Schichten der russischen Gesellschaft, sondern auf die große und mächtige Arbeiterklasse stütze, in dem bevorstehenden Kampfe stehe und die Ziele des revolutionären Marxismus erreichen werde.

Soweit ich mich erinnere, wurde in der Resolution auch auf die direkte Verwandtschaft zwischen den Ideen des „Gredo“ und denen Bernsteins hingewiesen.

Nur sehr ungern entschloß sich Lenin nach Lengniks Rede, diese Stelle zu streichen. Lengnik erklärte, daß er sich ganz der

Resolution anschlieÙe und ihren Standpunkt restlos teile, daÙ man aber von einer Verwandtschaft des „Credo“ der Ökonomen mit Eduard Bernstein nicht gut sprechen könne, da das Buch des letzteren eben erst erschienen und in RuÙland nur aus den Besprechungen der Auslandspresse bekannt sei.

Lengnik konnte damals nicht glauben, daÙ ein so hervorragender Schüler von Marx wie Bernstein, der Marx persönlich gekannt hatte, derart die Theorie seines Lehrers verflacht habe. Da er annahm, daÙ hier eine Übertreibung vorliege, bat er Lenin, bei Erwähnung von Bernstein vorsichtiger zu sein.

Lenin, der bereits auf Grund der Besprechungen der Auslandspresse begriffen hatte, daÙ Bernstein in seinem Kampf gegen die marxistische Lehre sehr weit gegangen war, erklärte, er streiche diese Stelle auf Lengniks Wunsch, behaupte aber im übrigen nach wie vor die Verwandtschaft Bernsteins und des „Credo“.

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seitdem diese Resolution von den verbannten revolutionären Marxisten in Minusinsk angenommen wurde. Von heute aus gesehen, hat Lenin auch damals in den wichtigsten Punkten unbedingt recht gehabt.

P. Struve, gegen den Lenin bereits vor 1895, dem Jahre seiner Verhaftung, als gegen einen unzuverlässigen Marxisten Stellung genommen hatte, ist inzwischen beim Monarchismus angelangt. Er hat mit den Weißgardisten gegen die Sowjetmacht gekämpft und steht heute bei Wrangel.

Die Frau Kuskowa, die Verfasserin des „Credo“, gegen die Lenin so scharf Stellung nahm, ist heute Mitarbeiterin der konterrevolutionären Zeitung „Dni“ in Berlin und hört nicht auf, SowjetruÙland zu verleumden und die Bourgeoisie dagegen aufzuhetzen.

Wie gefährlich die Abweichungen waren, zu denen das „Credo“ die Arbeiter bekehren wollte, und wie vorteilhaft diese Abweichungen für die Feinde der Arbeiterklasse waren, zeigt die provokatorische Tätigkeit des Gendarmen Subatow und des Popen Gapon.

Beide wollten die Arbeiterbewegung „auf der Linie des kleinsten Widerstandes“ in das eng wirtschaftliche Geleise len-

ken. Beide wollten der selbständigen politischen Arbeiterpartei die Leitung des politischen Kampfes der russischen Arbeiterklasse entreißen.

Die Verwandtschaft unserer Menschewiki und Sozialrevolutionäre mit allen Feinden der Arbeiterklasse liegt heute klar zutage.

Lenins Resolution wurde unterschrieben von Lenin, Krupskaja, Krschischanowski, Newsorowa, Lepeschinski, Kurmatowski, Panin, Engberg, Lepeschinskaja, Starkow, Wanjew, Starkowa, Baramsin, Schapowalow, Wanjew, Silwin, Lengnik.

Die Genossen Tschekalski, Prominski, Jefimow und Kowalewski, die bei der Ausarbeitung der Resolution nicht zugegen waren, schlossen sich nachträglich an.

J. O. Zederbaum (Martow) teilte aus der sibirischen Stadt Turuchansk mit, daß er und noch zwei Arbeiter, die Genossen Masanow und Gudimow, sich unserem Protest gegen das „Credo“ restlos anschlossen.

Interessant ist, daß auch Genossen im Gouvernement Wjatka gegen das „Credo“ der Kuskowa protestierten. Es waren Worowski, Potressow, Gurwitsch, Sacharow u. a.

Der Zusammenschluß der Genossen unter Lenins Führung, aus dem ein Jahr später, im Dezember 1900, die Organisation „Iskra“ hervorging, hat also schon in der Verbannung als Protest gegen die Richtung der Ökonomen begonnen.

Man muß sagen, keiner unter uns, außer vielleicht dem Verfasser der Resolution, war darauf gefaßt, daß der angenommene Beschluß eine so tiefe Spur im Kampf der russischen Arbeiterklasse hinterlassen werde. Die Resolution war ihrem ganzen Wesen nach revolutionär marxistisch. Darin liegt ihre große Bedeutung. Und nur deshalb, weil unsere Partei und die ganze russische Arbeiterklasse in dem Moment, als sie den Kampf aufnahmen, mit der stärksten antibürgerlichen Waffe, dem revolutionären Marxismus, ausgerüstet wurden, nur deshalb konnten sie den Weg des Kampfes und der Siege gehen, der uns heute fast märchenhaft erscheint.

In der Person ihres Führers Lenin kämpfte unsere Partei gegen die Entstellung und Verflachung des Marxismus; gleichzeitig hatte sie die Fähigkeit, den Marxismus in die Wirklichkeit umzusetzen. Aus diesem Grunde konnte in einem Lande, wo der Kapitalismus eben erst seine Entwicklung begann und die Arbeiterklasse die Minderheit der Bevölkerung bildete, das Proletariat und seine Partei eine so große Rolle spielen, die Millionen von Bauern mitreißen und so den Sieg erringen. Die Keime des Sieges sind aber in jenen weit zurückliegenden Versammlungen und Kongressen zu suchen.

## Eine Haussuchung bei Lenin in Schuschenskoje

Die zaristische Regierung hatte damals in Lenin noch nicht ihren schlimmsten und gefährlichsten Feind erkannt. Das ergibt sich schon daraus, daß er, seine Frau und S. Newsorowa die Erlaubnis bekamen, ohne militärische Begleitung, frei und auf eigene Kosten in die Verbannung nach Sibirien zu reisen. Auf manche Narodowolzen, die als Verbannte in Sibirien lebten, machte diese Vergünstigung sogar einen befremdenden Eindruck.

Trotzdem veranstalteten die Gendarmen, als Lenin in Schuschenskoje lebte, eine Haussuchung bei ihm.

„Wissen Sie schon, man hat bei uns eine Haussuchung gemacht!“ sagte Krupskaja, als ich einmal zusammen mit Kurnatowski, Lengnik, Baramsin und Lepschinski Lenin besuchte.

„Hat man was gefunden?“ rief Lengnik erschrocken; er wußte, daß Lenin verbotene Literatur bei sich hatte.

„Nein, nichts, unsere Mutter hat uns gerettet.“

„Wie das?“ fragte Kurnatowski. „Erzählen Sie!“

„Wir gehen doch spät zu Bett“, sagte Krupskaja. „Wolodja las und schrieb wie gewöhnlich sehr lange. Endlich, so gegen zwei Uhr, löschten wir das Licht. Da klopft es plötzlich. Wer ist da? fragte Wolodja laut.“

„Wir kommen von der Dorfverwaltung. In einer eiligen Angelegenheit. Macht schnell auf.“

„Was für eine Angelegenheit?“

„Eine eilige. Macht auf.“

„Das wird eine Haussuchung sein, sagte ich zu Wolodja. Wir zogen uns schnell an, sahen uns um. Alles schien gut versteckt. Da man andauernd klopfte, machten wir die Tür auf. Auf der Schwelle stand der Gehilfe des Staatsanwalts mit einigen Gendarmen. Wir begriffen sofort, was los war. Da, zu meinem Entsetzen, sah ich, daß der große Milchtopf in dem

die illegale Literatur unter allerlei Lappen verborgen lag, gerade auf dem Bücherregal stand.

Aber meine Mutter verlor die Geistesgegenwart nicht. Sie trat an das Regal, das die Gendarmen schon durchzuwühlen begonnen hatten und sagte:

„Wo hab ich nur meinen Kopf! Den Milchtopf hab ich hier stehen lassen! Der stört Sie ja bloß! Geben Sie her!“

Getäuscht durch die Naivität, mit der meine Mutter dies sagte, gab ihr der Gendarm den Topf. Sie ging in die Küche, machte schnell Feuer an und verbrannte den Inhalt des Topfes.

Die Gendarmen fanden nichts und zogen enttäuscht ab.

Wäre die alte Frau nicht so schlagfertig gewesen, hätten die Gendarmen bei Lenin illegale Literatur gefunden, dann wäre seine Verbannung sicherlich verlängert worden. Er wäre 1900 nicht nach Rußland zurückgekehrt und hätte den Kampf gegen die Ökonomen nicht durchführen und die Organisation der „Iskra“ nicht schaffen können.

## Das letzte Jahr in Sibirien

Zwei Jahre vergingen. Der Rauch der Waldbrände, wegen der großen Entfernungen, die er zurücklegte, gar nicht beißend und dicht, breitete sich wie ein Nebel über die Abhänge, Täler, Flußinseln und Felder des Minussinsker Bezirkes und verdunkelte die Sonne. Kraftlos schimmerte sie durch diesen Schleier hindurch, eine rosige Scheibe mit dunkelrot strahlenden Rändern.

„Was ist das?“ fragte ich meinen Hauswirt, als mir diese fremdartige Erscheinung auffiel.

„Weißt du das nicht? Die Tajga brennt.“

„Wo denn? Welche Tajga? An welcher Stelle brennt sie?“

„Das weiß ich auch nicht. Weit von hier.“

Die Waldbrände sind eine Kalamität in Sibirien. Ein Wanderer, der im Wald übernachtet, braucht beim Weggehen bloß zu vergessen, das angefachte Feuer auszulöschen, ein sorgloser Raucher braucht bloß ein brennendes Streichholz hinzuwerfen, dann entzündet sich das trockene Reisig wie Pulver, und das Feuer erfaßt sofort die harzigen Baumstämme. Der beißende Rauch, das vom Winde vorwärts getriebene Flammenmeer jagen die Bären, die wilden Ziegen, Eichhörnchen usw. in die Flucht.

Das Feuer rast immer weiter vorwärts, vernichtet immer neue Waldpartien. Nur wenn es einem natürlichen Hindernis begegnet, einem Fluß, Sumpf oder See, oder wenn es in Strömen zu regnen anfängt, legt sich der Brand. Auch dieses Mal machte ein starker, mehrere Tage anhaltender Regen dem Feuer ein Ende. Der graue Schleier zerstreute sich, und die Sonne strahlte wieder heiter.

Da überkam mich das unüberwindliche Verlangen, nach all diesen trüben Tagen, die ich im Zimmer bei den Büchern zugebracht hatte, ins Freie zu gehen.

Es war schon Mittag, als ich in den Hof trat. In diesem Augenblick hörte ich ein Pferd galoppieren. In vollem Ritt hielt jemand vor dem Tor, sprang ab und klopfte.

„Ist Alexander Sidorowitsch zu Hause?“ fragte die mir bekannte Stimme Kurnatowskis.

„Ja, ja!“ rief ich statt der Wirtin und lief ihm entgegen.

„Sattle ein Pferd. Wir sind alle unterwegs, um X. X. auf der Minussinsker Landstraße abzuholen.“

„Warte auf mich bei Lengnik. Ich will im Dorf ein Pferd auftreiben. Ich komme so bald als möglich nach.“

Schnell mietete ich bei einem Bauern für fünfzig Kopeken ein Pferd, zäumte es auf, sattelte es und ritt zu Lengnik.

Aber weder Lengnik noch Baramsin wollten mit.

„Wir kennen die X. X. noch nicht“, sagte Baramsin. „Reitet ihr drei los. Nach ein paar Tagen fahren wir dann mit euch zusammen nach Schoschino, um sie kennen zu lernen.“

„Reite du voraus, du kennst den Weg. Wir kommen hinterher.“

Ich ließ ihn mit der Schwester der X. X. zurück und ritt voraus.

Der heiße Sommertag ging zu Ende. Die untergehende Sonne bestrahlte die Steppe. Unter dem Zauber dieser Natur, angesichts der fernen Berge, der stummen, alten Grabhügel, des unermesslichen, mit kleinen, eiligen Wölkchen bedeckten Himmels verfiel ich in tiefes Nachdenken.

Wie ein Film zogen die Bilder meines Lebens an mir vorbei: Freiheit, Gefängnis, Verbannung. Ich sah meine traurige, freudlose Kindheit, meine Jugend, in der es keinen einzigen Lichtstrahl, nur Arbeit und immer wieder Arbeit gab. Geschunden, unterdrückt, gedemütigt, schleppte ich mich mit stumpfer Gleichgültigkeit dahin. Es war ein jämmerliches, dunkles, eintöniges Sklavendasein. Ich empörte mich gegen den Zaren, das Kapital, Gott. Die ganze Welt schien mir ein unerträgliches, unermessliches Gefängnis. Mit aller Schärfe empfand ich, daß es für mich kein Vaterland gab; es hatte mir nichts zu bieten. Mit aller Schärfe empfand und begriff ich,



wie groß die Leiden der übrigen, genau wie ich unterdrückten Sklavenmillionen waren.

Sie atmen die vergiftete Fabrikluft. Sie arbeiten tief unter der Erde in den Bergwerken und sehen nichts vom herrlichen, blauen Himmel, von der strahlenden Sonne, der sternenglänzenden Nacht und dem silberhellen Mond. Die Erde, die sie mit ihren Tränen, mit ihrem Schweiß und Blut begießen, die jammernden Arbeiterkinder, die Tränen und Klagen der Mütter, die an Hunger, Krankheiten und Entbehrungen zugrunde gehen, alles sprach gegen die Zarenherrschaft, gegen den Kapitalismus, alles schrie nach Rache, nach Vergeltung.

Nur noch zwei Gefühle beherrschten mein Tun und Denken: Haß gegen die Unterdrücker, Liebe zu den unterdrückten Arbeitern und Bauern. Ich stürzte mich in den Kampf gegen den Zaren, die Kapitalisten, die Gutsbesitzer und die Religion. Wie ein phantastischer Traum rauschten jene Kampfstage an mir vorbei. Das Gefängnis, ein furchtbares, drohendes Ungeheuer, verschluckte mich für zwei qualvolle Jahre. Und dann die langen Jahre der Verbannung.

Hier lernte ich aber die Schönheit der Natur, die Schönheit unserer russischen Literatur in Puschkins, Lermontows, Njekrassows, Gogols, Turgenjews, Tolstois, Korolenkos und Gorkis Werken kennen.

Ganze Tage brachte ich auf irgendeiner entfernten Tuba-insel zu, ohne Menschen, ganz allein, im dichten Gras, im Schatten der Bäume und hörte auf die Stimmen der Natur. Ich hörte die Tuba unaufhörlich rauschen, und wieder stand vor mir die Frage: Erde, im Frühling wie im Herbst, im Sommer wie im Winter bist du schön. Warum aber lebt der Arbeiter auf dir so schwer, so unendlich schlecht?

Ich erinnerte mich an Petersburg, an die breite Fläche der Newa, die ihre Wasser gen Westen wälzte, an den Granitquai, an die Sphinx, die man 1832 aus Ägypten herbeigeschafft hatte.

Ich erinnerte mich an die Petersburger Museen, an die großen Werke der Raphael, Leonardo da Vinci, van Dyck, Rembrandt usw. Mein Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken an unseren Kampf. Tränen traten mir in die Augen,

und der Wunsch flammte in mir auf, besser zu werden, heldenhaft zu kämpfen, für die große Sache des revolutionären Marxismus zu leiden und zugrunde zu gehen! Wieder auf dem proletarischen Schlachtfelde sein, wieder der Gefahr des Kampfes trotzen, das ist das Glück, das ist der Sinn des Lebens.

Mein Pferd stolperte. Ich wäre fast kopfüber aus dem Sattel gestürzt. Mit Mühe behielt ich das Gleichgewicht und sah mich nach den Genossen um. Ich zuckte auf, als ich neben dem Weg eine Art kleine Kapelle entdeckte. Sie hatte keine Wände, das Dach ruhte auf vier Pfeilern, und das Kreuz war ganz verbogen.

Hier hatten wir uns an manchen Tagen versammelt. Hier sangen Lengnik und Baramsin ihre großrussischen und ukrainischen Lieder.

Als die Tochter der Frau Okulow, eine Studentin, zu Besuch gekommen war, lernte ich gerade hier kennen, was unvermeidlich einmal jedem begegnen muß. Doch es war aussichtslos... Ohne Hoffnung auf Erwidern meiner Gefühle brachte ich einen Herbst und einen Winter in furchtbaren seelischen Qualen zu; erst im Frühling und im Sommer fühlte ich, daß ich dieses für einen Revolutionär so verderbliche und verführerische Liebesgefühl allmählich los wurde.

Als ich dies überstanden hatte, fiel mir das stille, schläfrige Leben in Tessj besonders schwer; ich brannte vor Sehnsucht, nach Rußland zu kommen und mich in die Revolution zu stürzen.

Wir hatten die Steppe passiert und mußten nun durch mehrere Dörfer. In Gedanken versunken, stieg ich automatisch vom Pferde, öffnete die Tore des die Dörfer umgebenden Zaunes, ließ die Genossen durch und machte die Tore wieder zu.

Die Dörfer schienen die gleichen zu sein wie immer. Nur waren sie ungewöhnlich leer. Auf den Straßen sah man keinen einzigen Menschen. Sogar die Hunde hatten sich vor der Hitze unter den Haustoren verkrochen und lagen dort ohne zu bellen. Nur einmal sah ich, wie ein altes Weib aus dem Fenster

blicken wollte und sofort wieder verschwand, als wäre es durch irgendwas erschreckt. Auch ein kleiner Junge kam zwar zum Vorschein, verschwand aber gleich.

Nun, dachte ich, es ist ja gerade Erntezeit. Alle sind eben auf den Feldern.

Das war zu der Zeit, als in China die Volksbewegung gegen die ausländischen Ausbeuter begann — der sogenannte Boxeraufstand. Die Zarenregierung ergriff natürlich Partei für die westeuropäischen und amerikanischen Kapitalisten, die das chinesische Volk plünderten, und entsandte nach dem Vorbild der anderen kapitalistischen Regierungen Truppen gegen die Aufständischen. Es begann ein Krieg zwischen Rußland und China. Gleich zu Beginn der Feindseligkeiten bedeckte sich die Zarenregierung mit unauslöschlicher Schmach, indem sie Zehntausende friedlicher Chinesen aus der Stadt Blagoweschtschensk im Amur-Fluß ertränkte. Die Leichen der Ertrunkenen trieben auf dem Fluß in so dichten Massen, daß die Räder der Dampfer sich nicht drehen konnten.

Das Minussinsker Gebiet lag hart an der chinesischen Grenze. Die Grenze selbst stand jedoch nicht genau fest. Drangen in diesem wenig bevölkerten Gebiet russische Bauern und Goldgräber auf der Suche nach herrenlosem Land weiter vor, so verschob sich auch die Grenze. Was Wunder, wenn ein mongolischer Nomadenstamm seine Zelte damals auf russischem Territorium aufgeschlagen hatte, das er augenscheinlich für chinesischen Boden hielt.

Die erschreckten Minussinsker Behörden dachten schon, daß eine ganze chinesische Armee die Grenze überschritten habe und erließen einen strengen Befehl, in jedem Amtsbezirk müssen scharf die Wege beobachtet werden, ob nicht irgendwo chinesische Auskundschafter auftauchen.

Nichts ahnend, schloß ich das letzte Zauntor, überholte weit die Genossen und erreichte schließlich die große Minussinsker Landstraße. Ringsum stand ein alter, schweigsamer Fichtenwald. Vorne, ganz dicht an der Straße, erhob sich ein mächtiger Grabhügel.

In Gedanken versunken, ließ ich das Pferd Schritt gehen. Plötzlich sah ich, wie hinter dem Grabhügel ein Bauer zum Vorschein kam, dann noch einer, dann ein dritter usw. Alle hatten Pferde bei sich. Ich sah, wie sie sich hastig auf die unbesattelten Gäule setzten. Am meisten fiel mir auf, daß sie hinter ihrem Rücken Gewehre versteckten und daß sich unter ihnen ein mit Blechmarke und Revolver ausgestatteter Bauernamtman befand.

Ich zerbrach mir den Kopf, was das wohl bedeuten sollte. Währenddessen hatten die Bauern in raschem Galopp ihr Versteck verlassen und versperrten, in einer Reihe aufgestellt, uns den Weg. Der Bauernamtman rief:

„Halt! Werft die Gewehre weg! Sonst schießen wir. Her mit euren Ausweisen. Was seid ihr für Leute?“

„Aber, Iwan Kusmitsch, — sagte ich zu dem Amtman, in dem ich einen uns bekannten Bauern erkannte, — seid ihr denn verrückt geworden? Ihr kennt mich doch. Ich bin doch der verbannte Sozialist Alexander Sidorowitsch.“

„Das seh ich, daß du Alexander Sidorowitsch bist. Blind bin ich nicht. Warum führst du aber den chinesischen Mandarin mit dir herum? Warum zeigst du ihm den Weg?“

„Was für ein Mandarin? Was für Chinesen?“ — fragte ich erstaunt.

„Ja, zum Teufel noch einmal! Wer ist denn das hinter dir? Vielleicht kein chinesischer Mandarin? Bursche, laß das Gewehr. Wir schießen sonst.“

Ich drehte mich um, wohin der Revolver des Amtmans zeigte, und alles wurde mir klar. Im dunkelblauen Amazonenkostüm, in blauen Hosen auf Männerart im Sattel sitzend, mit blauem Barett, schwarzem Zopf und ausgesprochen mongolischem Gesicht, glich in diesem Moment die Schwester der X. X. einem Chinesen wie ein Ei dem anderen. Die Phantasie der Bauern tat noch das ihrige. Da wir Sozialisten bei den Bauern als Feinde des Zaren galten, hatten sie sich gleich gedacht, daß ich und Genosse Kurnatowski einem chinesischen Offizier den Weg wiesen, damit die chinesische Armee den Amtsbezirk Tessj okkupieren könne.

„Senken Sie sofort das Gewehr! — rief ich möglichst laut dem bereits damals schwerhörigen Kurnatowski zu, — die Sache ist ernst. Die Bauern halten uns für chinesische Spione. Sie können jeden Augenblick schießen.“

Darauf wandte ich mich wieder dem Amtmann zu: „Aber Iwan Kusmitsch! Was ist denn das für ein chinesischer Mandarin? Das ist doch die Tochter von O-w. Ihr kennt sie doch alle. Ihr seid ja einfach verrückt geworden.“

„Zum Teufel! Die Pest über euch!“ — entschlüpfte es dem Amtmann, der dabei erleichtert aufatmete. — „Das ist ja wirklich O-ws Töchterlein. Ja, sind wir denn wirklich nicht bei Trost? Wir haben uns aber mächtig erschrocken: Alexander Sidorowitsch zeigt einem chinesischen Mandarin den Weg. Noch ein klein wenig und wir hätten geschossen, bei Gott. Wohin wollt ihr denn, nach Schoschino?“

„Wir reiten dem anderen Fräulein entgegen. Sie kommt aus Minussinsk.“

„Teufel! Verdamm' mich! Haben wir uns mächtig erschrocken!“ — fuhren die Bauernburschen fort.

Erst nachdem die Bauern mit verwirrt-fröhlichen Gesichtern uns durchgelassen hatten, erkannten wir, welcher Gefahr wir entgangen waren. Besonders gefährlich war der Augenblick, wo der temperamentvolle und kühne Kurnatowski in der Überzeugung, wir wären von Räubern überfallen, bereits angelegt hatte und sofort schießen wollte. Am meisten verwirrt war die Schwester des X. X.

Schweigend setzten wir unseren Weg fort. Die Pferde gingen Schritt.

Die Sonne senkte sich hinter den Jegorjewski-Berg; ihre Strahlen vergoldeten die hohen Tannenwipfel. Es wurde kühl. Da hörten wir Pferdegetrappel und sahen eine Staubwolke sich nähern. Endlich tauchten auch die Pferde, der Wagen, der Kutscher Kusma und X. X. auf. Sie lächelte uns entgegen.

Wie hatte sie sich verändert! An Stelle des kindlich naiven Gesichtsausdrucks war ernste Nachdenklichkeit getreten. Sie war gewachsen und sah reifer aus.

„Schau lieber nicht dieses Gesicht, diese Augen an“, warnte mich eine innere Stimme. „Das bekommt dir schlecht.“

Der blaue Himmel, die lockenden Fernen, der nächtliche Sternenschimmer, das alles gaukelte mir von da an ihr Gesicht und ihre Augen vor. Ich sah, daß Silwin und Kurnatowski recht hatten, wenn sie behaupteten, eine schöne Frau könne für den Mann der Inbegriff alles Schönen im Menschen und in der Natur werden. Ich sah aber auch, daß ich dieses Gefühl niederzwingen mußte. Ich hatte keine Hoffnung auf Gegenliebe und war der Ansicht, daß eine Studentin, die aus bürgerlichem Milieu stammte, einen einfachen Arbeiter wie mich nicht lieben könne. Und wenn sie mich geliebt hätte, so wäre dieses Gefühl zu einer Fessel für uns beide geworden.

„Wer bin ich?“ so fragte ich mich. Ich bin dazu verurteilt, im grausamen Kampfe für die Befreiung der Menschheit unterzugehen. Ich bin ein einfacher Ziegelstein, der zum Aufbau des herrlichen Zukunftsgebäudes des menschlichen Glücks verwandt werden wird. Meine Bestimmung ist, wie die so vieler anderer, mich mit dem Feinde zu schlagen, bis er stürzt, oder aber selber unterzugehen. Allein, ohne Frau, bin ich dieser Aufgabe besser gewachsen. Wenn nur die Verbannung zu Ende gewesen wäre! Dann stürzte ich mich von neuem in den Kampf!

Darum, wenn Lengnik zu mir kam und sagte: „Alexander Sidorowitsch, fahren wir nach Schoschino. Baramsin kommt auch mit. Wir haben bereits einen Wagen gemietet“, — pflegte ich zu antworten: „Nein, ich fahre nicht.“

Sie fuhren allein ab. Es verging jedoch keine Stunde, als ich, getrieben von einer unüberwindbaren Kraft, mich wie ein Mondsüchtiger erhob und zu Fuß nach Schoschino ging. Ich legte die 20 Kilometer zurück, ohne die geringste Müdigkeit zu spüren.

Man warf einander einen Blick zu, als A. J., die zweite Schwester von X. X., die auf dem Fensterbrett zu sitzen pflegte, verkündete:

„Alexander Sidorowitsch ist gekommen.“

Ich war mir sehr wohl dessen bewußt, daß es eine dümmere Lage als die meine nicht gibt. Ich setzte mich in die Ecke, lauschte ihrer Stimme und sie schien mir die klangreinste und schönste Musik der Welt zu sein.

Gegen Ende des Sommers reiste sie ab, nachdem sie sich erholt und neue Kräfte für den revolutionären Kampf gesammelt hatte. Auch Lengnik fuhr weg; er hatte bei der sibirischen Eisenbahn eine Stellung als Ingenieur bekommen. Baramsin bekam die Erlaubnis, nach Jermakowskoje übersiedeln.

Während des letzten Winters war ich ganz allein in Tessj; der Isprawnik Stojanow, der auf mich wütend war, weil ich gegen ihn eine Beschwerde beim Gouverneur eingereicht hatte, hatte geschworen, mich in Tessj festzuhalten.

Das Dorf wurde leer. Auch das Okulowsche Haus in Schoschino. Die Jugend, die in seine großen Räume Leben gebracht hatte, reiste ab. Riesenhaft groß und wie tot stand das Haus da.

Als ich allein in Tessj war, lernte ich, was Verlassenheit heißt. Manchmal wachte ich nachts infolge der entsetzlichen Kälte auf und merkte, daß mein Bart zu einem Stück Eis geworden und an das Kissen angefroren war. Ich mußte aufstehen, Licht machen und den eisernen Ofen heizen, der nur so lange wärmte, als das Holz brannte. Die Luft wurde unerträglich heiß und dann ebensoschnell wieder eisig kalt.

Ich suchte die Erlaubnis zu bekommen, nach Minussinsk oder anderswohin umzusiedeln; ich hoffte, daß neue Gegenden und neue Eindrücke mir über meine Niedergeschlagenheit hinweghelfen würden. Der Isprawnik Stojanow aber legte meinem Gesuch, das er an den Gouverneur weiterzuleiten hatte, einen Zettel bei mit der Bemerkung, daß er es nicht empfehle, mir diese Erlaubnis zu geben.

Seit dem Herbst und der Abreise der X. X. hatte meine furchtbare Stimmung derartig zugenommen, daß ich immer daran dachte, mit dem Leben Schluß zu machen.

Jeder Genosse, der einmal in seinem Leben in einem weltverlassenen sibirischen Bärenwinkel verbannt war, wird meine Gefühle verstehen. Düster und drückend wie eine dunkle Herbstnacht bemächtigen sie sich des Menschen, pressen ihn wie Schlangen, wie eine knochige Totenhand und drohen, ihn zu erwürgen...

In meiner Verzweiflung badete ich im eisigen Wasser der Tuba, als ihr Rand schon zugefroren war. Außerstande, meine Depression zu bewältigen, sprang ich nachts bei 40 Grad Kälte aus dem Bett, zog über den nackten Körper einen Pelz, ging auf die Tubainseln, warf den Pelz ab und wälzte mich nackt im Schnee. Halberstarrt legte ich dann den Pelz wieder an und kehrte mit hohem Fieber zurück. Aber auch das half nicht.

Eines Tages lud ich das Gewehr, befestigte am Hahn eine Schnur, band sie um meinen Fuß und legte schon den kalten Lauf an die Schläfe, um den Hahn mit dem Fuß abzudrücken und mir den Schädel zu zerschmettern, da klopfte es plötzlich am Fenster.

„He, Alexander Sidorowitsch, komm heraus!“ rief Panin, der mich besuchen wollte.

Aergerlich über die Störung, zog ich den Pelz an und ging hinaus, um das Tor zu öffnen und Panin, der in einem Bauernwagen angekommen war, hereinzulassen. Die Unterhaltung mit ihm zerstreute meine furchtbare Stimmung. Als ich aber wieder allein war, fing es von neuem an. Ganz besonders litt ich während der langen Nächte.

So verbrachte ich den letzten Winter in Tessj. Hoffnung wurde von Verzweiflung abgelöst. Von Lengnik bekam ich einen Brief, in dem er mich aufforderte, nach der Verbannung nach Krasnojarsk zu fahren und dort auf ihn zu warten; dann wollten wir gemeinsam nach Rußland zurückkehren. In Krasnojarsk lebte damals Silwins Frau. Silwin wurde zum Militär eingezogen und schmachtete in der Kaserne.

Endlich, im März 1901, traf ein Schreiben vom Gouverneur ein; man teilte mir mit, daß meine Verbannung zu Ende sei und ich das Recht habe, nach Rußland zurückzukehren. Es sei mir jedoch verboten, mich in Petersburg, Moskau, überhaupt in irgend einer Universitäts- oder Industriestadt niederzulassen. Es blieben nur der Kaukasus, Nordrußland und das Wolgagebiet.

Eifrig traf ich alle Vorbereitungen, um nach dem Kaukasus zu Kurnatowski zu fahren; er hatte mich dringend aufge-



fordert, hinzukommen und mit ihm zusammen in der Partei zu arbeiten.

Zum letzten Male ging ich über das Eis der Tuba, kletterte auf das gegenüberliegende abschüssige Felsenufer und meißelte ins Gestein die Worte: Es lebe die Revolution! Dann trat ich die Rückreise an.

Leb wohl, Minussinsker Gebiet, mit deiner strengen und schönen Natur, die mich so oft bezauberte. Lebt wohl, Berge, und du, stolzer Fluß, mit deinem durchsichtigen, reinen Wasser. Leb wohl, Sibirien!

Am 12. März 1901 verließ ich Minussinsk. Ich eilte wieder in den großen Kampf. Ich eilte, ein neues Leben zu beginnen.

Und wieder liefen die niedrigen Telegraphenstangen an mir vorbei, entlang der Straße, die von Minussinsk nach Atschinsk führte.



# INHALTSVERZEICHNIS

STATT EINER VORREDE . . . . .	5
Vorrede zur zweiten Auflage . . . . .	6
Vorwort zur dritten Auflage . . . . .	9
I. AUF DEM WEGE ZUM MARXISMUS . . . . .	11
Einleitung . . . . .	13
Meine Kindheit . . . . .	15
Eintritt in die Eisenbahnwerkstatt für mittlere Reparaturen — Lehr- lingszeit . . . . .	25
Ich komme in eine große Schlosserwerkstatt . . . . .	33
Religiöse Erlebnisse . . . . .	37
Arbeiter-Abendschule . . . . .	51
Der Bruch mit der Religion . . . . .	59
Auf der Suche nach Sozialisten . . . . .	63
Mein Eintritt in die Partei „Narodnaja Wolja“ . . . . .	72
Die Druckerei in Lachta . . . . .	83
Begegnung mit Marxisten . . . . .	92
Eintritt in den Kampfverband . . . . .	96
Der Petersburger Weberstreik 1896 . . . . .	107
Ende des Streiks und Verhaftung . . . . .	126
II. IN DEN ZARENGEFÄNGNISSEN JUNI 1896 BIS FRÜHJAHR 1898	131
Die Trubezkoi-Bastion der Peter-Pauls-Festung . . . . .	133
Verhör und Gefängnis . . . . .	145
„Dich werden wir noch um den Finger wickeln,“ sagt der Gendarm	150
Keine Bücher, nur die Bibel . . . . .	155
In der Strafzelle . . . . .	162
Wie man sich beim Verhör zu benehmen hat . . . . .	171
Untersuchungsgefängnis . . . . .	184
Das Etappengefängnis in Petersburg und der Uhrenturm des Butyrski-Gefängnisses in Moskau . . . . .	192
III. VERBANNUNG NACH SIBIRIEN . . . . .	213
Verbannung . . . . .	215
Minussinsk . . . . .	232
Von Minussinsk nach Tessj . . . . .	240
Die Ankunft . . . . .	244
Das Leben im Dorfe Tessj . . . . .	252
Meine Bekanntschaft mit Lenin . . . . .	299
Lenins Ankunft in Tessj . . . . .	307
Fahrt nach dem Dorfe Jermakowkoje . . . . .	316
Eine Haussuchung bei Lenin in Schuschenskoje . . . . .	325
Das letzte Jahr in Sibirien . . . . .	327



## Verlag Olga Benario und Herbert Baum

Der **Verlag Olga Benario und Herbert Baum** wurde gegründet, um eine Lücke zu schließen, die in den letzten Jahren immer deutlicher wurde.

Es geht darum, einen Verlag zu schaffen, der parteiisch ist, sich bewußt **auf die Seite der Verdammten dieser Erde stellt** und deshalb sein Verlagsprogramm **internationalistisch** gestaltet, als einen ersten Schritt für die solidarische Auswertung und die Propagierung der Erfahrungen der internationalen revolutionären Kämpfe.

Es geht darum, durch die Gestaltung des Verlagsprogramms ganz bewußt und **solidarisch an die wirklichen kommunistischen Traditionen anzuknüpfen**, an die wirklich revolutionäre internationale kommunistische Bewegung zur Zeit von Marx und Engels, Lenin und Stalin, an die positiven Erfahrungen der antirevisionistischen Kämpfe gegen den Chruschtschow- und Breschnew-Revisionismus.

Es geht darum, gegen die bürgerliche Wissenschaft **die Tradition des wissenschaftlichen Kommunismus zu propagieren**. Deshalb ist der Nachdruck der grundlegenden Schriften des wissenschaftlichen Kommunismus in verschiedenen Sprachen ein Schwerpunkt des Verlages.

Mit der Gründung und der Arbeit des Verlags Olga Benario und Herbert Baum soll ein Beitrag geleistet werden, um im Kampf gegen den Imperialismus überhaupt und den deutschen Imperialismus insbesondere der Verwirklichung des Mottos von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht näher zu kommen: „**Nichts vergessen, alles lernen!**“



**Olga Benario**, geboren am 12.2.1908, kämpfte als Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands (KJVD), der Jugendorganisation der KPD, in der Weimarer Republik gegen den aufkommenden Nazismus und gegen die regierende reaktionäre Sozialdemokratie, gegen den deutschen Imperialismus. Im April 1928 war sie führend an einer erfolgreichen bewaffneten Aktion zur Befreiung eines bis zu seiner Verhaftung illegal lebenden KPD-Genossen aus dem Berliner Polizeipräsidium beteiligt.

Olga Benario flüchtete vor dem deutschen Polizeiapparat in die Sowjetunion, wo sie zu einer wichtigen Mitarbeiterin der Kommunistischen Internationale wurde. In deren Auftrag ging sie 1935 nach Brasilien, um den Aufbau der KP Brasiliens zu unterstützen.

1936 wurde Olga Benario in Brasilien verhaftet, an die Nazis ausgeliefert und ins KZ Ravensbrück verschleppt, wo sie den „gelben Stern“ tragen mußte. Trotz Folter und Kerkerhaft hat sie keinerlei Aussagen gemacht – weder bei der

Polizei des reaktionären brasilianischen Regimes noch bei der Gestapo. Olga Benario kämpfte als „Blockälteste“ im KZ Ravensbrück für die Verbesserung der Überlebenschancen der Häftlinge und gegen die Demoralisierung. Im April 1942 wurde Olga Benario in der Gaskammer von Bernburg von den Nazis ermordet.

Der Name Olga Benario steht

- ★ für den militanten und bewaffneten Kampf der kommunistischen Kräfte, für den Kampf um die proletarische Revolution;
- ★ für den praktizierten proletarischen Internationalismus;
- ★ für den konsequenten antinazistischen Kampf, der auch unter den schlimmsten Bedingungen, selbst in einem Nazi-KZ möglich ist.

**Herbert Baum**, geboren am 10.2.1912, war Mitglied des KJVD und gründete 1936 mit anderen Antinazisten eine Widerstandsgruppe, die später als Herbert-Baum-Gruppe bekannt geworden ist. Die Herbert-Baum-Gruppe nahm mit jüdischen Widerstandsgruppen und Gruppen von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern aus anderen Ländern Kontakt auf und führte mit ihnen gemeinsam einen illegalen Kampf gegen die Nazis.

Die Herbert-Baum-Gruppe organisierte Maßnahmen, um jüdische Menschen vor der Deportation und Ermordung in Nazi-Vernichtungslagern zu retten.

Die militante Aktion der Herbert-Baum-Gruppe gegen die antikommunistische Nazi-Ausstellung „Das Sowjetparadies“ am 13. Mai 1942 in Berlin, bei der ein Teil der Ausstellung durch Brandsätze zerstört wurde, fand weltweit Beachtung.

Einige Wochen später wurde Herbert Baum und fast alle anderen Mitglieder der Widerstandsgruppe aufgrund Verrats verhaftet. Herbert Baum wurde am 11. Juni 1942 von den Nazis durch bestialische Folter ermordet, ohne etwas an die Gestapo preisgegeben zu haben.

Der Name Herbert Baum steht

- ★ für die Organisierung einer internationalistischen antinazistischen Front in Deutschland;
- ★ für den Kampf gegen den nazistischen Antisemitismus und gegen den industriellen Völkermord der Nazis an 6 Millionen Juden und Jüdinnen;
- ★ für den Kampf gegen den Antikommunismus und für die Solidarität mit der sozialistischen Sowjetunion zur Zeit Stalins.

Die Namen Olga Benario und Herbert Baum stehen für die Tradition des antifaschistischen und revolutionären Kampfes der wirklich kommunistischen Kräfte.

---

## Grundschriften des wissenschaftlichen Kommunismus

---

Karl Marx/Friedrich Engels

**Manifest der Kommunistischen Partei** (1848)

92 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-00-7

Karl Marx

**Kritik des Gothaer Programms** (1875)

96 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-01-5

W. I. Lenin

**Staat und Revolution** (1917)

159 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-02-3

J. W. Stalin

**Über die Grundlagen des Leninismus** (1924)

137 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-03-1

W. I. Lenin

**Was tun?** (1902)

276 Seiten, Offenbach 1997, 10 €, ISBN 3-932636-04-X

J. W. Stalin

**Über dialektischen und historischen Materialismus** (1938)

45 Seiten, Offenbach 1997, 2 €, ISBN 3-932636-05-8

W. I. Lenin

**Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus** (1916)

**Der Imperialismus und die Spaltung des Sozialismus** (1916)

185 Seiten, Offenbach 1999, 8 €, ISBN 3-932636-36-8

W. I. Lenin

**Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück** (1904)

242 Seiten, Offenbach 2006, 10 €, ISBN 978-3-86589-042-9

W. I. Lenin

**Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution** (1905)

192 Seiten, Offenbach 2006, 8 €, ISBN 978-3-86589-043-6

W. I. Lenin

**Materialismus und Empiriokritizismus** (1908)

410 Seiten, Offenbach 2006, 15 €, ISBN 978-3-86589-050-4

Karl Marx/Friedrich Engels: **Ausgewählte Werke in zwei Bänden**

**Band I: 1848 – 1874**

650 Seiten, 25 €, Offenbach 2004, ISBN 3-86589-001-6

**Band II: 1875 – 1894**

504 Seiten, 25 €, Offenbach 2004, ISBN 3-86589-002-4

W. I. Lenin: **Ausgewählte Werke in zwei Bänden**

**Band I: 1884 – 1917**

916 Seiten, 30 €, Offenbach 2004, ISBN 3-932636-93-7

**Band II: 1917 – 1923**

1037 Seiten, 30 €, Offenbach 2004, ISBN 3-932636-94-5

---

**Grundschriften des wissenschaftlichen Kommunismus  
in anderen Sprachen**

---

Karl Marx/Friedrich Engels

**Manifest der Kommunistischen Partei (1848)**

**Türkisch:**

Karl Marx/Friedrich Engels

**Komünist Partisi Manifestosu**

82 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-06-6

**Englisch:**

Karl Marx/Frederick Engels

**Manifesto of the Communist Party**

83 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-07-4

**Französisch:**

Karl Marx/Friedrich Engels

**Manifeste du Parti Communiste**

82 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-08-2

**Spanisch:**

Carlos Marx/Federico Engels

**Manifiesto del Partido Comunista**

87 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-09-0

**Farsi:**

کارل مارکس فریدریش انگلس

**مانیفست حزب کمونیست**

97 Seiten, Offenbach 1999, 4 €, ISBN 3-932636-10-4



**Russisch:**

**К. Маркс и Ф. Энгельс  
Манифест Коммунистической Партии**

80 Seiten, Offenbach 2004, 4 €, ISBN 3-932636-91-0

**Russisch / Deutsch:**

150 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-95-3

**Serbokroatisch:**

Karl Marx/Friedrich Engels

**Manifest Komunisticke Partije**

168 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-86589-000-8

---

## **Schriften und Texte des wissenschaftlichen Kommunismus**

---

Marx, Engels, Lenin, Stalin

**Über den Partisanenkampf**

188 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-11-2

**Programm der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki) – 1919**

**Programm der Kommunistischen Internationale – 1928**

241 Seiten, Offenbach 2002, 10 €, ISBN 3-932636-19-8

Marx, Engels, Lenin, Stalin, Kl, Zetkin

**Die kommunistische Revolution und die Befreiung der Frauen**

164 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-18-X

Autorenkollektiv: **Lehrbuch der politischen Ökonomie** (1954)

J. W. Stalin: **Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR** (1952)

515 Seiten, Offenbach 1997, 20 €, ISBN 3-932636-21-X

Autorenkollektiv

**W. I. Lenin** – Ein kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens (1947)

415 Seiten, Offenbach 1999, 15 €, ISBN 3-932636-35-X

W. I. Lenin/J. W. Stalin

**Hauptmerkmale der Partei neuen Typs**

143 Seiten, Offenbach 2000, 5 €, ISBN 3-932636-22-8

W. I. Lenin/J. W. Stalin

**Über die Arbeiteraristokratie**

115 Seiten, Offenbach 2001, 5 €, ISBN 3-932636-23-6

Marx, Engels, Lenin, Stalin

**Grundlegende Merkmale der kommunistischen Gesellschaft**

96 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-67-8

Autorenkollektiv

**J. W. Stalin** – Ein kurzer Abriss seines Lebens und Wirkens

409 Seiten, Offenbach 2003, 15 €, ISBN 3-932636-65-1

**Stalin Werke Band 1 bis 13**

sowie die vorhandenen Schriften 1934–1952, inklusive der “Geschichte der KPdSU(B) – Kurzer Lehrgang”

**CD-ROM**, Offenbach 2003, 10 €, ISBN 3-932636-72-4

**Stalin-Biographie inklusive Werke-CD:** 22 €, ISBN 3-932636-73-2

M. Glasser/A. Primakowski/B. Jakowlew

**Studieren – Propagieren – Organisieren** (1948 / 1951)

Drei Texte zu den Arbeitsmethoden von Marx, Engels, Lenin und Stalin

170 Seiten, Offenbach 2001, 8 €, ISBN 3-932636-20-1

Béla Fogarasi

**Dialektische Logik** – mit einer Darstellung erkenntnistheoretischer Grundbegriffe (1953)

430 Seiten, Offenbach 1997, 15 €, ISBN 3-932636-12-0

---

## Texte internationaler revolutionärer Erfahrungen

---

Unter der Redaktion von Gorki, Kirow, Molotow, Shdanow, Stalin, Woroschilow

**Geschichte des Bürgerkrieges in Rußland** (1937 / 1949)

**Band 1: Die Vorbereitung der proletarischen Revolution**

(Vom Beginn des Krieges 1914 bis Anfang Oktober 1917)

540 Seiten, Offenbach 1999, 20 €, ISBN 3-932636-15-5

**Band 2: Die Durchführung der proletarischen Revolution**

(Oktober 1917 bis November 1917)

750 Seiten, Offenbach 1999, 25 €, ISBN 3-932636-16-3

Autorenkollektiv

**Mao Tse-tung – seine Verdienste, seine Fehler**

**Band 1: 1926 – 1949**

400 Seiten, Offenbach 1997, 18 €, ISBN 3-932636-14-7

**Band 2: 1950 – 1976**

240 Seiten, Offenbach 2005, 13 €, ISBN 3-86589-036-9

Autorenkollektiv

**Zur „Polemik“** – Die revisionistische Linie des XX. Parteitags der KPdSU (1956) und die grundlegenden Fehler der berechtigten Kritik der KP Chinas (1963)

630 Seiten, Offenbach 2003, 30 €, ISBN 3-932636-70-8

**Die Selbstkritik der KP Indonesiens im Kampf gegen**

### **den „friedlichen Weg“ der modernen Revisionisten**

Fünf wichtige Dokumente des Politbüros des ZK der KP Indonesiens (PKI) von 1966/67  
148 Seiten, Offenbach 2005, 8 €, ISBN 3-86589-037-7

Autorenkollektiv

### **Kritik des Buches von Enver Hoxha „Imperialismus und Revolution“**

264 Seiten, Offenbach 2005, 15 €, ISBN 3-86589-012-1

---

## **Texte internationaler revolutionärer Erfahrungen in anderen Sprachen**

---

Autorenkollektiv

**Der XX. Parteitag der KPdSU 1956** – ein revisionistisches und konterrevolutionäres Programm (Materialien und Diskussionsbeiträge) und „Programmatische Erklärung der Revolutionären Kommunisten der Sowetunion (Bolschewiki)“ von 1966 (Auszug)

*in russischer Sprache:* 106 Seiten, Offenbach 2002, 6 €, ISBN 3-932636-47-3

*in türkischer Sprache:* 120 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-75-9

*in französischer Sprache:* 176 Seiten, Offenbach 2005, 8 €, ISBN 3-86589-005-9

*in italienischer Sprache:* 108 Seiten, Offenbach 2006, 8 €, ISBN 978-3-86589-004-7

---

## **Dokumente und Analysen**

---

### **Zur Geschichte Afghanistans – Ein Land im Würgegriff des Imperialismus**

Über die Kriegspolitik des deutschen Imperialismus in Afghanistan

289 Seiten, Offenbach 2002, 15 €, ISBN 3-932636-48-1

### **Der UN-Teilungsplan für Palästina und die Gründung des Staates Israel (1947/48)**

Anhang: PLO-Charta von 1968 mit kritischen Anmerkungen

120 Seiten, Offenbach 2002, 8 €, ISBN 3-932636-52-X

---

## **Texte zu Deutschland und dem deutschen Imperialismus**

---

**Die Rote Fahne** – Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands  
(Sektion der Kommunistischen Internationale)

Begründet von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

Reprint 1929 – Februar 1933, Hardcover-Bände im Format DIN A3

**Januar – März 1929**, 1080 Seiten, Offenbach 2005, 95 €, ISBN 3-86589-018-0

**April – Juni 1929**, 534 Seiten, Offenbach 2005, 70 €, ISBN 3-86589-019-9

**Juli – September 1929**, 1054 Seiten, Offenbach 2005, 95 €, ISBN 3-86589-020-2

**Oktober – Dezember 1929**, 1054 Seiten, Offenbach 2005, 95 €, ISBN 3-86589-021-0

**Januar – Februar 1933**, 452 Seiten, Offenbach 2005, 70 €, ISBN 3-86589-034-2

Autorenkollektiv

**Die Verbrechen des deutschen Imperialismus im Ersten Weltkrieg**

150 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-92-9

Autorenkollektiv

**Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und  
das revolutionäre Programm der KPD (1918)**

200 Seiten, Offenbach 2004, 10 €, ISBN 3-932636-74-0

Georgi Dimitroff

**Gegen den Nazifaschismus**

371 Seiten, Offenbach 2002, 20 €, ISBN 3-932636-25-2

Autorenkollektiv

**1418 Tage** – Der Krieg des deutschen Nazifaschismus gegen die  
Diktatur des Proletariats in der Sowjetunion (22. Juni 1941 – 8. Mai 1945)

220 Seiten, Offenbach 2005, 13 €, ISBN 3-86589-035-0

Autorenkollektiv: **Marx und Engels über das reaktionäre Preußentum** (1943)

Alfred Klahr: **Gegen den deutschen Chauvinismus** (1944)

130 Seiten, Offenbach 1997, 5 €, ISBN 3-932636-13-9

Autorenkollektiv

**Über den Widerstand in den KZs und Vernichtungslagern des Nazifaschismus**

204 Seiten, Offenbach 1998, 13 €, ISBN 3-932636-34-1

Gudrun Fischer

**„Unser Land spie uns aus“**

Jüdische Frauen auf der Flucht vor dem Naziterror nach Brasilien

220 Seiten, Offenbach 1998, 13 €, ISBN 3-932636-33-3

**Freies Deutschland** – Illustrierte Zeitschrift der antifaschistischen Emigration  
erschienen in Mexiko von November 1941 bis Juni 1946

**Band 1: Nov. 1941 – Okt. 1942**, 440 Seiten, 30 €, ISBN 3-932636-96-1

**Band 2: Nov. 1942 – Nov. 1943**, 460 Seiten, 30 €, ISBN 3-932636-97-X

**Band 3: Dez. 1943 – Nov. 1944**, 480 Seiten, 30 €, ISBN 3-932636-98-8

**Band 4: Dez. 1944 – Juni 1946**, 660 Seiten, 35 €, ISBN 3-932636-99-6

**Internationale Hefte der Widerstandsbewegung** (1959 – 1963)

Analysen und Dokumente über den internationalen Widerstand gegen den Nazifaschismus

**Band 1:** Heft 1 – 4 (1959 – 60), 560 Seiten, Offenbach 2002, 35 €, ISBN 3-932636-49-X

**Band 2:** Heft 5 – 10 (1961 – 63), 528 Seiten, Offenbach 2002, 35 €, ISBN 3-932636-50-3

**Bd. 1 & 2 in einem Band** (Hardcover): 1084 Seiten, Offenbach 2002, 80 €, ISBN 3-932636-51-1

**Das Potsdamer Abkommen** (1945)

Anhang: Die Dokumente von Teheran und Jalta

83 Seiten, Offenbach 2001, 5 €, ISBN 3-932636-24-4

**Bericht des internationalen Lagerkomitees des KZ Buchenwald (1949)**

237 Seiten, 2. Auflage, Offenbach 2004, 10 €, ISBN 3-932636-26-0

Autorenkollektiv

**Die Gründung der SED und ihre Vorgeschichte (1945 – 1946)**

702 Seiten, Offenbach 2000, 33 €, ISBN 3-932636-38-4

Autorenkollektiv

10 Jahre „Deutsche Einheit“: **Nazi-Terror von Hoyerswerda bis Düsseldorf**

Nazis, Staat und Medien – ein Braunbuch

222 Seiten, Offenbach 2000, 13 €, ISBN 3-932636-37-6

---

## **Romane zur Geschichte der Revolutionen und Befreiungskämpfe**

---

A. Schapowalow

**Auf dem Weg zum Marxismus**

Erinnerungen eines Arbeiterrevolutionärs

337 Seiten, Offenbach 1997, 15 €, ISBN 3-932636-29-5

S. Mstislawski

**Die Krähe ist ein Frühlingsvogel**

404 Seiten, Offenbach 1997, 15 €, ISBN 3-932636-17-1

I. Popow

**Als die Nacht verging**

593 Seiten, Offenbach 1997, 20 €, ISBN 3-932636-30-9

---

## **Materialien**

(Spiralbindung, DIN A4)

---

**Leninismus – Lesehefte für Schulungen und Selbstunterricht**

500 Seiten, Offenbach 2004, 30 €, ISBN 3-932636-90-2

**Die Kommunistische Internationale in Resolutionen und Beschlüssen**

**Band 1: 1919 – 1924**

416 Seiten, Offenbach 1998, 30 €, ISBN 3-932636-27-9

Hardcover: Offenbach 1998, 55 €, ISBN 3-932636-60-0

**Band 2: 1925 – 1943**

452 Seiten, Offenbach 1998, 35 €, ISBN 3-932636-28-7

Hardcover: Offenbach 1998, 60 €, ISBN 3-932636-61-9

## **Die Kommunistische Partei der Sowjetunion in Resolutionen und Beschlüssen der Parteitage, Konferenzen und Plenen des ZK**

### **Teil 1: 1898 – 1917**

282 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-76-7  
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-77-5

### **Teil 2: 1917 – 1924**

290 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-82-1  
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-83-X

### **Teil 3: 1924 – 1927**

300 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-84-8  
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-85-6

### **Teil 4: 1927 – 1932**

300 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-86-4  
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-87-2

### **Teil 5: 1932 – 1953**

340 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-88-0  
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-89-9

## **Zur internationalen Lage 1919 – 1952**

359 Seiten, Offenbach 2003, 25 €, ISBN 3-932636-71-6  
Hardcover: Offenbach 2003, 50 €, ISBN 3-932636-78-3

## **Dokumente der Internationalen Roten Hilfe und der Roten Hilfe Deutschlands**

593 Seiten, Offenbach 2003, 35 €, ISBN 3-932636-66-X  
Hardcover: Offenbach 2003, 60 €, ISBN 3-932636-81-3

## **Dokumente zum Studium der Palästina-Frage (1922 – 1948)**

180 Seiten, Offenbach 1997, 10 €, ISBN 3-932636-32-5  
Hardcover: Offenbach 1997, 35 €, ISBN 3-932636-59-7

## **Dokumente zum Studium des Spanischen Bürgerkriegs (1936 – 1939)**

680 Seiten, Offenbach 1997, 30 €, ISBN 3-932636-31-7  
Hardcover: Offenbach 1997, 55 €, ISBN 3-932636-58-9

## **Indien und die Revolution in Indien**

262 Seiten, Offenbach 2005, 20 €, ISBN 3-86589-039-3  
Hardcover: Offenbach 2005, 45 €, ISBN 3-86589-040-7

## **Dokumente des Kampfes der Kommunistischen Partei Chinas gegen den modernen Revisionismus 1956 – 1966**

### **Teil I: 1956 – 1963**

346 Seiten, Offenbach 2002, 28 €, ISBN 3-932636-44-9  
Hardcover: Offenbach 2002, 53 €, ISBN 3-932636-62-7

### **Teil II: Die Polemik über die Generallinie der internationalen kommunistischen Bewegung (1963)**

330 Seiten, Offenbach 2002, 28 €, ISBN 3-932636-45-7  
Hardcover: Offenbach 2002, 53 €, ISBN 3-932636-63-5

### **Teil III: 1963 – 1966**

320 Seiten, Offenbach 2002, 25 €, ISBN 3-932636-46-5

Hardcover: Offenbach 2002, 50 €, ISBN 3-932636-64-3

### **Dokumente des Kampfes der Partei der Arbeit Albanien gegen den modernen Revisionismus 1955 – 1966**

#### **Teil I: 1955 – 1962**

418 Seiten, Offenbach 2003, 30 €, ISBN 3-932636-68-6

Hardcover: Offenbach 2003, 55 €, ISBN 3-932636-79-1

#### **Teil II: 1963 – 1966**

422 Seiten, Offenbach 2003, 30 €, ISBN 3-932636-69-4

Hardcover: Offenbach 2003, 55 €, ISBN 3-932636-80-1

### **Dokumente des ZK der KPD 1933 – 1945**

505 Seiten, Offenbach 2001, 35 €, ISBN 3-932636-41-4

Hardcover: Offenbach 2001, 50 €, ISBN 3-932636-57-0

### **Materialien zur Gründung der SED (1945/46)**

#### **Band 1: Berichte und Protokolle**

Die Parteitage der KPD, SPD und SED im April 1946

319 Seiten, Offenbach 2001, 25 €, ISBN 3-932636-40-6

Hardcover: Offenbach 2001, 50 €, ISBN 3-932636-53-8

#### **Band 2: Vortragsdispositionen (1945 – 1946)**

Materialien für politische Schulungstage, herausgegeben vom ZK der KPD

250 Seiten, Offenbach 2001, 20 €, ISBN 3-932636-39-2

Hardcover: Offenbach 2001, 45 €, ISBN 3-932636-54-6

#### **Band 3: Einheit (1946)**

Einheit – Monatsschrift zur Vorbereitung der sozialistischen Einheitspartei,

Einheit – Theoretische Monatsschrift für Sozialismus

380 Seiten, Offenbach 2002, 28 €, ISBN 3-932636-42-2

Hardcover: Offenbach 2002, 53 €, ISBN 3-932636-55-4

#### **Band 4:**

Alexander Abusch: **Der Irrweg einer Nation** (1946)

Georg Rehberg: **Hitler und die NSDAP in Wort und Tat** (1946)

Walter Ulbricht: **Die Legende vom „deutschen Sozialismus“** (1945)

Paul Merker: **Das dritte Reich und sein Ende** (1945)

540 Seiten, Offenbach 2002, 35 €, ISBN 3-932636-43-0

Hardcover: Offenbach 2002, 60 €, ISBN 3-932636-56-2

#### **Band 5: Parteikonferenz der KPD am 2. und 3. März 1946**

160 Seiten, Offenbach 2004, 10 €, ISBN 3-86589-003-2

Hardcover: Offenbach 2004, 35 €, ISBN 3-86589-008-3

Verlag Olga Benario und Herbert Baum  
Postfach 10 20 51, D-63020 Offenbach  
[www.verlag-benario-baum.de](http://www.verlag-benario-baum.de)

